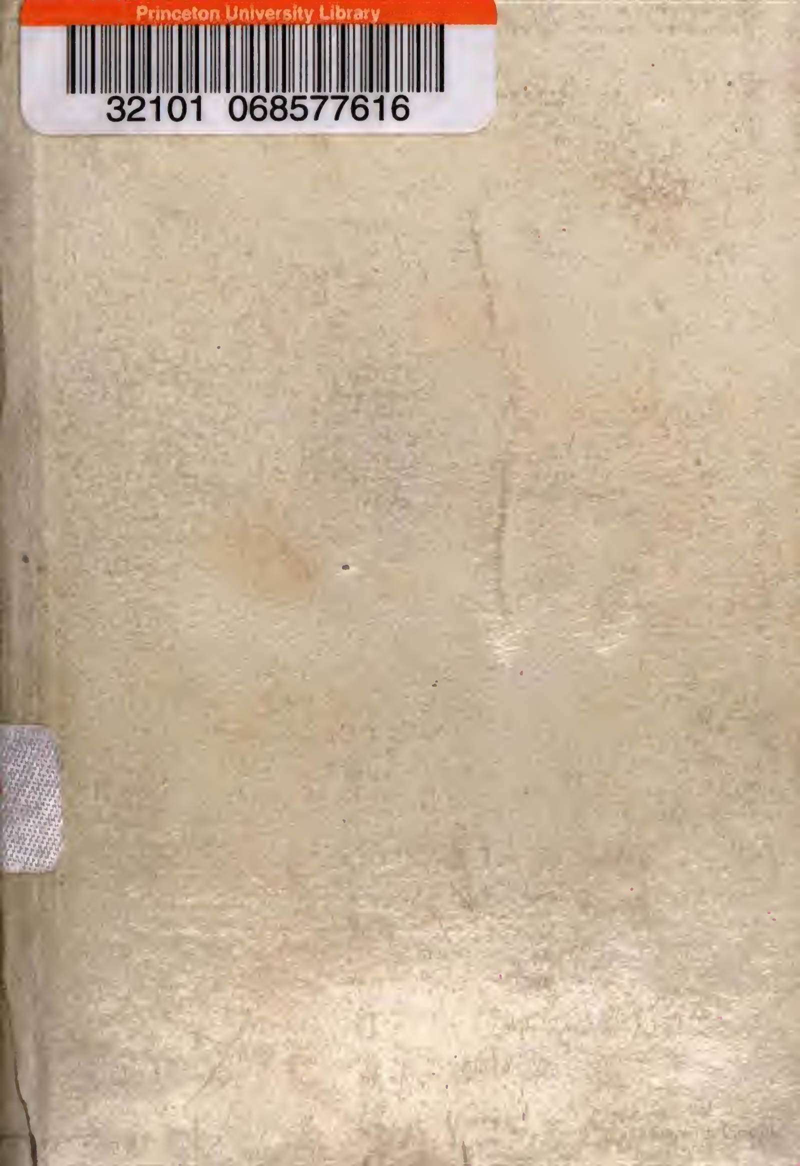



VET TES TAMEN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Urania

für

1833.

Zur Nachricht.

Sämmtliche Jahrgänge der Urania von 1810—29 sind vergriffen.

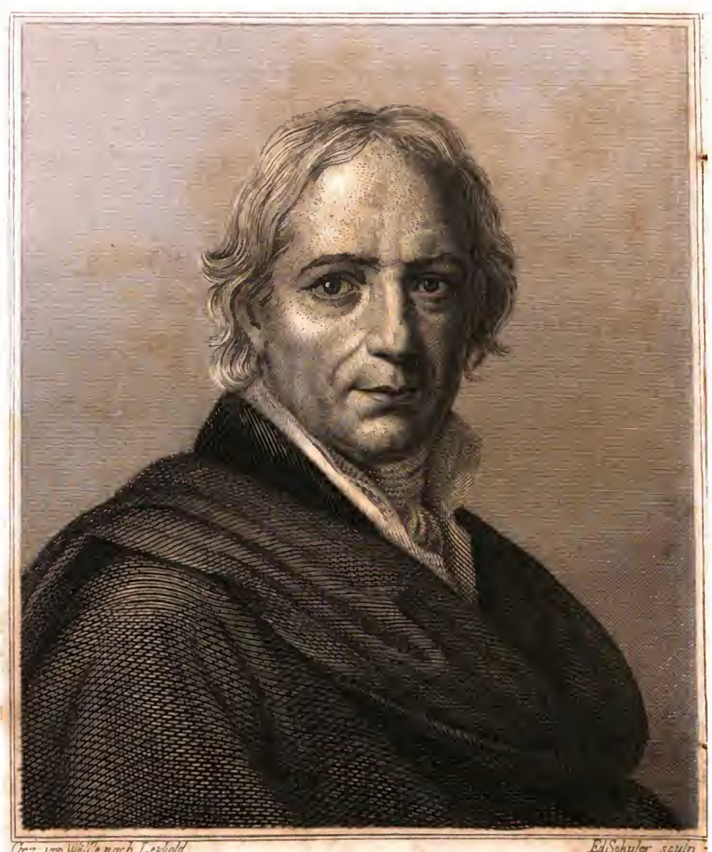
Der Jahrgang 1830, mit Uhland's Bildniß und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, enthält Beiträge von Wilhelm Martell, A. von Sartorius, Johanna Schopenhauer, Gustav Schwab, Ludwig Tieck, und kostet 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Kr. Rhein.)

Der Jahrgang 1831, mit Cornelius' Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden, enthält Beiträge von Friedrich von Heyden, Victor Hugo, Leopold Schefer, Ludwig Tieck, und kostet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. Rh.)

Der Jahrgang 1832, mit Oehlenschläger's Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden, enthält Beiträge von W. Alexis, Georg Döring, Friedrich Voigts, Ludwig Tieck, und kostet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. Rh.)

Der Jahrgang 1833 kostet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. Rh.), und Dannecker's Bildniß in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. (36 Kr. Rh.)

Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Göthe, Tieck, Böttiger, Canova, Jean Paul, Scott, Thorwaldsen, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Calderon, Kurt Sprengel, Baggesen, die, mit Ausnahme der drei letzten, die Titelkupfer von frühern Jahrgängen der Urania bildeten, kosten in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes 8 Gr. (36 Kr. Rh.)



Gez. von Wölfle nach Leybold. Ed. Schuler sculp.

Dannecker.

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr

1833.

Mit sieben Stahlstichen.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1833.

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr

1833.

Mit sieben Stahlstichen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1833.


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget





Urania

für

1833.

Zur Nachricht.

Sämmtliche Jahrgänge der Urania von 1810—29 sind vergriffen.

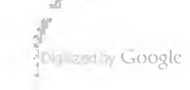
Der Jahrgang 1830, mit Uhland's Bildniß und sechs Darstellungen zu Bürger's Gedichten, enthält Beiträge von Wilhelm Martell, A. von Sartorius, Johanna Schopenhauer, Gustav Schwab, Ludwig Tieck, und kostet 2 Thlr. 6 Gr. (4 Fl. 3 Kr. Rhein.)

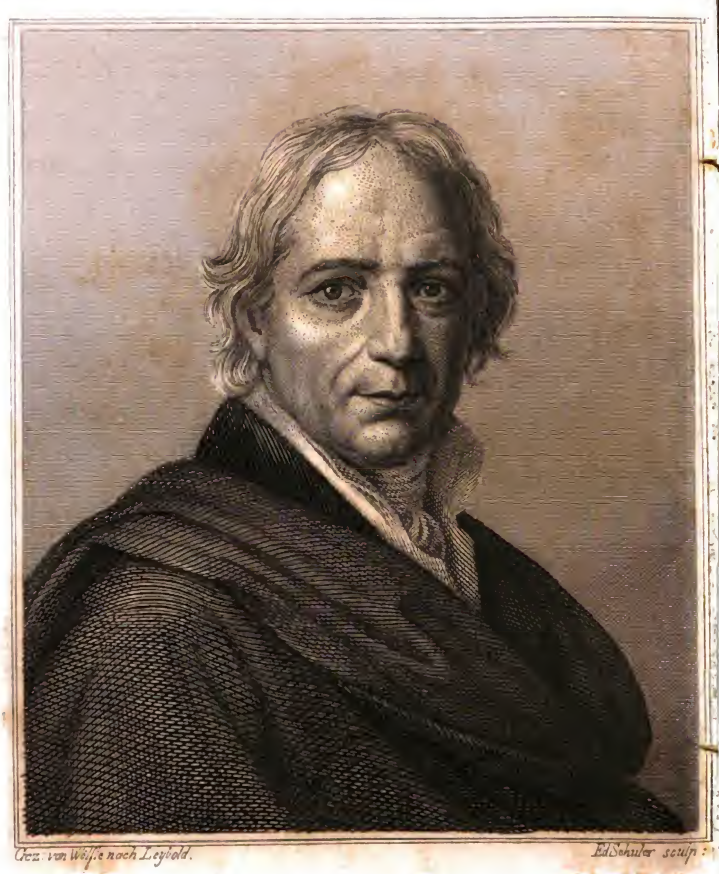
Der Jahrgang 1831, mit Cornelius' Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden, enthält Beiträge von Friedrich von Heyden, Victor Hugo, Leopold Schefer, Ludwig Tieck, und kostet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. Rh.)

Der Jahrgang 1832, mit Oehlenschläger's Bildniß und sechs Stahlstichen nach französischen Gemälden, enthält Beiträge von W. Alexis, Georg Döring, Friedrich Voigts, Ludwig Tieck, und kostet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. Rh.)

Der Jahrgang 1833 kostet 2 Thlr. (3 Fl. 36 Kr. Rh.), und Dannecker's Bildniß in erlesenen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr. (36 Kr. Rh.)

Die Bildnisse von Shakspeare, Ernst Schulze, Göthe, Tieck, Böttiger, Canova, Jean Paul, Scott, Thorwaldsen, Wilhelm Müller, Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Calderon, Kurt Sprengel, Baggesen, die, mit Ausnahme der drei letzten, die Titelkupfer von frühern Jahrgängen der Urania bildeten, kosten in erlesenen Abdrücken in gr. 4. jedes 8 Gr. (36 Kr. Rh.)





Gez: von Weisse nach Leybold. Ed. Schuler sculp:

Dannecker.

Urania.

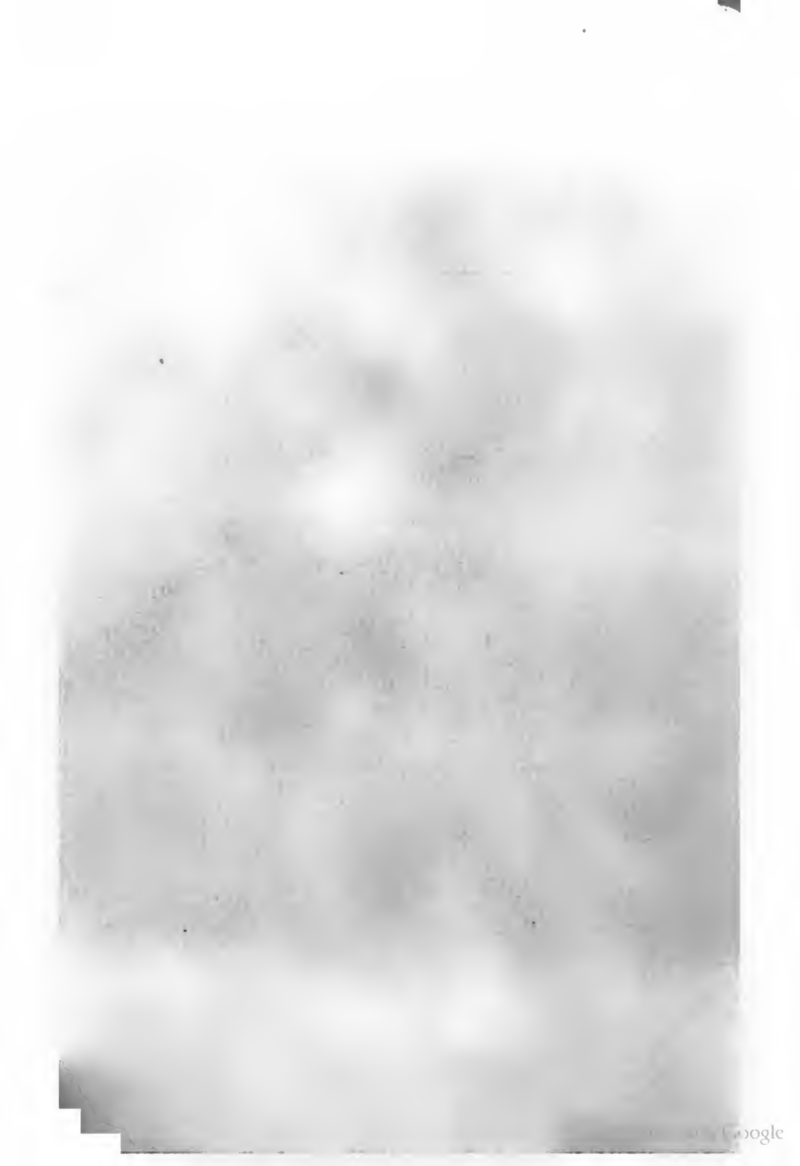
Taschenbuch auf das Jahr

1833.

[illegible]

[illegible]

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.



Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1833.

Mit sieben Stahlstichen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1833.

Inhalt.

Erklärung der Stahlstiche.

Erklärung

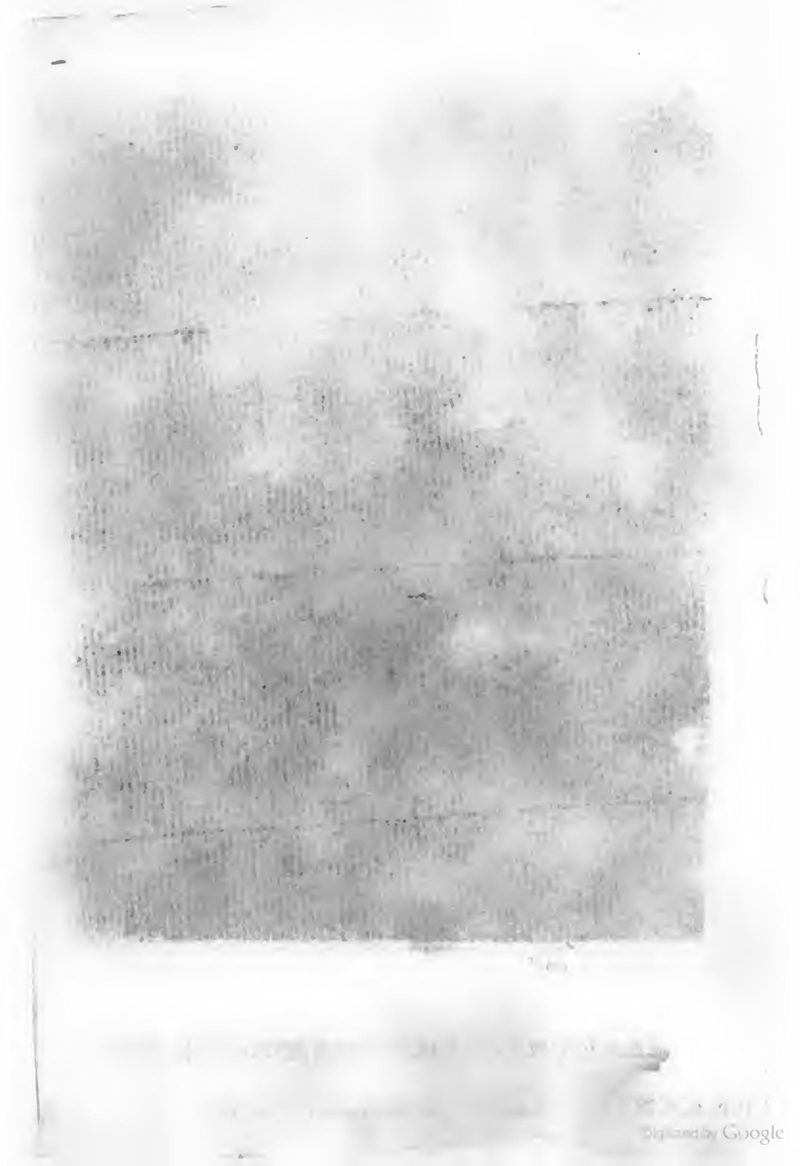
der

Stahlstiche.

1. Der kleine Schornsteinfeger.

(Nach einem Gemälde von Duval le Camus.)

Unsere Leser werden sich der beiden kleinen Savoyarden erinnern, von welchen der vorige Jahrgang der Urania ein äußerst liebliches Bildchen geliefert hat. Hier ist abermals ein Sohn jener Alpenthäler in der Gestalt eines kleinen Schornsteinfegers. Auch ihn, wie Tausende seiner Brüder, hat die sacra fames nach nährendem Metall, welches er in spärlichen Sous verdient, nach Paris gelockt. Von dem lachenden Grün seiner Matten, von der gewürzten Bergluft, von dem reinen Blau seines vaterländischen Himmels hat er sich losgerissen, um die verpestete Luft der fremden Hauptstadt zu athmen und in den schwarzen Rauchfängen derselben seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Da steht er, vielleicht eben von einer Kaminfahrt heimgekehrt, an einen Prallstein gelehnt, heiter und zufrieden in die Welt blickend, deren Werth er wahrscheinlich nach der Zahl der täglich zu reinigenden Schornsteine berechnet. Da steht er, von der wollenen Mütze bis herab zu den schweren Holzschuhen ganz Unschuld und Harmlosigkeit, in der Rechten das Schabeisen, in der Linken das trockene Frühstücksbrot, während vielleicht hinter den Mauern des Hotels, vor dem er steht, ein Rei-



Duval le Camus pinx Eduard Schuler sculp

DER KLEINE SCHORNSTEINFEGER.

Carlsruhe im Kunst-Verlag von Creuzbauer



cher
Nac

ni
in
ei
sit
di
zu

her auf weichen Polstern noch mit dem bösesten Nachzügler des Abendschmauses ringt —

> Perser nennen's Bidamag buden,
> Deutsche sagen Katzenjammer *).

Von solchen Unholden hat unser junger Freund nichts zu fürchten; sie werden durch den Talisman in seiner Linken verscheucht. Aber er besitzt noch einen Talisman, der ihm, wir wissen nicht recht, wo? sitzt; und dieser ihm vom Künstler verliehene besitzt die Kraft, ihm Alle, die ihn in diesem Bilde sehen, zu Freunden zu gewinnen.

---

*) Goethe's Werke, Bd. 5, S. 215.

[illegible] Neapel.

[illegible]

[illegible] des Morgens [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] die [illegible] und
[illegible]
[illegible]
[illegible] begrenzten [illegible]
[illegible]
[illegible] der [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] wie das [illegible] Blatt [illegible]
[illegible] öffnen eine [illegible]
[illegible] Dahin! [illegible]
[illegible] in unseren Seelen [illegible] der [illegible]
[illegible] mit [illegible]
[illegible] des [illegible] Der [illegible]
[illegible]
[illegible] um
[illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] die [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] hier [illegible]



2. Ansicht von Neapel.

(Nach einem Gemälde von Turpin de Crissé.)

Nicht eigentlich eine Ansicht von Neapel gewährt dies Blättchen, sondern eine Aussicht auf den Vesuv und den Golf, vom Quai Sta. Lucia in Neapel entworfen. Das Bild zeigt nur einen unendlich kleinen Theil des Landes, welches die Eingeborenen, und gern mit ihnen jeder fremde Pilger, ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel nennen; aber auch aus dem kleinen, von wenigen Linien begrenzten Raum sprechen die Reize jenes Landes uns an. Wir entbehren den Zauber der Farben, welcher das Originalgemälde, wovon uns hier nur eine sehr verkleinerte Copie geboten wird, so bewundernswürdig machen soll, und dennoch müssen wir das liebliche Blättchen mit Vergnügen betrachten. Wir ahnen eine Poesie der Natur und fühlen ein leises „Dahin! Dahin!" anklingen in unseren Seelen. — Hinter dem Vesuv steigt die Sonne empor und wirft Lichtmassen über die Spiegelfläche des Golfs. Der Vulkan dampft ihr seinen Morgengruß, und Monte Somma scheint in schweigender Bewunderung sich zurückzulehnen, um der Tagesgöttin gleich bei ihrem Erscheinen den Anblick des schönsten Landes und Meeres zu gestatten. Noch sind die feinen Dünste der Frühe nicht ganz aus der Luft und von dem Wasser gewichen, aber schon herrscht Leben auf dem Meere und am Strande. Dort verlassen Schiffe den Hafen, hier begeben sich



überhau
den jen
lages de
Es ist
des Mi
ware,
protest
des S
dem h
zu he
versch
in d
prac
kla
wo

Fischerbarken auf den Fang, und am Ufer beginnt schon jene geschäftige Thätigkeit, die während des Tages den Quai von Sta. Lucia so geräuschvoll macht. Es ist der Stapelplatz für die unendlichen Gaben des Meeres und alle die wunderbaren frutti di mare, wie man sie dort nennt, welche trotz ihrer grotesken und wenig anziehenden Formen die Zunge des Schmeckers zu reizen bestimmt sind. Nur in dem kleinen Casino scheint noch die Stille der Nacht zu herrschen; die Persiane (Jalousien) sind noch fest verschlossen, und kein menschliches Wesen zeigt sich in der vorspringenden Loggia, wo man eben jetzt das prachtvollste Schauspiel genießt. Denn ein heiterer, klarer Morgen steigt über Neapel auf, und von dem wolkenlosen Himmel scheint die selige, genußreiche Ruhe niederzuschweben, welche dort der phantastischen Natur verliehen ist und selbst aus diesem kleinen Blättchen uns zauberisch anweht.

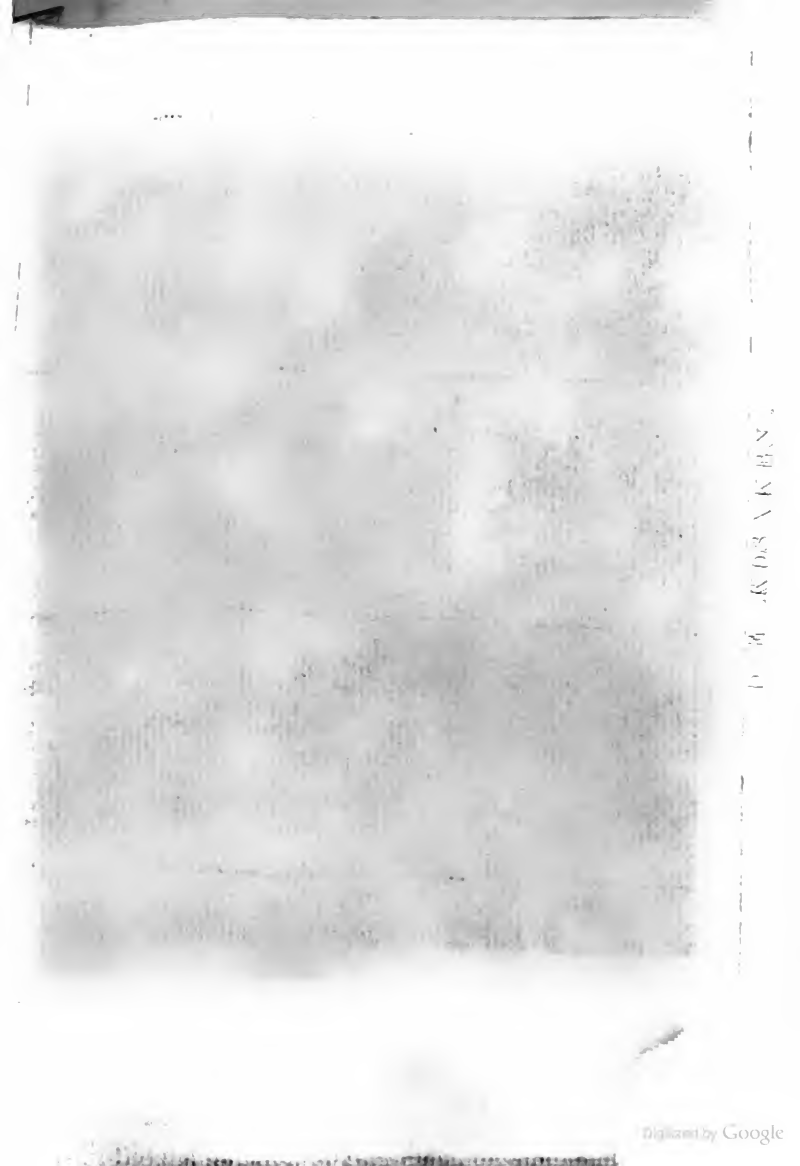
Graf Turpin de Crissé, dem wir dieses Bild verdanken, gehört zu den ausgezeichnetsten Landschaftsmalern Frankreichs. Er hat lange sein Auge und seinen Pinsel an der großen Natur der Schweiz und Italiens geübt und Proben seiner Meisterschaft in vielen von dort heimgebrachten Gemälden abgelegt. Sein Jäger in den Apenninen, seine Ansichten von Pompeji haben früher schon die Bewunderung der Kenner erregt; sein neapolitanischer Morgen hat durch die Frische der Auffassung, durch die glückliche, warme Färbung und die Klarheit der durchsichtigen Lufttöne zur Vermehrung seines Ruhmes wesentlich beigetragen.

.eines

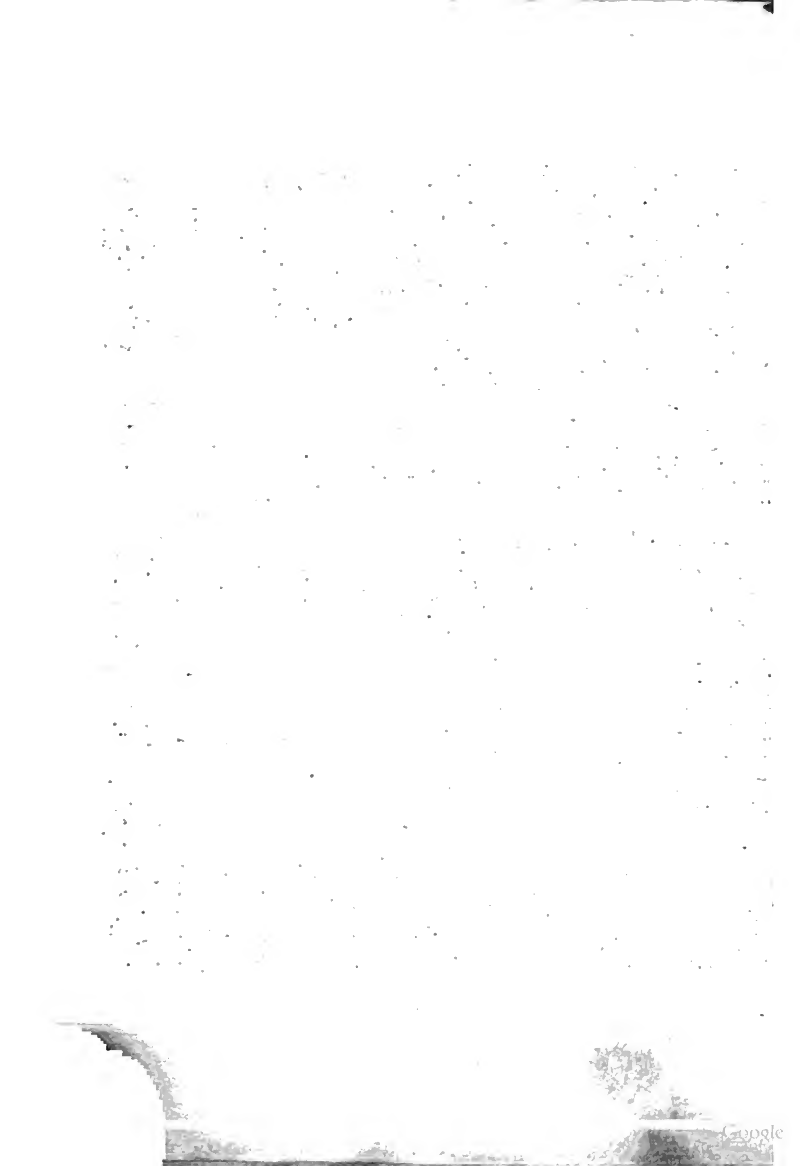
3. Die Kosaken.

(Nach einem Gemälde von Peter Heß in der Leuchtenberg'schen Galerie.)

Wir haben es hier mit einer Lust- und Jagdpartie im nordischen Geschmack zu thun, dergleichen in den Jahren 1813 und 1814 dies- und jenseits des Rheines häufig stattfanden. Der Schauplatz ist eine ausgehauene, mit Unterholz bewachsene Waldstätte; die Beleuchtung rührt von einem Bivouacfeuer, dem hinter Wolken verborgenen Monde und einem Wouvermann'schen Schimmel her. Das Wild wird durch einige in der Ferne um das Feuer sorglos beschäftigte französische Krieger dargestellt; die Jäger sind — Kosaken. Der scythische Reiter des Schimmels ist abgestiegen, um von einer kleinen Anhöhe, auf welcher er niederkauert, gleichsam wie ein vorgeschobener Posten den Feind zu beschleichen; die ganze gespannte Haltung der kleinen Figur und selbst der Ausdruck des Rohheit und Kühnheit verrathenden Kopfes sind vortrefflich. Sein Gefährte, der auf einem Rappen neben dem Schimmel hält, hat seine Lanze ein- und seinen Oberleib vorn übergelegt, um besser zu lauschen und sicherer dem Feinde seine Enaksgestalt zu verbergen. Die drei Figuren hinter ihm scheinen weniger um den Erfolg der Unterneh-







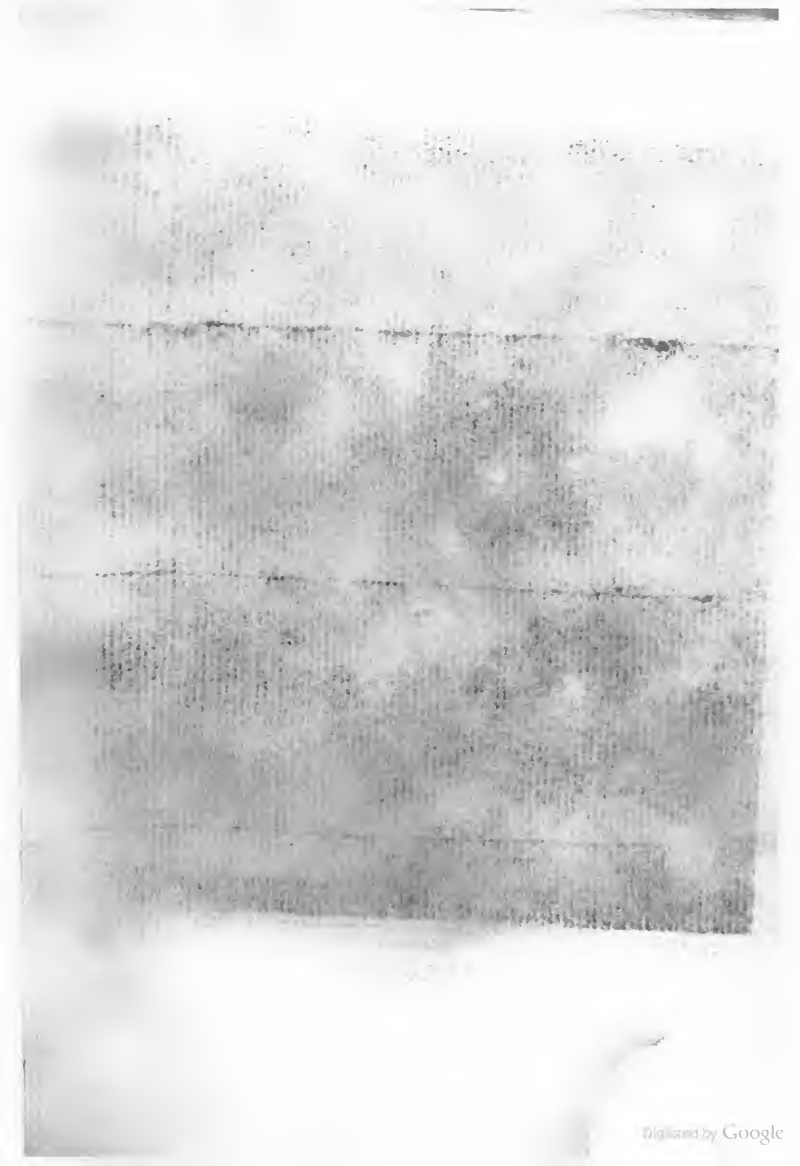
mung bekümmert, obwol nicht ohne Antheil. Der eine zerrt muthwillig und vielleicht vom heiligen Weingeiste beseelt den Kameraden, welcher etwas verblüfft aussieht, an der Kappe, und der dritte, ein bärtiger Alter, scheint etwas an seinen Waffen in Ordnung zu bringen. Alles an diesen Figuren, den Schimmel und sein Sattelzeug mit eingeschlossen, ist charakteristisch und national; ja selbst an den kleinen Figuren am Feuer, von denen kaum ein Drittel oder gar ein Fünftel ihrer Länge erscheint, möchten wir den Ausdruck der ihrem Volke eigenen Beweglichkeit erkennen. Mit einem Worte: wir haben hier eines der unvergleichlichsten Genrebilder vor uns, welche Peter Heß mit seinem geist- und lebenvollen Pinsel erschaffen hat.

---

4. Die Fregatte.

(Nach einem Gemälde von Letanneur.)

Ein mächtiges Seeschiff, eine Fregatte, wiegt sich hier in stolzer Sicherheit auf den Meereswogen, welche nach dem Sturm eines vorüberziehenden Gewitters noch nicht ganz zur Ruhe zurückgekehrt sind. Die Wetterwolken verschwinden indessen, das reine Blau des Himmels tritt siegreich hervor, die Luft wird wieder ruhig, und statt des Donners der Wolken ertönt der Donnergruß aus den ehernen Mündungen der einander vorbeisegelnden Schiffe. Aus der Ferne heben sich Thurmspitzen empor und deuten den Hafen an, welchem unsere Fregatte zuschwebt. So zeigt sich uns ein kleines, höchst gefälliges Bild, das in Hinsicht auf die Behandlung und technische Ausführung Nichts zu wünschen übrig läßt und klar und deutlich sich ausspricht. Aber der Künstler hat ihm noch eine allegorische Bedeutung, eine Anspielung auf die Zukunft Frankreichs eingewebt, wie diese ihm vor mehren Jahren erschien. Dieses Schiff nämlich ist ein neapolitanisches, in seiner Flagge prangt das Wappen beider Sicilien, kurz, es ist die Fregatte Sirene, welche die neuvermählte Herzogin von Berry an das Ufer Frankreichs trägt, wo sie den alternden Stamm der Bourbonen durch ihre



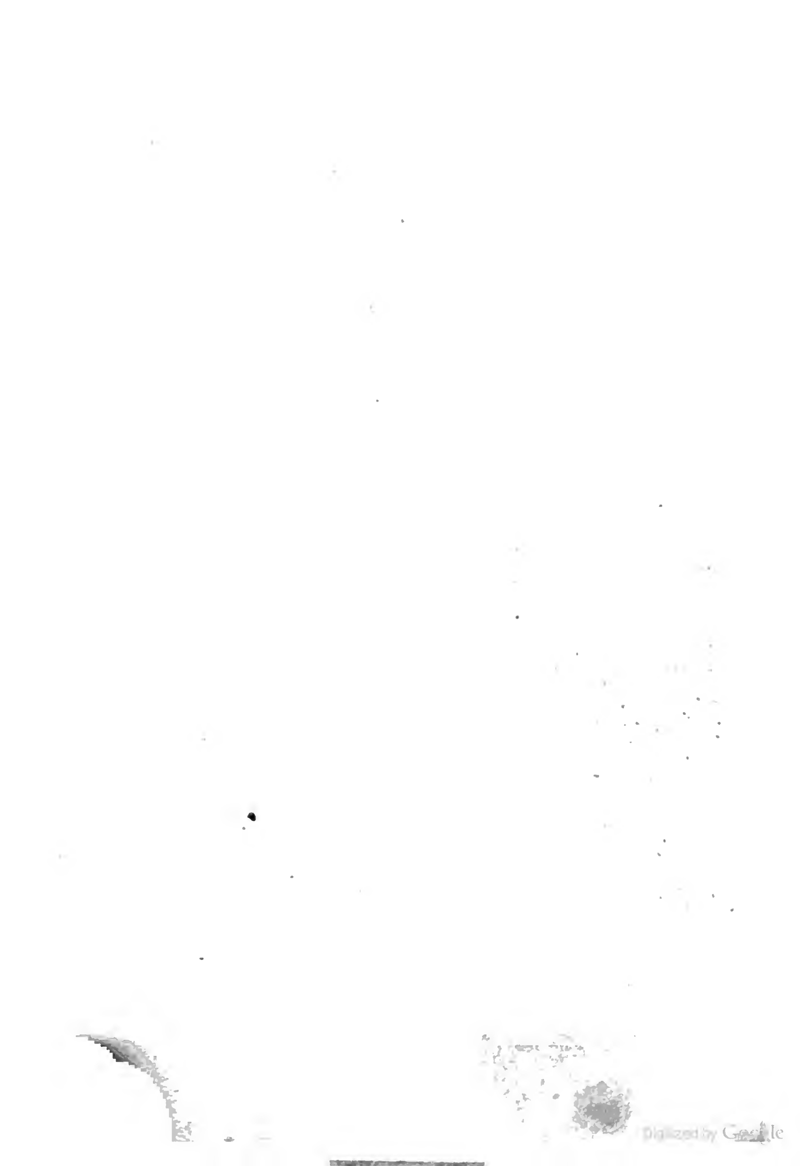
[illegible]

wird wieder [illegible]
sen [illegible]
Dingen [illegible]
[illegible]
den [illegible]
So zeigt sich [illegible]
das [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Traum [illegible]



Carlsruhe

FREGATTE



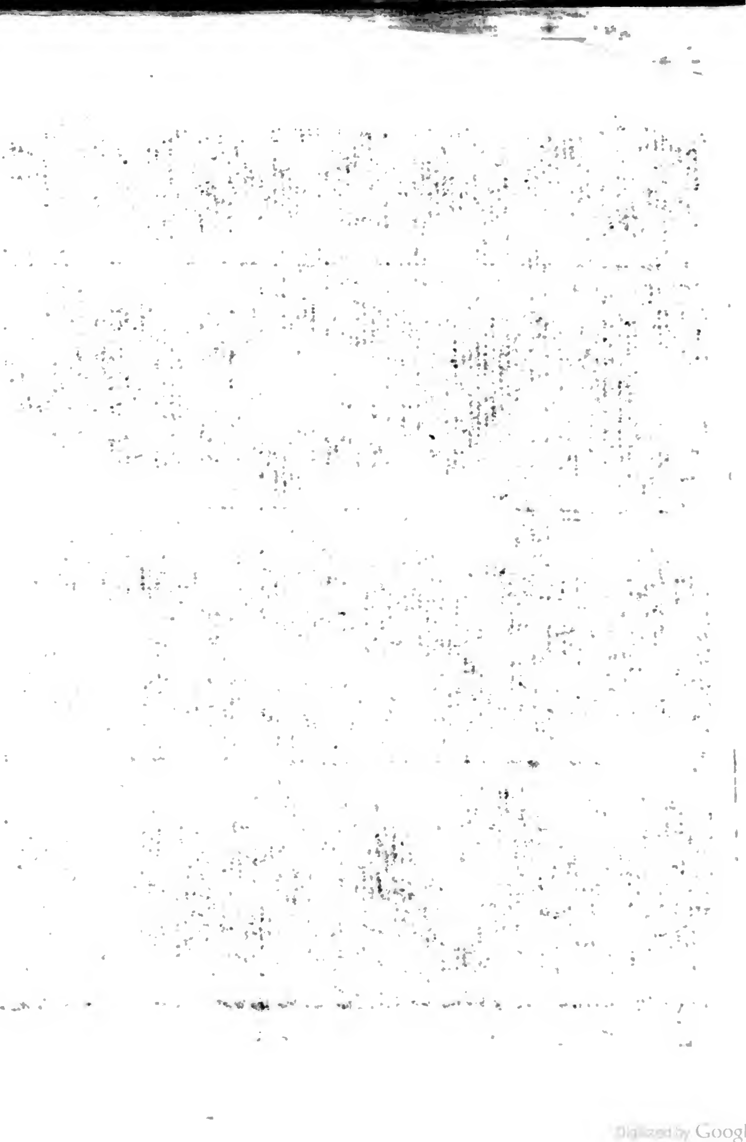
Blüte verjüngen soll. Darum ziehen die düstern Wolken sich zurück, darum schweigen die Stürme und ebnet sich das Meer, darum lächelt der über der französischen Küste sich entschleiernde Himmel eine heitere Zukunft nieder. Leider fanden die Phantasiegebilde des Künstlers nicht ihre Bestätigung auf den Tafeln des Schicksals. Der prophetische Maler ahnete den Dolch Louvel's nicht, er ahnete den Blitz nicht, der aus jener heitern Bläue niederfahren und den kaum wiederaufgerichteten bourbonischen Thron zerschmettern sollte. So wird sein Bild zu einer traurigen Parodie, wenn man die Fregatte Sirene in das Dampfschiff Carlo Alberto verwandelt und in diesem sich die junge Fürstin denkt, wie sie, geächtet und verfolgt, eben die Küste umirrt, wo ihr vor vierzehn Jahren die Huldigung von Millionen entgegenscholl, und wo sie jetzt Nichts findet, als die Gefahr ihrer „hundert Tage" und die stille Anerkennung, die auch der edle Feind dem Unglück und dem Muthe nicht zu versagen pflegt.

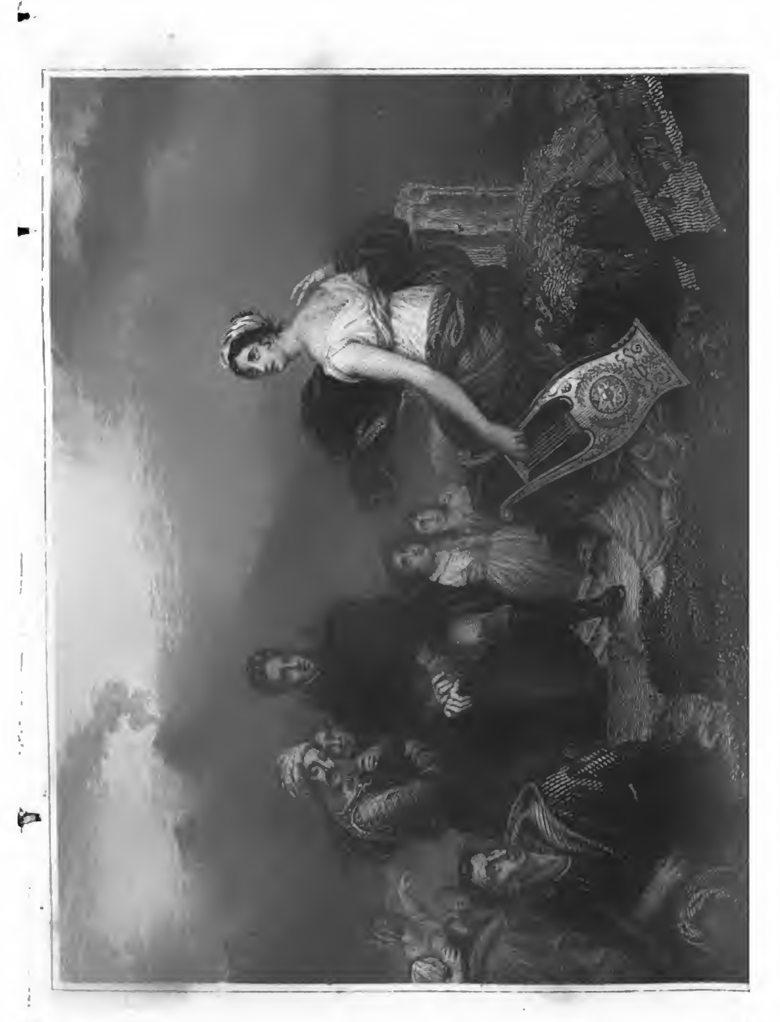
---

5. Corinna auf dem Vorgebirge Misenum.

(Nach einem Gemälde von Gérard.)

Das berühmte Bild des französischen Malers Gérard, von welchem hier eine kleine wohlgelungene Copie geboten wird, ist vielleicht Vielen aus eigner Ansicht, oder durch einen neulich erschienenen schönen Steindruck von Aubry le Comte bekannt. Es zeigt uns Corinna am Abend eines Festes auf dem Capo Miseno improvisirend. Nachdem Tanz und Musik aufgehört, hat sich ein Theil der Gesellschaft, Oswald an der Spitze, um die Sängerin versammelt, ihren begeisterten Worten zu lauschen. Junge Engländerinnen und Neapolitanerinnen, Bäuerinnen aus Ischia und Procida, ein levantischer Seefahrer und ein neapolitanischer Schiffer in seinem Wettermantel vereinigen sich zu einer Gruppe von Hörern, aus welcher die Geliebte hervorragt. Die Umgebung wird durch den italischen Abendhimmel, durch das Meer, durch die herrlichsten, mit Erinnerung übersäeten Ufer und durch den Vesuv gebildet. Hier mitten unter den Schätzen der Natur und den erhabensten Denkmälern der Geschichte zeigt uns der Künstler die Poesie und die Liebe, und wo in der Welt hätte er eine würdigere, geweihtere Stätte für diese Himmelstöchter finden können! In der Gestalt





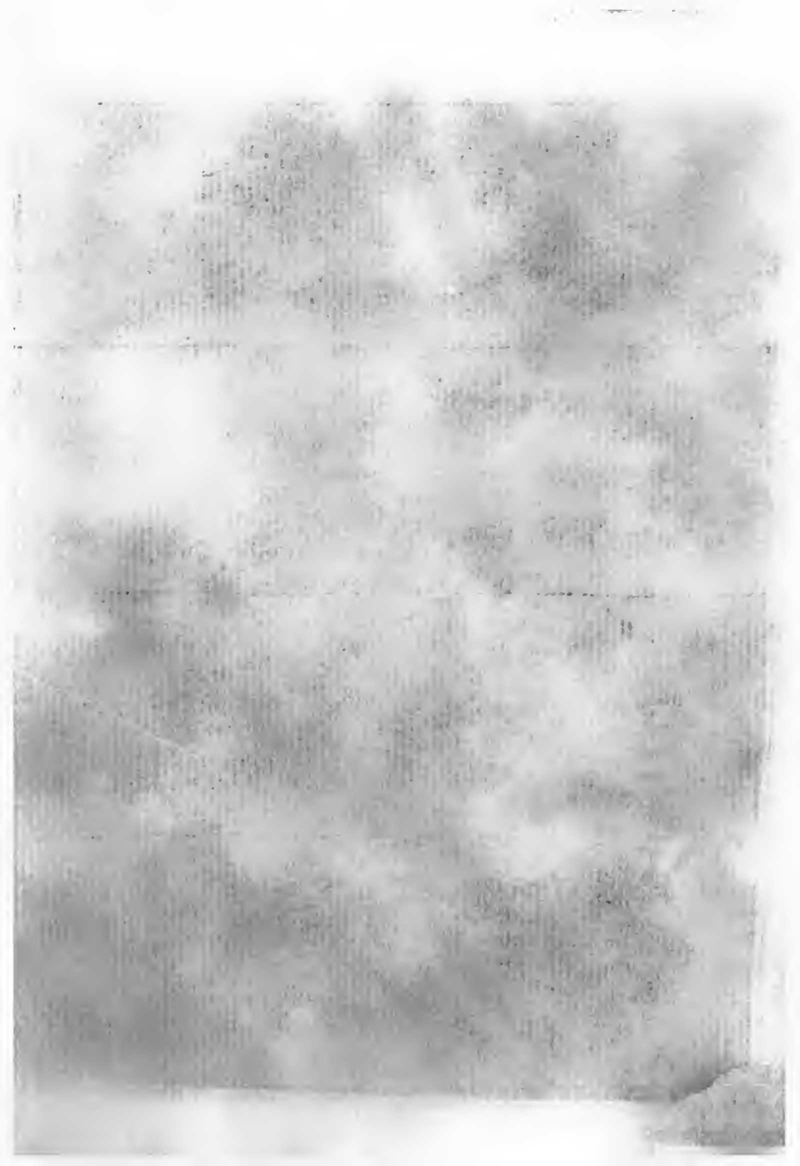
einer Muse, die in der herabgesenkten Linken die Lyra hält und die Rechte auf einen Säulenschaft stützt, sitzt Corinna da, ihre begeisterten Blicke zu dem Himmel gerichtet, der ewig mit liebenden Augen auf diese Gestade niederschaut, wo, soweit die Blicke tragen, Alles geschichtliche oder poetische Bedeutung hat, und jeder Fußtritt die Geister grauer Zeiten aus ihrem heiligen Grabe weckt. Da, wo vielleicht der Tempel der cumäischen Sibylle stand, sitzt nun eine neuere Sibylle, deren Blick nicht mehr prophetisch in die Zukunft dringt, sondern begeistert unter den hier einheimischen Bildern der großen Vergangenheit schwärmt. Wir danken es dem Maler, daß er uns den Gesang dieser Sibylle ahnen und von der stummen Leinwand uns eine Fülle melodischer Anklänge vernehmen läßt; aber auch die versöhnten Manen Corinna's werden ihm danken, daß er sie von der Schmach, im Buche der Frau von Staël eine lange historische Prosa absingen zu müssen, glücklich durch seinen Pinsel erlöst hat.

---

6. Ariosto unter den Räubern der Garfagnana.

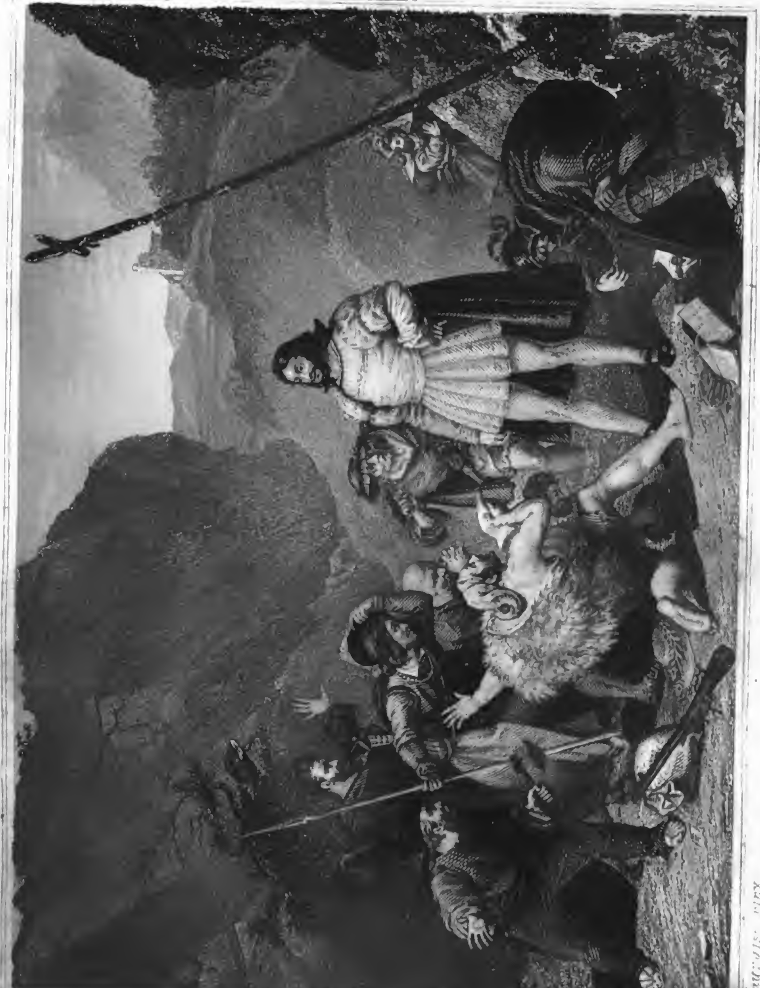
(Nach einem Gemälde von Maugaise.)

Die Scene aus dem Leben des „göttlichen" Dichters, welche wir hier dargestellt sehen, entspricht der Geschichte nicht ganz; aber der Maler hat sich an das Horazische pictoribus atque poetis etc. gehalten. Wie uns die Lebensbeschreiber Ariosto's, Pigna, Garofalo, Barotti, und nach ihnen Fernow erzählen, so war Ariosto vom Herzoge von Ferrara zum Statthalter der Garfagnana, einer zwischen Modena, Massa und Lucca in einigen von hohen Gebirgen eingeschlossenen Thälern gelegenen Provinz ernannt worden. Die rohen, unruhigen und streitsüchtigen Bewohner derselben ließen unserm Dichter wenig Muße zu poetischer Beschäftigung, und erst nach einem jahrelangen Aufenthalte unter dem „gregge Grafagnin" begeisterte er sich zu einer — Satire. Als nun einst in dieser Garfagnana, erzählt die Geschichte, Ariosto mit sechs oder sieben Begleitern nach Castelnuovo ritt, stieß er bei Rodea auf eine Anzahl bewaffneter Leute von verdächtigem Ansehen, die am Wege im Schatten gelagert waren. Er ritt seines Weges fort, obwol nicht unbesorgt, da er wußte,



Ariosto [illegible] den [illegible] der [illegible]

[illegible]



daß
quas
siche
rer
der
lie
fü
w
L
un
D
gr
P
ni
ni
k
d
g
t

daß starke Räuberbanden (Garofalo nennt sie uomini quasi ferini e privi d' umanità) das Gebirge unsicher machten, besonders die Banden zweier Anführer, des Morotto und Pacchione, die einander auf den Tod befehdeten. Die Bewaffneten blieben ruhig liegen, und als Ariosto vorüber war, fragte der Anführer Einen von dessen Leuten, der zuhinterst ritt: wer der Herr sei? Als er hörte, es sei Messer Lodovico Ariosto, kam er, wie er war, mit Küraß und Sichel bewaffnet, dem Ariosto nachgelaufen. Dieser hielt erwartungsvoll still; der Anführer aber grüßte den Ariosto ehrerbietig, sagte, er sei Filippo Pacchione und müsse sich entschuldigen, daß er ihn nicht schon im Vorbeireiten begrüßt habe, weil er nicht gewußt, wer er sei. Nun, da er es erfahren, komme er, einen Mann persönlich kennen zu lernen, den er schon lange durch den Ruf gekannt und hochgeschätzt habe, und nach mehren verbindlichen Worten beurlaubte er sich wieder mit vieler Höflichkeit. Beiläufig bemerken wir, daß auch Tasso auf einer Reise von Neapel nach Rom eine ähnliche Begebenheit erlebt haben soll, und so sehen wir an diesen Geschichten die Macht der Poesie und ihren Einfluß selbst auf verwilderte barbarische Gemüther nicht blos im grauen Alterthume, sondern auch in der neuern Zeit verherrlicht. Der Maler scheint nun das Abenteuer in der Garfagnana so aufgefaßt zu haben, daß der Dichter, in der öden Berggegend den Eingebungen der Muse nachhängend, sich verirren und in die Hände der Räuber gerathen muß, welche, eben mit der Plünderung seiner Habseligkeiten beschäftigt, durch seine Erscheinung zur höchsten Verehrung des Messer Lodovico hingerissen werden. Das Erstaunen und

die unterwürfige Ergebenheit der rohen Menge, deren kniender Vordermann in seinem Pelzcostume, wie es den Reisenden oft an den Schafhirten der Apenninen aufzustoßen pflegt, mehr an eine rauhe Wildniß des Nordens als an ein hesperisches Felsenthal erinnert, contrastirt gut mit der ruhigen, edeln Haltung des Dichters, der statt aller Waffen nur Stift und Schreibtäfelchen in den Händen trägt, aber, von dem Glanze seines göttlichen Berufes umstralt, die Feinde zur Anbetung zwingt und siegreich aus den seinem Leben drohenden Gefahren hervorgeht.

Am Schlusse dieser Bilderschau können wir nicht umhin, den deutschen Künstlern, welche dem Eifer und Geschmack des Kunstverlags in Karlsruhe, der sich der Leitung des Herrn Creuzbauer zu erfreuen hat, die geschickte Hand bieten, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihnen, und namentlich Herrn Schuler, verdanken wir die zarten, trefflich ausgeführten Stahlstiche, welche unsere Urania schmücken, und die dem Schönsten, was das Ausland in dieser Art aufzuweisen hat, dreist an die Seite zu stellen sind.

Wilhelmine.

Eine Erzählung in Briefen.

An den Herrn Buchhändler Brockhaus.

Ich sende Ihnen, Ihrem Wunsche gemäß, hierbei die versprochenen Briefe. Sie sind, wie ich vorher sagte, so einfachen Inhalts, daß sie kaum eine Erzählung bilden, gewiß aber den Namen einer Novelle nicht verdienen. Zwar entgegneten Sie hierauf: daß man, so vielen Darstellungen verwickelter und überraschender Ereignisse gegenüber, auch einmal den Blick auf sich richten und eine psychologische Entwickelung innerer Seelenzustände versuchen solle; allein trotz dieser Bemerkung und jeder noch so ausdrücklich hinzugefügten Bitte um nachsichtiges Wohlwollen, wird besonders die zweite Abtheilung der Erzählung allen

denjenigen Lesern langweilig erscheinen, welche in Ihrer Urania nur inhaltsreiche, poetische Novellen zu lesen gewohnt sind. Mithin dürfte mein Beitrag am Ende wohl nur dazu dienen, den Werth jener in helleres Licht zu stellen, und die Schlagschatten der Recensenten auf mich abzuleiten, der ich allerdings mehr vertragen kann, weil ich nicht den geringsten Anspruch darauf mache, mich in die Reihen der Dichter einzudrängen.

Erste Abtheilung.

Wilhelmine an Adelheid.

Ich hätte beim Abschiede nicht so feierlich versprechen sollen, gleich nach meiner Ankunft an Dich zu schreiben; denn das Versprechen ist zwar leicht, aber, sagt Mutterchen, das Halten ist schwer, besonders wenn man so viel zu sehen und zu thun hat, wie ich. Liebe Adelheid, Du kannst Dir keinen Begriff machen von einer großen Stadt. Das Haus des Kaufmanns Neumann, das uns immer so prächtig vorkam und worin wir gern wohnen wollten, ist nur eine Schachtel im Vergleich mit den hiesigen Häusern; und den großen Thorweg vor Krausens kleinem Garten könnte man in jedem von den fünf Thorwegen am brandenburger Thore fünf Mal übereinanderstellen, und er würde nicht an die Decke reichen. Die Straßen sind so breit wie Ackerstücke und noch länger; aber so viel Menschen gehen doch nicht darauf herum, als bei uns Sperlinge und Krähen. Freilich, wenn man hier alle Tage säete, würden sich die Leute mehr herzudrängen; denn neben einem Fleißigen soll's stets einen Faulen geben. Weißt Du wol noch, wie Karoline immer das Zeichen am Strickstrumpfe zurücksteckte und lange als die Fleißigste gelobt ward, bis Alles an den Tag kam!

Ich bin hier sehr fleißig, muß es auch sein. Mutterchen will die Möbel, die wir geerbt haben, nicht verkaufen (man bekömmt nichts dafür); sondern sie in eine leere Stube stellen. Das heißt denn eine garnirte Kammer, wie man hier auch garnirte Kleider und garnirte Kuchen hat.

Solche fremde Worte wie garnirt braucht man hier viele; ich weiß nicht, ob jeder sich dabei recht was denkt: mir wird das sehr sauer. Darum meinte letzt der Onkel: ich sollte französisch und viele andere Dinge lernen; aber Mutterchen antwortete: Minchen kann ja noch nicht einmal Deutsch, und ein Mädchen lernt das Beste immer von innen heraus. Ich weiß zwar nicht was sie damit meinte, aber sie wird wol recht haben. Als sie weiter darüber stritten, sagte der Onkel: es wäre eine Sünde, wenn ein so schönes Kind, wie ich, mit meinem Geiste hinter meinem Leibe zurückbliebe; die Mutter beharrte jedoch dabei: „das Kind soll lernen Andere bedienen, nicht sich bedienen lassen. Schöne Leiber und schöne Geister bringen gleichmäßig Gefahr, und an der Hälfte hat schon jeder genug zu überwinden.“ Manches Andere, was sie noch sagten, habe ich nicht gehört, weil die Wache vor unserem Fenster vorbeizog. Einige grüßten mich, und ich habe, wie es der Kantor uns anempfohlen, freundlich gedankt. Wenn Du bald schreibst, werde ich noch freundlicher danken.

Wilhelmine an Adelheid.

Unsere garnirten Kammern sind fertig. Kaum war der Zettel ausgehangen, so kamen einige Herren, sie zu besehen. Weil sie aber mehr mich angafften als

die schönen Möbel besahen, hieß meine Mutter mich gehen, und da sind sie auch wieder gegangen.

Ich kehre aus, ich räume auf, ich mache die Betten, ich helfe kochen; ob das, was ich hiebei täglich lerne, von innen herauskömmt, weiß ich wirklich nicht; doch habe ich immer meine eignen Gedanken dabei oder daneben, und meine Freude daran.

Der Onkel hat ein Ding mitgebracht, was man einen Katalog nennt; darin stehen lauter Namen von Büchern, und vor jedem Namen eine Zahl. Nennt man eine Zahl, bekommt man das Buch. Weil ich nun nie weiß, warum ich die eine oder die andere Nummer wählen soll, zählte ich letzthin die Zähne an meinem neuen schönen Kamm und erhielt ein prächtiges Buch. Das Mädchen war sehr schön, bekam einen sehr reichen Liebhaber, reiste mit ihm durch viele Länder, sah auch das Meer; und er sagte ihr: seine Liebe sei unerschöpflich wie das Meer; und sie sagte ihm: alle Meere auf allen Sternen hätten nicht so viel Tropfen als sie Herzblut für ihn vergießen möchte. Hiemit schloß der erste Theil, und während ich nachdachte, wie das gemeint, und ob es wol wahr sei, kam die Mutter, jagte mich in die Küche und sagte: den zweiten Theil dürfe ich gar nicht lesen, da gehe Alles schief, und meine Augen solle ich mir nicht um so dummen Zeuges willen roth weinen.

Aber nicht alle Bücher sind so; in manchen kann ich immer weiter und weiter lesen, und zugleich an etwas Anderes denken; andere lege ich weg und denke mir die Geschichten selber weit schöner aus.

Warum nennt man denn das blos lesen, wenn man Buchstaben lieset? Ich lese oft inwendig ohne Buchstaben, und noch rascher als mit Buchstaben.

Gesichter und Bäume und Wasser und Alles kann man lesen, und überall steht etwas geschrieben. Lese ich doch manchmal mehr im Kochtopfe, als in einem Buche.

Nachschrift. — Die Mutter sagt: reich kömten wir nicht werden, wenn wir nicht das große Loos gewönnen; und da habe ich ihr geantwortet: sie solle die Nummer von dem Buche besetzen, wo Alles so hübsch zuging. Sie wollte nun auch die Nummer des ersten Theils besetzen, aber die war schon weg, und die des zweiten Theils hat sie zurückgeschickt.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid, ich habe eine Oper gesehen. Du wirst wissen wollen, was das ist; aber das läßt sich besser sehn, als sagen. So viel aber ist gewiß, sie reden drinn und singen drinn, wie es kommt, bald Einer, bald Zwei, Drei, bald Alle. Wenn das eine Weile gedauert hat, läßt man eine große bemalte Leinwand herunter; dann stehen die Leute auf, drehen sich um und gucken nach der königlichen Loge, oder besehen sich unter einander, bis jene Leinwand wieder in die Höhe geht. Kommen die Tänzer an, so springen sie mehr wie bei uns die Kälber, wenn sie aus dem Stalle gelassen werden. Ich mußte darüber so lachen, daß mich die Leute ansahen. Ueberhaupt wird man in der Stadt mehr angesehen als auf dem Lande. Nachher verließ ein Ritter seine Geliebte, weil ihm zwei andere Ritter sagten, er habe etwas Anderes zu thun. Sie klagte und bat gar sehr, jedoch vergeblich; da mußte ich weinen,

aber ein Herr sagte mir: Mademoiselle, Sie brauchen nicht zu weinen, es ist nur eine Oper, kein Trauerspiel! — Es mag recht schwer sein zu wissen, wenn man weinen und wenn man lachen muß. Ich merke, ich thue beides wol zur unrechten Zeit; soll man denn aber auch nicht einmal hierin seinen freien Willen haben?

Der Mutter gehorche ich gern, weil ich sie lieb habe; wenn ich aber oft höre, daß zwei Leute recht dummes Zeug gemacht haben, und frage: wie kommen sie dazu? so antwortet man: sie waren in einander verliebt! Als ich hierüber lachte, sagte der Onkel: danke Gott, du sechzehnjähriges Ding, daß Du dies noch nicht verstehst! — Ich will es aber auch nie verstehen lernen, und wenn mir ein Liebhaber so etwas zumuthete, würde ich ihn auslachen, oder davonlaufen. Doch was geht mich das Alles an; auch sagte letzthin Jemand: es kommt mehr von außen an die Leute als von innen heraus, und Einer macht es den Andern nach. Ich habe über dies Wort hin und her gedacht. Kann man doch nicht allein aus dem Kochbuche kochen lernen: wie sollte man denn aus Büchern denken, fühlen und lieben lernen.

In Gedanken koche ich oft die theuersten und herrlichsten Speisen, Alles gelingt und schmeckt gut; dann kommt mir's aber wol vor, als würfe ich die Gerichte zur Erde und die Schüsseln entzwei, und ich schreie auf, als erwachte ich aus einem Traume. Indeß widerfährt mir das nur, wenn ich mit meinen Gedanken doch nicht ganz beim Kochen blieb.

Was schreibe ich Dir für Zeug durcheinander. Könnten wir uns doch lieber sehen und recht heiter und lustig sein. Oder glaubst Du etwa auch, wie hier manche Leute, es sei viel klüger und lobens=

würdiger, traurig als lustig zu sein. Manchmal wenn ich allein ausgehe, sehen mich die Herren an und verdrehen dabei die Köpfe und Augen, wie die Gänse wenn's Wetter leuchtet. Ich habe ihnen gerade ins Gesicht gelacht. Die Mutter sagt, das sei zu viel; soll ich denn etwa mir auch das Gesichterschneiden angewöhnen? Verdirb Du Dir nur nicht etwa Dein Gesicht, weil's so Mode ist.

Bernhard von — an Friedrich von —.

So wäre ich denn meinem angeblichen Glücke über Land und Meer entgegengefahren und entgegengesegelt. Ich weiß nicht, sind die Menschen mehr glücklich oder mehr thöricht, daß sie den wirklichen Besitz und Genuß so gering anschlagen, und dagegen bei allen Planen und Berechnungen die Hoffnung (dieses leichteste Wesen auf Erden) mit so vielem Gewicht in die Wagschale legen, als wäre es Platina, das schwerste und festeste aller Metalle. Was soll ich hier hoffen? Was könnte ich abergläubig in die Wagschale legen? Ich weiß es nicht, und gehe deshalb träumend und ohne Zweck und Ziel unter all dem Neuen umher, das Land und Menschen mir zeigen und darbieten. Läuft es denn aber mit all dem Neuen nicht zuletzt auf dasselbe hinaus? — Doch nein; 150 Meilen bin ich südlicher gezogen, und was finde ich statt meiner Berge und Klüfte, statt des Meeres und der Scheren, statt der glänzenden Eisfelder und des flockigen Schnees? Trockenen Sand und farblosen Staub, oder, wenn endlich Klagen darüber die Vorsehung erweichen, statt dessen Regen und Schmuz. — Aber die Königsstadt, die

geschichtlichen Erinnerungen? Mir wäre eine einsame Hütte lieber, und die Erinnerungen meiner Brust liegen mir näher als Erinnerungen über Krieg und Schlachten.

Du mußt, sagte mein Vater, dich zusammennehmen, ein Mann werden, wirken; alle deine Gedanken und Gefühle sollen sich auf ein großes edles Ziel hinrichten, und Jegliches, was darauf nicht Bezug hat, darf dich am Wege nicht hemmen, darf dich kaum spielend berühren. So dachten und handelten unsere Vorfahren, dadurch erwarb unser Vaterland im siebzehnten Jahrhunderte den glorreichsten Theil seiner Geschichte.

Wahr, nur zu wahr; kann man denn aber so ganz Vergangenes wieder hervorrufen; müssen nicht alle darauf gerichteten Anstrengungen fruchtlos bleiben? Mir scheint es vielmehr, als würden durch so allgemein hingestellte Forderungen, welche Zeit und Ort und Persönlichkeit unberücksichtigt lassen, nicht blos die Einzelnen schief gerichtet, sondern ganze Völker in unnatürliche Bahnen hineingetrieben. Leiden wir z. B. nicht an der Abspannung, welche nothwendig aus frühern Ueberreizungen folgte, und sollen wir uns ähnliche fieberhafte Schauer inoculiren?

Mit Unrecht widersprach mein Vater der Verheirathung mit Marien, schalt meine Wünsche vorzeitig, und meinte: ich müsse ein Mann sein, bevor ich ein Ehemann würde. Die Mannhaftigkeit, von welcher hier die Rede ist, möchte vielmehr die guten Eigenschaften eines Gatten austilgen, und es genügt zu einer guten Ehe daß zwei Personen sich lieb haben. Wahrlich, es ist eine bessere, seit Jahrhunderten wahrhaft adlichere Thätigkeit, die angestammten Güter zu bebauen, als an fremden Höfen umher-

spioniren und aus den bedeutungslosen Ergebnissen diplomatische Berichte zusammendrechseln.

Der Gesandte meint: dazu gehöre Verstand und Erfahrung, und gibt mir deutlich zu verstehen, mir mangele beides. Immerhin; ich mag mein Gefühl nicht für seinen Verstand umtauschen, und sehe doch auch wohl mancherlei, was seinem prosaischen Sinne verborgen bleibt.

Glaub' nicht, ich triebe Götzendienst mit gewissen uranfänglichen Zuständen der Menschheit und wüßte Verstand und Bildung nicht zu achten.

Meine Zuneigung zu Marie wurzelte z. B. hauptsächlich darin, daß sie beides besaß, ja mich darin wol überflügelte; nur konnte ich ihr nicht zugeben, meine Ansicht und Betrachtungsweise der Dinge verdiene mehr das Lob der Beweglichkeit, als der Festigkeit. Denn Beweglichkeit am Umfange des Kreises thut der Festigkeit des Mittelpunkts keinen Eintrag, gleichwie der Streit zwischen gebildeten Ehegatten besser ist, als die Einigkeit ungebildeter. — Freilich hatte Marie Recht, wenn sie sagte: zur Bildung gehört eine zweite Hälfte, welche dem Gebildeten fehlen kann, während der Ungebildete sie besitzt.

Die hiesigen Mädchen, so weit ich sie kennen lernte, sind anziehender durch ihre Bildung, als durch ihre Schönheit. Zuletzt erscheint alles Gebildete schön, wenn man sich nur Zeit läßt beim Betrachten.

Marie hat mir beim Abschied einen Ring und ein zierlich gearbeitetes Herz geschenkt; ich greife darnach in allen langweiligen und verdrießlichen Stunden.

Sobald ich meine häuslichen Einrichtungen getroffen, das heißt zunächst eine passende Wohnung gemiethet habe, schreibe ich Dir wieder. Du Glück-

licher, Du hast durch Unglück Deine Freiheit wiedergefunden, und ganz Europa steht Dir offen; während ich es für Gewinn achten muß, mir mit eigenen Händen hier in . . . ein Gefängniß zu erbauen.

Bernhard an Friedrich.

Auch in unsern ungläubigen Tagen geschehen noch Wunder! Was eine plötzliche Umwandlung des Menschen, eine Wiedergeburt sei, ich habe es auf unbegreifliche Weise erfahren. Und nicht bloß ich selbst erschien mir als ein neues Wesen, sondern für die ganze Welt glaube ich nun erst den rechten Standpunkt, das rechte Maß, die rechte Erleuchtung gefunden zu haben. Warum erklären sich kalte Zweifler gegen die plötzliche Verleihung der Sprachen, als könne man durch Grammatik und Wörterbuch je auch nur eine lernen. Nur durch ein Wunder wird die Zunge gelöset, und noch mehr als die Sprache hat mir solch ein Wunder gegeben: ich habe dadurch zum ersten Male denken und fühlen lernen!

Bisweilen glaube ich zu träumen, oder wie durch Opiate aus mir selbst herausgesetzt zu sein; und doch wäre ein kaltes Erwachen mein Tod.

Ich bin wach, nüchtern, besonnen, wahrhaft; glaube es mir, fordere aber keine Beweise, die außerhalb meiner neuen Welt liegen oder erwachsen.

Ermüdet durch das Besehen vieler, für mich unbrauchbarer Wohnungen, hatte ich kaum Lust, noch eine Treppe zu einem neuen Versuche hinaufzusteigen. Endlich entschließe ich mich; eine bejahrtere Frau öffnet und zeigt mir die Zimmer, gegen welche ich, um die Miethsforderung hinabzudrücken, aller-

hand leichtgefundene Einwendungen mache. In diesem Augenblicke fällt mein Blick in den Spiegel und ich sehe hinter mir ein Mädchen — nein, mein Freund, kein Mädchen, sondern eins jener Wesen, die aus andern lichteren Welten herabsteigen, sich in Morgen- oder Abendduft verkörpern und vorüberschwebend den armen Sterblichen winken, damit sie ihr niederes Dasein vergessen, das Irdische ablegen und auf Flügeln liebender Sehnsucht jenen wunderbaren Zauberinnen nachfolgen.

Den höchst einfachen, ja geringen Anzug hatte Wilhelmine nur angelegt, die niedere Beschäftigung nur erwählt, um zu prüfen wessen Blick durch diese Hüllen hindurchdringen, ihr Wesen erkennen, sich ihr ganz zu eigen geben könne und wolle.

Ich weiß nicht, was ich gesagt, was ich gethan habe; wohl aber weiß ich daß sie mein werden muß, und wenn sich Himmel und Erde dagegen verschwören.

Wilhelmine an Adelheid.

Die Herren, welche bei uns Stuben miethen wollen, stellen sich oft wunderlich an; keiner aber trieb's so arg als gestern Jemand, der laut seiner zurückgelassenen Karte Bernhard v. .... heißt und zur — — Gesandtschaft gehört.

Meine Mutter führte ihn umher, und ich, im Hauskleide beim Thürenabwaschen überrascht, versteckte mich anfangs, bis jener sich wo andershin wandte. Da erblickte er mich im Spiegel, machte ein Gesicht, als fiele er in Ohnmacht, schwieg erst lange und sprach dann solch Zeug durcheinander, daß ich nichts davon verstand. Endlich küßte er mich

auf die Stirne, rief: Du mußt mein sein, und lief zur Thür hinaus. Ich lachte herzlich hinterher, die Mutter dagegen sah ernsthafter aus als gewöhnlich.

Herr Bernhard von — ist ein langer Mann mit einer langen gebogenen Nase, jung, aber blond — und das kann ich nicht leiden.

Bernhard an Friedrich.

Wärst Du doch hier um mir Rath zu ertheilen, mit mir zu überlegen. Und wiederum hilft dies ja zu nichts, wenn nur ein Rechtes und Nothwendiges vor uns liegt. Aber trösten könntest Du mich; denn jeder große Beschluß, jede entscheidende, neue Lebensrichtung muß ja Manches zur Seite schieben, Anderes verletzen, noch Anderes kühn zerreißen.

Ich höre meinen Vater klagen, ja drohen und befehlen, ohne daß dies mich auch nur zweifelhaft machen kann; er nennt Mariens Namen und schilt mich einen Treulosen, während ich mit aller Kraft dies Verhältniß nicht einmal in mein Gedächtniß zurückrufen, oder mich darauf nur besinnen kann wie auf einzelne fabelhafte Anregungen meines eignen Geistes, ohne äußeren Gegenstand. Weil ich nun aber nicht begreifen, nachweisen, rechtfertigen kann, wie dies Alles zugeht, wie es möglich ist, nenne ich es ein Wunder, und es ist ein Wunder.

Damit Wilhelmine auch nicht einen Augenblick an dem Ernste meiner Absicht und der Festigkeit meiner Gesinnungen zweifeln könne, bat ich um ihre Hand. Sie schwieg, und die Mutter antwortete so, wie Vorsicht oder eigene bittere Erfahrungen es

erheischen. Da aber kein begünstigter Nebenbuhler in den Weg tritt, kann ich wol des Gelingens sicher sein.

Wilhelminens Schönheit, Sanftmuth, Heiterkeit, Anmuth und Natürlichkeit schildern zu wollen, wäre thöricht. Unser Auge sieht die Menschen nur von tausend Hüllen, von Schminke und Ziererei aller Art überdeckt; mir ist, als hätte ein Zauber mir das Urbild aller Schönheit und Natur enthüllt, um mein eigenes zeither unnatürliches Dasein wegzuwerfen und dieser neuen Offenbarung ganz und immerdar zu leben.

Wilhelmine an Adelheid.

Herr Bernhard von — ist immer wiedergekommen und immer länger geblieben. Ich nahm sein Sprechen wie sein Schweigen leicht hin, ließ mich in meinen Geschäften dadurch eben nicht stören, und antwortete heiter, wie es mir in den Mund kam. Einige Male, so schien es, wollte er ausforschen, ob ich viel gelernt hätte; da bestand ich denn freilich schlecht genug, und er sah darüber etwas bedenklich aus. Drauf fragte er: ob ich schon geliebt habe, worauf ich rund heraus der Wahrheit gemäß Nein sagte, obgleich ich wol erst hätte fragen sollen, was er darunter verstehe.

Mir war dies Alles nicht recht bequem; als er jetzt aber zu erzählen begann, daß und wie er in seinem Vaterlande mit einer gewissen Marie von — versprochen sei, ward ich neugierig und hörte um so aufmerksamer zu, als seine Erzählung allmälig unklar ward und damit schloß: er habe sich geirrt und

Marien ganz entsagt, seitdem er mich habe kennen lernen.

Als ich bei diesen Worten anfing zu lachen, zog er in großer Bewegung einen Ring vom Finger und ein goldenes Herz aus dem Busen und sagte: diese Liebespfänder, welche ich von Marien erhalten habe, schenke ich Ihnen als Zeichen meines Ernstes und meiner Treue; ich bitte um Ihre Hand! — Ich schrie auf und lief zur Stube hinaus; Mutterchen hingegen trat ein und hat ein Langes und Breites mit ihm gesprochen.

Ist's nicht abgeschmackt, daß Herr von — mir Geschenke seiner früheren Geliebten zum Beweise seiner Treue darbietet? Könnte er sie nicht bald für eine Dritte zurückfordern? Oder könnte ich sie nicht zum Beweise meiner Anlagen für große Treue einem Dritten schenken? Man sollte Treue und Anhänglichkeit nicht rühmen, während man an dem Neuen Gefallen findet, und Abwechselung natürlich nennt.

Wilhelmine an Adelheid.

Seit gestern bin ich Bernhards verlobte Braut. Du glaubst nicht, wie lieb er mich hat, und wie viel schöne Sachen er mir schenkt. Nun kann die Mutter sorgenfrei leben: denn er ist sehr reich, und auch Du kommst wol zu uns, sobald wir von einer großen Reise zurückkehren. Wie ich mich darauf freue, kann ich Dir nicht sagen.

Nebenbei habe ich doch einige Angst: ich soll nämlich noch viel lernen, damit ich dereinst als Frau Baronin von — — für voll und gebildet gelte. Das Lernen aber kommt mir vor, als wenn ich Wasser

aus einem Eimer durch einen Trichter in Bouteillen fülle; lieber möchte ich mit der Hand einen Labetrunk aus einem Bergquell schöpfen. Und das werde ich thun, wenn wir nicht nach der großen, doch nach der sächsischen Schweiz kommen.

Mutterchen freut sich ungemein daß mir ein so großes Glück zu Theil werde, und Manche wird mich beneiden.

Ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch mich jemals so lieb haben könne, wie Bernhard mich hat. Er nennt das liebenswürdige Bescheidenheit; es wäre aber doch ganz thöricht, wenn ich eine solche Liebe vorausgesetzt oder erwartet hätte. Genug ich bin glücklich und zufrieden; sei es mit mir.

Bernhard an Friedrich.

Ich fühle jetzt recht die Nichtigkeit alles gewöhnlichen Lernens, wo die Schüler durch viele Generationen hindurch Halbgedanken eines angeblichen Meisters gedankenlos nachsprechen und es für des Menschengeschlechtes höchsten Triumph gilt, sich als unermüdliche Copirmaschine geltend zu machen.

Bei Wilhelminen ist Alles ursprünglich, originell. Tausend Gegenstände, welche unbemerkt an mir vorübergegangen wären, worauf ich wenigstens keinen Nachdruck gelegt hätte, erregen ihre Aufmerksamkeit, und sie weiß auch die meine in Thätigkeit zu setzen durch die Art und Weise, wie sie darüber ein neues Licht verbreitet. Andere Dinge hingegen, womit Unsereiner sich oft lange abquält, machen auf sie wenig oder keinen Eindruck; nur um meinetwillen scheint sie dafür einiges Interesse hervorzurufen. Auf

diesem Wege sehe ich jetzt die Welt von einem ganz neuen Standpunkte, messe Alles mit einem neuen Maßstabe, wäge die Dinge ab mit früher mir unbekannten Gewichten, und komme zu dem Ergebniß: daß die äußerliche Aehnlichkeit der Betrachtungsweise und der Urtheile aller sogenannten Gebildeten, den ursprünglichen Reichthum der Natur verbirgt und den einzelnen Menschen Physiognomie und Charakter raubt.

Was die Leute Menschenkenntniß nennen, ist nur Kenntniß des Gleichartigen, der Massen, der Regel; während doch jede Natur, welche zu kennen überhaupt der Mühe lohnt, darunter nicht begriffen ist und eine selbständige Ausnahme bildet.

So gehörte auch Marie jenen Gleichartigen, Regelrechten an; ich liebte in ihr ein ganzes Tausend ununterscheidbarer Mädchen, und es mußten mir die Schuppen von den Augen fallen, als ich statt des Gattungsbegriffs ein lebendiges Individuum erblickte. Jeder, sagt Aristophanes in Platon's Gastmahl, sucht bei der Liebe seine ursprüngliche, nur von ihm gewaltsam losgerissene zweite Hälfte. Greift er in diesem zu sehnsüchtigen Bestreben fehl, ist es natürlich und pflichtmäßig die Täuschung anzuerkennen und neue Versuche anzustellen.

Marie spiegelte sich in mir, ich spiegelte mich in ihr ab. Bei dieser wechselseitigen Bespiegelungsmethode — würde sie auch hundert Mal wiederholt — kommt aber nicht das geringste Neue zum Vorschein; sie ist nur ein Verhätscheln der Eitelkeit und Schwäche, obgleich es auf dem sentimentalen Liebesthermometer als höchste Liebe bezeichnet steht.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Mir geht es so wohl, daß ich kaum noch einen Wunsch habe. Sonst nämlich konnte ich sie dutzendweise an den Fingern abzählen, und es fehlte mir nie einer, da alle unerfüllt blieben; auch waren die gewagtesten und unmöglichsten mir die liebsten: jetzt aber habe ich kaum einen ausgesprochen, so geht er durch Bernhards Güte in Erfüllung. Ich würde nicht wagen noch auf andere hinzudeuten, wenn er nicht so freundlich darum bäte.

Daß er mir Kleider, oder ähnliche Dinge schenkt, macht mir Freude, ist aber doch nur das Geringere; ich sorge viel lieber für Andere als für mich. Daß die Mutter jetzt besser und zufriedener lebt, daß ich alle Arme meiner Bekanntschaft unterstützen kann, macht mich glücklicher als Alles, was sich lediglich auf meine Person bezieht.

Ich rede jetzt mit Bernhard über tausend Dinge, die mir sonst nicht in den Kopf gekommen sind. Er gibt sich viele Mühe, mir Alles deutlich zu machen; doch bleibt mir Manches unbegreiflich, wenn ich es nicht erst in meine Sprache und in meine Gedanken übersetze. Ihm geht es wol ebenso, und wenn er meine Worte erläutert und berichtigend wiederholt, sieht Alles vornehmer und geschickter aus; ich bin es aber selbst nicht mehr, es ist nur ein unrichtiges, obwol geschmeicheltes Bild. Oft sagt Bernhard: ich verstehe, was Du sagen willst, und meint, ich könne mich nur nicht recht ausdrücken; wie er es aber versteht, habe ich es doch nur selten gemeint.

Bernhard an Friedrich.

Warum will doch der Mensch immer nur das ihm Gleichartige schätzen, warum Alles darin verwandeln? Beruht denn nicht alles Leben, alle Thätigkeit darauf, daß es Verschiedenartiges gibt, welches sich in tausend Verhältnissen mischt und umwandelt. Gleichartiges kann man nur nach seinen Massen, Quantitäten vergleichen, damit aber nicht experimentiren, nichts Neues erforschen, oder Unbekanntes entdecken.

Ich komme auf diese Betrachtungen beim Andenken an Wilhelminen. Wäre ich ganz ihres Standes, ihrer Bildung, würde sie mich wol so interessiren, würde sie so wunderbar auf mich gewirkt haben? Wenn sie, wozu ihr allmälig der Muth wächst, wenn sie mir widerspricht und eine eigene Meinung verficht, wird Alles doppelt anziehend, und ich hüte mich sie zurückzuschrecken, indem ich zu viel Gewicht in meine Wagschale legte. Oder geschieht dies zufällig einmal, so weiß sie mit jugendlichem Uebermuthe mich aus meinen Verschanzungen zu treiben, käme ihr auch ihre Schönheit nicht als unbesiegbare Gefährtinn zu Hülfe.

Früher war diese Schönheit wie ein unentdeckter vergrabener Schatz; seit sie öfter und an meiner Seite ausgeht, richten sich alle Blicke auf sie, von ehrwürdigen Geistlichen, die in ihr eine heilige Jungfrau erblicken, bis zu den Windbeuteln, die gern etwas Anderes in ihr fänden. Mir sind diese Triumphe erfreulich, aber doch auch unbequem.

Gern führte ich sie bald fort in meine Heimath; da treten mir Marie und mein Vater und meine angeblich ehrenvolle Laufbahn in den Weg. Noch

wissen, noch ahnden jene nichts vom Geschehenen. Es ist ja auch noch nichts geschehen; erst nach der Trauung ist Geschehenes nicht mehr ungeschehen zu machen.

Ich reise nach Wilhelminens sehnlichem Wunsche mit ihr über Dessau, Leipzig und Dresden nach Teplitz. Hier soll die Mutter baden; ich werde leider wol eher hieher zurückkehren müssen.

Wilhelmine an Adelheid.

Der größte meiner Wünsche, zu reisen, geht durch Bernhards Güte in Erfüllung; doch warum sage ich meiner Wünsche? Die Herstellung der Mutter durch das teplitzer Bad ist wichtiger als alles Andere, was die Reise sonst mit sich führt.

Erwarte keine Beschreibung, dazu habe ich weder Zeit, noch Geduld.

Bernhard erklärt mir Alles; er spricht wahrlich so gut und gründlich wie ein Buch, und ich könnte und sollte mehr von ihm lernen. Manchmal spricht aber Das, was ich sehe, und was mich aufs höchste anregt, anders als wie er; und über diesem Sehen und Hören merke ich zu wenig auf Das, was er sagt. Wenn er darüber nur nicht böse wird; aber ich kann es nicht ändern, und er hat mir ja hundert Mal gesagt: er will mich nicht ändern. Hoffentlich ist dies sein Ernst, mag er doch auch bleiben, wie er will. Nur die Haare könnte er sich färben, vielleicht auch an der Nase etwas abnehmen lassen. Verbrenne den Brief, damit Keiner von diesen dummen Reden etwas erfahre. Bin ich denn Bernhard

gut um der Farbe seiner Haare willen? Keineswegs. Nun, er wird an mir ja auch noch etwas Anderes lieben als die Haare und die Nasenspitze.

Letzthin sagte er mir artige Dinge über meine schöngezeichneten und gebogenen Augenbrauen. Ich hörte nicht recht hin, bis er erstaunt anhub: aber, Minna, ich glaube Sie haben Ihre Augenbrauen gefärbt; das ist ja abscheulich. Ich war wie aus den Wolken gefallen, er aber hatte unterdeß das Vergrößerungsglas aus seinem Operngucker losgedreht, besah die Augenbrauen sehr genau und beruhigte sich erst, als ich sie wusch, und sein Irrthum offenbar ward. — Dafür habe ich ihn zwar nicht gescholten, aber ausgelacht.

Ein ander Mal, als er fleißig Wein trank und zu gleicher Zeit sehr gründlich bewies: ein Mädchen dürfe keinen trinken, füllte ich das Glas, leerte es rasch auf seine Gesundheit und drehte mich lachend auf meinem Absatz umher. Er sagte nichts, als aber die Mutter drohend ausrief: Minchen! setzte ich mich still nieder, gab Bernhard die Hand und sprach von andern Dingen. Den nächsten Brief schreibe ich aus Dresden. Bernhard hat mir erzählt, warum man es das deutsche Athen oder das deutsche Florenz nenne: ich bin zufrieden, wenn es nur ein ordentliches, deutsches Dresden ist.

Bernhard an Friedrich.

Der halbe Zweck meiner Reise geht verloren! Ich hoffte unterweges irgend einen Geistlichen zu bewegen, mich mit Wilhelminen zu trauen; aber vergebens. Die Gewissenhaftigkeit dieser Leute besteht

darin, sich aufs genaueste um die Einwilligung derjenigen Leute zu bekümmern, die sich nicht trauen lassen; während sie so oft gegen die lauten Seufzer des abgepreßten Jaworts taub sind.

In dieser Misstimmung möchte ich selbst auf Wilhelminen zürnen, welche die Gefahren, die meine Verwandten unserem Plane erwecken werden, nicht kennt, oder nicht kennen will, und meine Sorgen mit dem Scherze abweiset, der Brautstand sei heiterer als der Ehestand.

Mein Verhältniß zu Wilhelminen kann nach dieser gemeinschaftlichen Reise unmöglich lange verborgen bleiben. Es wird an Spott, an Vorwürfen, an Drohungen nicht fehlen; wie kann, wie soll ich diese Stürme beschwören?

Wilhelmine an Adelheid.

Der heitere Anfang unserer Reise nahm eine ernstere Wendung, als mir Bernhard unerwartet erklärte: seine Absicht sei, sich unterwegs mit mir trauen zu lassen.

Schilt nicht meinen Leichtsinn; aber ich hatte mich wahrlich noch nicht als Ehefrau gedacht, nicht in einen lebenslänglichen Ehestand geträumt. Jetzt traten alle die Sorgen und Bedenken in den Vordergrund, welche Bernhard von Zeit zu Zeit über die Sinnesart seiner reichen, adelsstolzen Verwandten ausgesprochen hatte. Je weniger Gewicht ich zeither darauf legte, desto größer erschienen mir jetzt die Hindernisse und Vorwürfe, sowie das Misverhältniß meiner Geburt und Bildung zu all den neuen feindlichen Umgebungen. Werde ich dafür Bernhar-

den, wird er mir lebenslang für all diese Uebel Ersatz bieten können, ja bieten wollen?

Eben kommt Bernhard und meldet: kein Geistlicher wolle uns trauen. Ich athme wieder, und sehe ich auch keinen Ausgang aus diesen Verlegenheiten, hoffe ich doch: kommt Zeit, kommt Rath.

Wilhelmine an Adelheid.

Ich sollte wol mehr an mich denken; allein ich habe dazu weder Zeit, noch Lust, so viel des Neuen und Schönen geht täglich an mir vorüber. Du hättest Meißen sehen sollen. Von dem Thurme des schönen Doms, der auf hohem Berge steht, überblickt man viele andere Hügel und Thäler, Felder, Wiesen und Weingärten, und den silbernen, ruhigen Strom, der Alles dies trennt und wiederum verbindet. Ich war so vor Freuden außer mir, daß Bernhard zuletzt sagte: wenn mir der böse Geist von den Zinnen des Tempels die Welt gezeigt und angeboten hätte, würde ich sie wol nicht ausgeschlagen haben. Ich antwortete: so viel würde der Teufel, der ohne Zweifel geizig ist, nicht an mich wenden oder mir anbieten; und habe ich denn nicht die Welt, wenn ich mich ihrer freue, mehr vielleicht als alle diese Besitzer der Weinberge, der Felder und Wiesen? — Gibst Du mir hierin nicht Recht? Als ich aber in Dresden daran dachte, was ich mit der brühlschen Terrasse anfangen wollte, wenn sie mein eigen gehörte, fiel ich doch aus meiner Rolle und machte es wie alle Leute.

Um die Gemäldegallerie recht genießen und bewundern zu können, belehrte mich Bernhard im vor-

aus über viele Meister und sogenannte Schulen. Ich konnte aber die Namen nicht behalten, dachte unterdeß an Meißen und die Elbe, und sah in Gedanken lauter schöne Gegenden, gleichviel ob gemalt, ob ungemalt, ob außer mir oder in mir. Endlich gingen wir auf die Gallerie, und das erste was mich reizte, war ein höchst lustiges Bauernfest. Ich mußte darüber so herzlich lachen, hatte so viel Lust dem Spaße beizuwohnen, und sprach als wäre ich mitten drunter, bis ich sah daß sich mehre andere Personen um mich und vor dem Bilde versammelt hatten. Da sagte Bernhard, dem dies zu misfallen schien: Komm, ich will dir etwas Besseres und Großartigeres zeigen; er führte mich vor ein Bild, was man die sixtinische Madonna nannte. — Das war denn freilich so durchaus unähnlich, so in jeder Beziehung ganz etwas Anderes, daß ich kaum begreife, wie es auf derselben glatten Leinwand dargestellt werden kann. Aber warum hängt man denn diese Bilder, die tausend Meilen weit von einander entfernt sind, in demselben Raume nebeneinander? Wie läßt sich Auge, Kopf, Herz, Gefühl binnen wenigen Sekunden so umstellen, ja verwandeln, daß ich vor jedes dieser Kunstwerke in angemessener Stimmung hintreten, bewundern und genießen könnte?

Die holländischen Bauern, die noch vor meinen Augen herumtanzten, wurden freilich von dieser neuen Sonne sogleich auseinandergeschienen; auf Bernhards Frage: was meinst du jetzt? wußte ich indeß nichts zu antworten. Denn wie hätte ich über das Bild etwas sagen, wie Bemerkungen machen, wie Urtheile aussprechen dürfen, da es so gewaltig auf mich lossprach. Mir war, als sagte die Madonna und noch mehr das Kind: „Wilhelmine, wie ist dein

Denken, Fühlen und Thun doch so ganz bedeutungslos und nichtig!" Wahrlich, ich hätte in diesem Augenblicke nicht länger hinschauen, nicht jenen erhabenen Ernst einer andern Welt ertragen können. Als ich mich umwandte und Einer der Gegenwärtigen sagte: wie wunderschön ist dies Mädchen! — Es klang mir wie der bitterste Spott, und ich hörte und ich sah fast nichts mehr, so viel Mühe sich auch Bernhard und der Gallerieinspektor gaben, meine Aufmerksamkeit auf andere Bilder zu richten. Sie erschienen anspruchsvoll, und doch bedeutungslos.

Meine Vorliebe für jene holländische Feste galt als Hinneigung zur Gemeinheit, als ein Mangel an Bildung: wenigstens war ich dabei nicht hochmüthig und anspruchsvoll. Umgekehrt war der Maßstab, den die sixtinische Madonna an mich legte, für meine Natur viel zu groß, und mir fast unerträglich daß ein ganzer Haufen angeblicher Kenner damit so familiair umging und gewöhnliche Redensarten aller Art davor ausschüttete.

So in Gedanken, oder gedankenlos weiterschreitend, sehe ich bei einer Wendung, wie das Ende des Saals sich öffnet. In heiterster Schönheit sitzt eine edle Frau auf einem Throne, ein Kind auf ihrem Schoße, Ritter, Heilige, Einsiedler zur Seite, Engel und Kinder im Vordergrunde, Alles im glänzendsten Lichte und so lebendig und beweglich, daß ich nicht glauben wollte es sei ein Bild, der heilige Georg von Coreggio. Uneinig mit mir selber, niedergedrückt kam ich zu diesem Meister. Es war mir wie eine neue Offenbarung, und doch Alles so verständlich, wie meine eigene mir längst bekannte Sprache. Meine Heiterkeit kehrte wieder; sie war von allem Tadelnswerthen gereinigt und verklärt. Liebe

Adelheid! So sollte die ganze Welt aussehen, so habe ich sie mir oft geträumt; und ist hier nicht mehr wirklich geworden, als ich jemals träumte? Dieser Coreggio würde mich nicht verkannt, er würde meinen Leichtsinn nicht verdammt, und, wenn Rafaels Madonna mich zu Boden gedrückt hätte, mich freundlich wieder aufgerichtet haben. — Ist's nicht wunderlich, aber ich dachte: zu den Bauertänzen müßtest Du hinabsteigen, zu den Gestalten einer höhern Welt kannst du dich nicht erheben; aber welch Glück, wenn Coreggio dich hätte malen wollen! — Glaub mir, dies war nicht Eitelkeit; es war mehr und kam aus dem tiefsten Herzen.

Als ich mich von dem Bilde gar nicht entfernen wollte, sagte Bernhard: mich wundert es, daß dieser Meister Dich so anzieht. Sieh nur recht hin, und Du wirst bemerken daß er die vollendete Schönheit nicht kennt, daß Manier ihn beherrscht, seine Heiterkeit zu Leichtsinn, seine Anmuth zur Ziererei wird, und die tiefste Liebe und Hingebung ihm fremd bleibt. Ich erschrak über diese Worte, denn es war mir, als wären sie gegen mich gerichtet.

Wilhelmine an Adelheid.

Noch immer bin ich in Dresden und führe das herrlichste Leben von der Welt. Durch D., einen halben Landsmann Bernhards, wurden wir beim Dichter Tieck eingeführt, und ich habe daselbst drei Abende zugebracht: es war die in Poesie übersetzte Gemäldegallerie. Als es hieß, Herr Tieck werde etwas vorlesen, war mir damit eben nicht gedient; denn das lange, peinliche Stillsitzen ist mir unbe-

quem, und im Fall man den Tag über viel gegangen ist, wird man wol gar schläfrig. Indeß, was war zu machen, als sich darin ergeben? — Ob ich gleich daran gewöhnt bin, daß mich die Leute betrachten, gerieth ich doch in Verlegenheit, als Herr Tieck mich mit seinen großen Augen scharf anblickte, und noch mehr, als er auf mich zukam und mich fragte, was er lesen solle. Bernhard, der vielleicht fürchtete, ich möchte in meiner Unwissenheit fehlgreifen, sagte: man hat die lustigen Weiber von Windsor vorgeschlagen, und ich dankte beistimmend dem Himmel, so leicht der Gefahr entronnen zu sein. Und lustig war's obenein; denn ich habe so übermäßig lachen müssen, daß selbst Herr Tieck sich ein paar Mal halb ernst, halb lächelnd umsah. Aber wie lieset er auch; dagegen lautet manche wirkliche Aufführung, wie das taktmäßige Herbeten in der ABCschule.

Am Schlusse der Vorlesung war ich nicht vorlaut, mußte aber doch meinen Dank herzlich aussprechen, worauf Herr Tieck mir freundlich die Hand reichte und sagte: Kommen Sie morgen Abend wieder, Sie sollen dann etwas von anderer Art hören. Bernhard war versagt, ich setzte es aber durch, daß er mich hingehen ließ. Tieck las König Lear. — Wenn die lustigen Weiber eine Art von holländischer Hochzeit sind, dann ist der Lear ein erhabenes Bild wie die sixtinische Madonna. Und doch auch wieder ganz anders. Mir war nicht als dächte ich noch mit dem Kopfe, als fühlte ich mit dem Herzen; sondern jede Faser meines ganzen Körpers schien in unbegreiflicher Spannung zu ertönen, mein ganzes Wesen sich in Furcht und Wehmuth, in Haß und Entsetzen aufzulösen. Bis in das Mark der Gebeine war ich

erschüttert, und neben dem Ueberschwenglichen, was auf mich eindrang, blitzten an ganz unbekannten Stellen meines Geistes, Gedanken und Gefühle hervor deren Dasein ich nicht gekannt hatte, deren Möglichkeit ich geläugnet hätte. — Ich war so aufgeregt, daß ich erst gegen Morgen einschlief und träumte: ein Riese ergriffe mich mit seiner Hand und drückte mich immer mehr und mehr zusammen. Während des Schmerzes fühlte ich aber auch Lust; denn je mehr ich am Körper verlor, desto freier schien mein Geist zu werden, und ich konnte Alles denken und fühlen, was in dem Kopfe und Herzen des mich beherrschenden Mannes vorging. Ist ein solches Sterben des eigenen Geistes und ein Wiederbeleben durch einen größern, fremden, vielleicht Das, was man Liebe nennt, oder nennen sollte?

Doch hätte ich am dritten Abend einen zweiten Lear nicht ausgehalten; da führte mich Tieck wieder zu meinem Coreggio. Die lustigen Weiber und der Lear lagen neben oder über mir: der Sommernachtstraum wirkte auf mich wie der heilige Georg, und gar zu gern hätte ich eine Rolle in dieser Welt des heitersten Scherzes, der muthwilligsten Laune, des lächelnden Ernstes übernommen. — Einige untersuchten nach der Vorlesung: ob eine solche Mischung von Zeiten, Völkern, Sitten und Personen erlaubt sei: warum untersuchen sie nicht lieber, ob es erlaubt sei, zu denken, zu fühlen, zu träumen — ja zu leben.

Eine bejahrte Dame fand es sehr unanständig, daß Titania sich auf solche Weise in Herrn Zettel verliebe; worauf ich sagte: könnte solch ein heiteres, glückseliges, fantastisches Zauberleben ewig dauern, möchte mein Liebhaber immerhin einen Eselskopf haben. Man

lachte, ich merkte, daß ich etwas Einfältiges gesagt hatte; aber es war einmal heraus.

Bernhard muß morgen Geschäfte halber nach — zurückkehren; ich reise mit der Mutter weiter nach Teplitz.

Bernhard an Friedrich.

Obgleich mein Plan, mich mit Wilhelminen unterwegs trauen zu lassen und hiedurch alle möglichen Einreden abzuschneiden, fehlgeschlagen ist, macht mir diese Reise doch große Freude, sofern sie mir Gelegenheit gibt, Wilhelminens Natur immer näher kennen zu lernen. Doch ist und bleibt mir gar Vieles räthselhaft und überraschend. So dachte ich, die einfach erhabene sixtinische Madonna Rafaels müßte auf ihr einfaches Gemüth den größten, beseligendsten Eindruck machen; statt dessen hat sie sich davor fast gefürchtet, an dem manierirten Coreggio aber solch Wohlgefallen gefunden, daß ich mich beinahe darüber ärgerte. Göthe's klassische natürliche Tochter ließ sie kalt, während sie über den aus Willkür zusammengesetzten, ihr eigentlich unverständlichen Sommernachtstraum gegen ihre Gewohnheit in laute Begeisterung gerieth und dabei Dinge durcheinandersprach, daß mir noch banger ward als bei ihren Bemerkungen über den heiligen Georg. Das heißt bange nicht um meinetwillen, der ich sie kenne und zu würdigen weiß; sondern daß fremde Personen sie verkennen oder misdeuten möchten. Darum lasse ich sie auch so ungern allein nach Teplitz reisen. Meine liebevolle Vorsorge, die hier gelinde hemmt, dort kräftig fördert, mithin überall nach der vollendeten Mitte hinweiset

und die üppigen Auswüchse der bloßen Natur durch Kunst nicht vertilgt, sondern veredelt; diese Vorsorge muß sich aufs schönste lohnen, für mich und für Wilhelminen. Sie wird dereinst in den Kreis der strengsten Richter und Richterinnen siegreich eintreten können. Selbst mein Vater, so unverständlich ihm auch sonst meine Natur und Handlungsweise ist, soll meine Wahl und Führung loben.

Warum nur der Gesandte so auf meine Rückkehr dringt; kann denn kein Anderer, der mehr Gefallen daran findet, diese kläglichen Geschäfte übernehmen?

Der Kanzler von — an den — Gesandten zu —.

Ew. Excellenz verzeihen, daß ich mich in einer häuslichen, mir aber persönlich ungemein wichtigen Angelegenheit an Sie wende. Mir ist Kunde zugekommen, mein Sohn habe sich nicht blos vorübergehend (wie es wol zu geschehen pflegt) mit einem Mädchen geringer Herkunft eingelassen; sondern ihr förmlich die Ehe versprochen. Es ist mir sehr viel daran gelegen, die Wahrheit in dieser Sache zu erfahren und sie um jeden Preis zu hintertreiben. Ew. Excellenz bekannte Klugheit und Gewandtheit wird hierzu leicht die rechten Mittel auffinden.

Ihr Wunsch von —. nach — versetzt zu werden, kommt in diesen Tagen zur Berathung, und ich werde nicht ermangeln ihn nach Kräften zu unterstützen.

Bernhard an Friedrich.

Hat mir's doch geahndet! Sie haben in — — Alles erfahren, und dem Gesandten aufgetragen, mich darüber in aller Form zu verhören. Ich hätte leugnen, mich ausreden, die Sache zudecken oder drehen und wenden können, um sie zu beruhigen und Zeit zu gewinnen. Das wäre aber meiner und Wilhelminens unwürdig gewesen. Darum habe ich Alles gesagt und in den stärksten Ausdrücken gesagt, und meinen Willen mit so eiserner Festigkeit erklärt, daß es selbst dem Gesandten zu imponiren schien.

Wäre nur Wilhelmine hier; sie kann heiter leben ohne mich, ich vermag dies nicht. So sehr ich auch schon strebte ihr Herz ganz zu ergründen, so viel kleine Fallen ich ihr — jedoch nur scherzhafterweise — legte, so viel ich mit ihr — wenn Du willst — experimentirte; ich bin nie auf den Grund gekommen, ja mehre Male, ich möchte wol sagen mit einer langen Nase abgezogen.

Ihr fällt es nie ein, etwas Aehnliches mit mir zu versuchen. Ist dies die Folge ihrer einfachen Natur und Bildung, oder geringerer Liebe? Doch wozu so kleinliche Grübeleien, während ich für mich und für sie handeln soll. Ich habe ihr aufs Zärtlichste geschrieben und erwarte ihre Antwort.

Wilhelmine an Bernhard.

Mein liebster Bernhard!

Unter Allem, was Du für mich gethan hast und vielleicht noch thun wirst, ist mir die Reise nach

Teplitz das Liebste. Du glaubst nicht, wie sehr ich Dir dafür danke. Denn der Mutter Gesundheit bessert sich sichtbarlich durch den Gebrauch der Bäder, und von Deiner Weisung, spatzieren zu fahren, machen wir fleißig Gebrauch. Ich begreife immer noch nicht recht, daß ich so unter den Edelfrauen und Gräfinnen mit herumfahre, und denke bisweilen es sei nur eine Scene aus dem Sommernachtstraum. Doch habe ich hier auch etwas erlebt, was fast eher aussieht, als gehöre es in ein Wintermärchen.

Ein alter Herr mit weißem Hute und weißen Schuhen, galoppirte auf einem wunderschönen Pferde vor meinem Fenster vorüber. Ich hatte meine Freude dran, und so oft er wiederkam, sah ich ihm lange nach. Drauf ließ er sich bei uns melden, erschien zum zweiten, zum dritten Male und sagte jetzt kurz und rund heraus: er wolle mich heirathen. Ich lachte und antwortete: ich hätte schon einen Bräutigam; er aber, dadurch nicht gestört, wiederholte, er heiße von —, sei General in — Diensten, habe ein wunderschönes Gut und wolle mir dies, als ein unabhängiger, kinderloser Mann, sogleich bei der Trauung als Eigenthum verschreiben. Ihr Bräutigam, fuhr er fort, ist ein junger, unerfahrner Mensch, ein Sperling auf dem Dache, abhängig von Aeltern, Vettern, Muhmen und Basen. Dergleichen verliebte Pläne sind Seifenblasen ohne Festigkeit und Dauer, und Sie haben keinen vernünftigen, zureichenden Grund zu glauben daß der Ihrige nicht, gleichwie Alle, platzen wird, und Sie dann zeitlebens als eine verschmähte Braut sitzen bleiben. Bei mir hingegen ist Wort und That eins, und die Hochzeit binnen acht Tagen. Sterbe ich bald, sind Sie eine junge, reiche Witwe; lebe ich länger, sollen Sie es

auch nicht übel haben. Uebrigens bin ich nicht so alt wie Sie glauben. — Bei diesen Worten übergab er mir sein Taufzeugniß. Als ich dies genauer betrachtete, gewahrte ich, daß Einiges ausradirt war, und sagte übermüthig: Herr General! Ich sehe, daß Sie sich mir zu Gefallen um zehn Jahr jünger gemacht haben; wenn ich, weiblichen Vorrechten gemäß dasselbe thue, so bin ich erst acht Jahr alt und außer Stande Ihnen eine Antwort zu geben, die auch nur den Werth einer Seifenblase hätte. — Diese Rede schien der Mann übel zu nehmen; er ging fort und ist seitdem nicht wiedergekommen.

Von andern jungen Herren, die sich an mich drängen, wüßte ich eben nichts Besonderes zu erzählen; doch vertreiben sie mir die Zeit, welche einem, so scheint es mir, in Bädern nach anfänglichem großen Behagen, bald lang werden kann.

Der — Gesandte Herr von — an den Kanzler von —.

Die Nachrichten, welche Ew. Excellenz über die Liebesgeschichte und die Verlobung Ihres Herrn Sohnes zugekommen sind, haben ihre völlige Richtigkeit: er hat mir Alles und Jedes umständlich bekannt. Anfangs, so lange er milde, schweigsam, zurückhaltend war, fürchtete ich die Tiefe und Unheilbarkeit des Uebels; sobald er aber, von mir etwas mehr bedrängt, in gewaltigen Eifer gerieth, von hartherzigen Vätern, zerstörtem Lebensglück, Einzigkeit der übervortrefflichen Geliebten sprach und erklärte: sein eiserner, unwandelbarer Wille sei, sich in alle Ewigkeit nicht von ihr zu trennen, — da faßte ich große

Hoffnung, er sei so wandelbar wie die meisten jungen Leute, seine fliegende Hitze werde bald vergehn und so wie Täuschungen ihn in diesen Liebeseifer hineingeführt hätten, würden verzeihliche Täuschungen ihn zu seinem Besten wieder heraushelfen können. Von Ew. Excellenz unbeschränkter Vollmacht Gebrauch machend, glaube ich mich für einen erwünschten Ausgang verbürgen zu können.

Möchten die Hoffnungen, welche Dieselben mir in Hinsicht auf meine Versetzung machen, ebenso glücklich in Erfüllung gehen.

Der Kanzler von — an seinen Sohn Bernhard.

Unter allen Gefühlen, die ein menschliches Herz bewegen können, ist die Liebe der Aeltern zu den Kindern das natürlichste, heilsamste, unvertilgbarste. Daß Kinder dieselbe nicht in gleichem Maße erwiedern, liegt wol in der Natur der Dinge; woher kömmt es aber, daß jene nur zu oft voraussetzen der Vater sei ihrem Wohle entgegen, und womit habe ich dies von Dir verdient?

Ueber zwei Dinge waren wir zwiespaltig gesinnt: über Deine Anstellung und über Deine Verheirathung mit Marie; und in Hinsicht beider hast Du mir jetzt ja schon Recht gegeben. Denn Deine Abneigung gegen ernste Thätigkeit, Dein Wunsch patriarchalisch das Land zu bauen, das hieß, in sentimentalem Nichtsthun zu schwelgen, ging nur aus der bedeutungslosen Angewöhnung an Marie hervor. Du nanntest dies Vegetiren und Verkommen, Liebe; ich hatte höhere Begriffe als Du von dieser Leiden=

schaft, oder vielmehr von diesem Lebenselemente und Lebenszustande. Denn wenn die Leidenschaft sich nicht befestigen, in einen bleibenden, Alles belebenden, Alles durchdringenden Zustand übergehn, sich darin nicht verwandeln kann, so ist sie vergänglich und oft verdammlich. Was ich hier von der Liebe behaupte, gilt auch vom Berufe, der Religion, von allem wahrhaft Großen und Edeln.

Nach anfänglichem schwächlichen Götzendienste mit Marie, bist Du ungerecht und unwahr gegen sie geworden, und sowie Du Deinen frühern Irrthum durch übertriebenes Lob, willst Du den jetzigen durch übertriebenen Tadel rechtfertigen, und nicht einräumen daß Dein Vater allein an dem richtigen, mittleren Standpunkte festhielt. Doch mag ich Dich nicht unbedingt verdammen, denn ich hoffe, der zweite Irrthum wird noch leichter zu berichtigen sein, als der erste.

Daß große Schönheit auf Dich großen Eindruck macht, ich finde es natürlich; daß das Ursprüngliche einer unverdorbenen Natur Dich mehr anzieht, als das überall gleichartig ertönende Echo einer oberflächlichen Bildung, — wer könnte sich darüber wundern? Willst Du aber im Leben glücklich sein und bleiben, so lerne schon in der Jugend daß man nicht jede Schönheit besitzen kann, und Jahre kommen wo es lächerlich gefunden wird, sie auch nur zu bewundern. Lerne, daß die fremdartigsten, eigenthümlichsten Erscheinungen aufs lebhafteste reizen und Kopf und Herz beschäftigen können, ohne daß wir sie deshalb ganz in uns aufnehmen und lebenslang mit ihnen Hand in Hand gehen sollen.

Wie durftest Du Dich mit Wilhelminen insgeheim verloben? Es ist unheilbringend für Dich und für

sie, lieblos gegen mich, rechtswidrig in Bezug auf feststehende, verständige Gesetze. Ich will jetzt nicht untersuchen, ja nicht einmal vermuthen daß ihrerseits Eigennutz, Deinerseits bloßer Sinnenreiz mit im Spiele sei; aber glaubst Du denn, der Reichthum des Liebhabers, welcher der armen Geliebten so willkommen ist, könne die Frau nicht drücken und, im Vergleich mit ihrer ursprünglichen Armuth, das Gleichgewicht der Ehe stören? Oder bist Du Deiner so sicher, daß Dich dereinst nicht der beschämende Argwohn ergreife: das Mädchen habe Dich nur des Geldes halber vorgezogen?

Ebenso verhält es sich mit dem Abstande der Bildung. Was Dich jetzt reizt und erfreut, es wird Dich dereinst ärgern und zurückstoßen. Die Menschen bedürfen, um lange mit einander leben zu können, einer gleichartigen Entwickelung und ähnlicher Interessen. Der Europäer geht zu den Wilden, man bringt die Wilden nach Europa; sie besehen sich wechselsweise und der Ueberlegene experimentirt mit dem Schwächern; aber ein näheres Verhältniß ist und bleibt unmöglich.

Losgerüttelt magst Du Wilhelminen vielleicht schon jetzt haben aus ihrem natürlichen Boden und angemessenen Umgebungen; aber anwachsen wird sie nicht in Deinem, und die leisen Dissonanzen, welche Dir jetzt fast willkommen und leicht auflösbar erscheinen, werden allmälig immer schreiender hervortönen und Eure Herzen zerreißen. — Deine Ueberlegenheit wird Wilhelminen drücken, ihr Zurückbleiben Dich ängstigen: ja es werden Fälle eintreten, wo sie in Wahrheit höher steht als Du, wo sie Dir voran eilt; dennoch werdet Ihr Euch immer an der unrechten Stelle suchen und nie wahrhaft finden!

Wollte ich aber zugeben, (was mir höchst zweifelhaft erscheint) Eure Naturen paßten und stimmten zuletzt ganz zu einander; so wirst Du doch nie mit ihren, sie nie mit Deinen Verwandten und Umgebungen in Harmonie zu bringen sein. Du kennst unsere Familien- und Staatsverhältnisse, sie werden durch eine Verbindung mit Wilhelminen sämmtlich und für immer zerrissen; ein Verlust, den Du jetzt angeblich aus Liebe, in Wahrheit aber lieblos, äußerst gering anschlägst, dessen Werth Dir aber von Tag zu Tag wieder fühlbarer werden und zuletzt unerträglich erscheinen muß.

Aus diesen, leicht zu mehrenden Gründen, sehe ich in einer Verheirathung mit Wilhelminen Dein und ihr Unglück, und befehle Dir, die eingegangene Verbindung auf eine möglichst milde, für das Mädchen unnachtheilige Weise zu lösen. Denn Irrthum und Schuld geht von Dir aus, es ist Deine Pflicht, das Uebel wieder gut zu machen, nicht es in falscher Consequenz maßlos zu vermehren.

Solltest Du meiner väterlichen, Dir so heilsamen Ermahnung nicht Folge leisten, so werde ich mich derjenigen Mittel bedienen, welche die Gesetze in meine Hand legen; ja im äußersten Falle mein Vermögen dem entziehen, der es verschmäht, der gute Sohn eines guten Vaters zu sein.

Bernhard an Friedrich.

Mein theuerer Freund.

Gemüthsbewegungen so gewaltsamer und verschiedener Art, zerreißen mein Inneres dergestalt, daß ich nicht zu ruhigem Denken, viel weniger zu festem

Beschließen kommen kann. Ich erhielt von meinem Vater den anliegenden Brief. Je mehr er in meine Ansicht einzugehen, sich in sie zu versetzen scheint, desto bitterer wird die Widerlegung derselben, desto erschreckender sein am Schlusse fest ausgesprochener Wille. Vergebens hoffte ich, ein Brief Wilhelminens sollte, wie eine Art von Gottesurtheil, meinen Zweifeln ein Ende machen; sie aber, das Geschehene und meinen Zustand nicht ahndend, schreibt übermüthig von ihren alten und jungen Liebhabern, was mich vielleicht unter andern Verhältnissen ergötzt hätte, jetzt aber nur verletzen konnte.

Morgen kehrt sie zurück; ich habe ein kleines Fest in ihrer Wohnung bereitet. Welche Freude, welcher Schmerz wartet meiner.

Wilhelmine an Adelheid.

Der Aufenthalt in Teplitz mit seinen Freuden und Langweiligkeiten ist zu Ende, vorgestern kehrte ich und meine Mutter nach — zurück. Bernhard hatte meine Stube auf allerlei Weise verzieren, unter dem Spiegel eine Art Thron errichten, ihn mit Blumenkränzen umwinden und meinen Namenszug darüber anbringen lassen. Du kannst denken, wie mich das Alles freut, besonders wenn ich meine jetzige Wohnung mit der ehemaligen vergleiche. Zum Abend erlaubte er mir einige Gäste zu bitten: ich wählte nur die schlanke Friederike und Wilhelm, ihren zierlichen, aber nicht größern Verehrer. Meine Tante konnte nicht kommen, schickte aber ihre beiden hübschen Kinder.

Bernhard, der schon am Tage verdrießlicher Amts-

geschäfte halber misgestimmt war, ließ sich selbst des Abends durch unsere Fröhlichkeit nicht erheitern. Als ich, um seine üble Laune zu überwinden, ein Glas Wein auf seine und ein zweites auf der Mutter Gesundheit trank, und alle Uebrigen diesem Beispiele folgten, sagte er: es gebe Zeiten, wo Fröhlichkeit unzeitig sei. Diese, am Tage der Rückkehr einer Braut gewiß unzeitige Bemerkung, nahm ich ohne Rüge hin, kam aber auf einen andern Einfall. Während nämlich Bernhard sich mit der Mutter entfernte, um über einige Dinge zu sprechen, eilten wir, uns aus den neuen Schätzen meiner Garderobe zu costumiren und zu drappiren. Ich nahm gebührender Weise auf dem für mich bestimmten Throne Platz, die Kinder als Engel vor und neben mir, Wilhelm als heiliger Georg zur Seite; Bernharden endlich ward, als er eintrat, eine große Pelzpellerine umgehangen, um den Johannes in der Wüste darzustellen. Weil er dennoch verdrießlicher drein sah, als der dresdner Johannes, sagte ich ihm: Heiliger aus der Wüste, lege Dein Amtsgesicht ab und nimm Theil an unserer heiteren Begeisterung, sonst sollst Du künftig nur Heuschrecken essen und keinen Honig bekommen, am wenigsten von meinen Lippen.

Als ich sah, daß Bernhards Gesicht noch ernster ward, während die Uebrigen lachten, sprang ich von meinem Throne hinab, gab ihm einen Kuß, dem heiligen Georg mit Seitenblicken auf Friederike einen zweiten, die meisten aber den hübschen Kindern, welche über den Scherz außer sich waren und gar nicht wieder in ihre gewöhnlichen Kleider hineinkriechen wollten.

Bernhard an Friedrich.

Ich weiß nicht, fodert Liebe die vollste, wechselseitige Aufrichtigkeit, oder ist es rathsamer und heilbringender, der Geliebten oft Mancherlei zu verschweigen? Das letzte habe ich gethan: denn was sollte Wilhelmine durch Mittheilung meiner Sorgen gewinnen? Sollte sie auf meinen Vater schelten? Mich trösten? Sich von mir abwenden? Wird meine Last geringer, wenn ich ihr einen Theil aufwälze?

Jeden Falls folgte aber aus meinem Schweigen, daß sie gestern Abend meinen Ernst nicht verstand, und ihre Heiterkeit mich aufs Wehmüthigste berührte. Mehr als je, schien sie sich als die Meine zu betrachten, ja fest auf mich, wie auf ihr eigenstes Besitzthum hinzublicken. Sie ahndete nicht, welche Gefahr ihr und mein Glück zu untergraben droht.

Nebst einigen Andern kam sie auf den Gedanken, Coreggio's heiligen Georg darzustellen und wies mir bedeutsam die Rolle des Johannes zu. Als sie von ihrem Throne in glänzender Heiterkeit herabschaute, mich mit siegreicher Kühnheit auffoderte, nicht des Ernstes, sondern unserer Liebe zu gedenken; — sie war von einer unbeschreiblichen Schönheit, und mein Herz von Freude und Schmerz zugleich so erfüllt und gepreßt, daß ich fürchtete todt zu ihren Füßen niederzufallen.

Ich kann, ich darf, ich will nicht ohne sie leben. Mein Schweigen mag meinem Vater erweisen, daß, wenn seine Weltklugheit ihn weiter in die Ferne schauen läßt, ich das Nächste besser erkenne: mein und Wilhelminens Herz.

Der Kanzler von — an seinen Sohn Bernhard.

Dein Schweigen, mein Sohn, beweiset mir daß Du Deine Leidenschaft zwar noch nicht bezwungen hast, mein Brief jedoch Zweifel und ernstes Nachdenken herbeiführte. Gern ließe ich Dir mehr Zeit, um allmälig auf den richtigen Weg zurückzukehren; aber eine Krankheit, die mir meinen nahen Tod verkündet, zwingt mich schneller auf jenen Gegenstand zurückzukommen.

Ich habe ohne Leidenschaft und Vorurtheil nochmals Alles abgewogen, was sich für und gegen Deine Verheirathung mit Wilhelminen sagen läßt, und bin mehr als je überzeugt daß sie zu Deinem und ihrem Unheile gereichen würde. Nun könnte ich, wie es sonst wol öfters geschehen ist, zur Abschreckung meinen Fluch über Euch aussprechen; vielleicht aber reizte Dich dies nur zu hartnäckigem Widerspruch, oder erschiene Dir doch als ein unverständiges, tyrannisches Hinausgreifen über die Grenzen dieses Lebens. Daher spreche ich nur in der Form einer Bitte, eines Wunsches. Aber ein so ausgedrückter Wunsch eines sterbenden Vaters, gilt einem guten verständigen Sohne noch mehr, als der harte Befehl eines lebenden.

Schon zu der Zeit, als Du mit jugendlicher Uebereilung Mariens Werth zu hoch anschlugst, machte ich Dich auf Christine von — aufmerksam. Ich habe sie seitdem noch genauer beobachtet und näher kennen gelernt. Der Gedanke, daß sie meine Schwiegertochter werden möge, daß sie eher als irgend ein weibliches Wesen Dich glücklich machen könne, ist bei mir festgewurzelt; und wenn Du be-

harrlich widersprichst, muß ich sie und mich dadurch entschädigen, daß ich sie zur Tochter annehme.

Traust Du meinem Urtheile über ihren Werth nicht, so befrage Deinen Freund Friedrich; er wußte sie früher und richtiger zu würdigen als Du, ja er hatte ihre Vorzüge wol schon zu der Zeit erkannt, wo ich noch Beobachtungen anstellte, um mich von deren Dasein zu überzeugen.

Wer weiß ob ich eine Antwort auf diesen Brief noch erlebe; ich scheide aber von Dir mit der Ueberzeugung, Du werdest sie über kurz oder lang so ertheilen, wie es Dein treuster Freund zu erwarten berechtigt ist.

Wilhelmine an Adelheid.

Ich habe durch Bernhard mehre vornehme Männer kennen gelernt, aber dabei gewiß nichts gelernt. Alle haben gute Lebensart, das heißt Einer macht dieselben Bücklinge wie der Andere, und sagt mir dieselben Süßigkeiten, Glückwünsche, oder verdeckten Spöttereien. Wahrlich die Häßlichen sind in mancher Beziehung besser daran, als die Schönen; wenigstens langweilt und ärgert sie niemand durch Reden und Betrachtungen über ihre Häßlichkeit. Lieber als diese Visiten und dies Geschwätz ist mir das Schauspiel, wohin mich Bernhard oft führt, oder mit meiner Mutter gehn läßt. In der Regel sucht er nachher über Gang, Werth und Bedeutung des Stücks ein Gespräch anzuknüpfen, oder das zu thun was die Leute kritisiren, oder recensiren nennen. Ich benehme mich dabei aber sehr ungeschickt, und

mein Hauptvergnügen ist gewöhnlich verschwunden, wenn er mir gezeigt hat, warum ich mich nicht freuen soll.

Noch schlimmer geht mir's mit der Oper; denn während Bernhard mir erweiset daß sie gar nicht da sein sollte, bleibe ich dabei, wenn er Recht hätte, würde sie nicht da sein. Am ersten will er noch die großen ernsten Opern dulden, wie die Vestalin oder Olympia; ich dagegen preise Mozarts Figaro und sein: „So machen sie es Alle;" unbekümmert um jede Einrede Bernhards über Form und Inhalt. Diese Opern sind für mich in der Musik, was Coreggio in der Malerei und der Sommernachtstraum in der Dichtkunst.

Du siehst, wie gelehrt ich werde und mit welcher Kühnheit ich Dinge behaupte und vertheidige, von denen ich eigentlich gar nichts verstehe.

Gestern bot mir Bernhard am Schlusse eines Streites über jene Oper, ein bedeutendes Geschenk wenn ich sie gar nicht mehr sehen wolle; mich verdroß aber die Art wie er mir dies Vergnügen abkaufen und mich von meinen Lieblingen trennen wollte. Meine beharrliche Weigerung schien ihn zu verdrießen; soll ich ihn denn aber in seinen Grillen bestärken, oder mir selbst dergleichen zu wechselseitiger Qual einimpfen? Wenn er mich schon oft im Scherze Frau Baroninn von — nennt, und einen Brief so an mich adressirt hat, darf ich wol auch das Frauenrecht geltend machen, welches keine blinde Unterwerfung fordert, oder billigt. Jenem Briefe war ein lächerlich großes Familienwappen aufgedrückt, als solle es anzeigen, aus welcher Niedrigkeit ich stamme und zu welcher Größe ich erhoben werde.

Bernhard hat lange seines Vaters nicht erwähnt,

es müssen also von diesem und der übrigen Familie keine neue Einwendungen gegen meine geringe Person gemacht worden sein. Doch fürchte ich mich vor ihnen Allen, ja selbst vor Bernhard, wenn ich bedenke daß er viel mehr zu ihnen als zu mir gehört, und mich zuletzt wol nur liebt, weil ich anders bin als jene.

Bernhard an Friedrich.

Mit der Nachricht von dem Tode meines Vaters erhielt ich die anliegenden so milden, und doch so strengen Worte des Scheidenden. Mein Schmerz war ohne Grenzen, und ich fand um so weniger Trost bei Wilhelminen, als sie dergleichen Stimmungen nicht begreift und ich Bedenken trage, ihr alle Gründe derselben mitzutheilen.

Es gibt eine Seite, von welcher mir der Tod meines Vaters als Gewinn erscheinen kann, ja muß: daß ich nämlich dadurch unbeschränkter Herr meiner selbst geworden bin. Diese Betrachtung trat nach einigen Tagen so sehr bei mir in den Vordergrund, daß ich ruhiger wurde. Wiederum führte mich diese Ruhe zu einer verständigeren Betrachtung der Wichtigkeit seiner letzten Wünsche und Gebote, und zu einer neuen Unentschlossenheit, mit welcher Mißstimmung des Gemüths fast nothwendig verbunden ist. Wilhelmine, welche die Gründe derselben nicht vollständig kennt, scheint sie durch verdoppelte Heiterkeit, ja selbst durch Uebermuth austreiben zu wollen, der mich indessen öfter verletzt, als bekehrt.

Sonderbar, viele Dinge und Erscheinungen sind ihr in der That ganz neu und treten zum ersten

Male vor ihre Seele, — so z. B. Kunst, Literatur, vornehmer Umgang —; zum rechten Erkennen derselben gehört also Belehrung, Vergleichung, Reflexion. Deßungeachtet haftet jener erste unmittelbare Eindruck, jene erste Erscheinung so fest und bestimmt, ihr Urtheil ist, ich möchte sagen so eigensinnig, daß alle Bemühungen es zu läutern und zu erweitern vergeblich bleiben und mir schon der Gedanke durch den Kopf gefahren ist, ob es nicht besser sei, sie nur innerhalb ihrer ursprünglichen Kreise anspruchlos zu entwickeln.

So habe ich nicht umhin gekonnt sie einigen Diplomaten meiner Bekanntschaft vorzustellen. Anstatt aber durch die gewandte Beweglichkeit des Einen, den hohen Ernst des Zweiten und das einschmeichelnde Gespräch des Dritten angezogen zu werden, nennt sie übermüthig den Ersten einen Hampelmann, den Zweiten einen Nasenrümpfer und den Dritten einen Honigkuchenritter. Suche ich ihr Beobachtungsvermögen zu stärken, mache ich sie auf die interessante Verschiedenheit dieser Männer aufmerksam, so beharrt sie dabei: Alle seien aus demselben Teige gebacken, und vom Kuchenbäcker nur verschieden garnirt worden.

Aehnliche Streitigkeiten haben wir über die Oper. Hier, wie so oft, genügt es ihr daß etwas ist, sie fragt nicht, ob etwas *sein soll*; ein Verfahren wobei man in der Empirie seßhaft und das Ideal verborgen bleibt. Von Allem was ich ihr aus den ästhetischen Theorien mittheilte, hat ihr nur eins Freude gemacht und sich ihrem Gedächtnisse eingeprägt: nämlich der voltairische Satz, daß das Langweilige immerdar nichts tauge. Wenn ich ihr alsdann beweise, daß das persönliche Urtheil des Ein-

zelnen hierüber gar keine wahrhafte, entscheidende Regel gebe, beharrt sie dabei: sie könne ihre Empfindung nicht unempfunden machen, lasse jedem seine Weise und wolle so wenig Regeln geben, als sich aufdringen lassen.

Als ich ihr letzthin mit Gründen darzuthun suchte, Rafael sei ein größerer Maler als Correggio, antwortete sie: es mag so sein, im Fall Du beide untereinander vergleichst; ich aber vergleiche sie mit mir. Wenn also jener hundert Fuß und dieser fünfundzwanzig Fuß hoch ist, und ich (einen Fuß hoch) ihnen gegenüberstehe, so ist mein Mißverhältniß zu Correggio viel geringer, als zu Rafael; darum übersehe und verstehe ich ihn besser, und es wäre ein unfruchtbares Bemühen wenn ich meiner Länge etwas zusetzen wollte.

Ebenso wenig kann ich Wilhelminen über das Verhältniß von Sittlichkeit und Kunst, zur rechten Erkenntniß verhelfen. Sie leugnete mir z. B. zwar die Zweideutigkeit des Figaro keineswegs ab, behauptete aber: es sei dies nicht wichtiger, als ob Correggio auf grober oder feiner Leinwand gemalt habe. Mozart's Melodien solle ich hören, nicht die Buchstaben lesen: jene seien so heiter, klar, durchsichtig, wohlthuend, wie der schönste Frühlingstag; in solcher Luft möge sie immer leben, und wer sich hier vor moralischer Erkältung fürchte, habe den Schnupfen, oder Ohrensausen schon vorher gehabt.

So, mein Freund, habe ich täglich Gelegenheit, Versuche und Betrachtungen an mir und über mich und meine Braut anzustellen, und ich hoffe Du wirst es nicht als einen Rückschritt betrachten, daß wir nicht immer Unisono, sondern bisweilen auch zweistimmig singen.

Nur Einzelnes bleibt mir bisweilen ganz unverständlich, so z. B. als sie letzt im Scherz sagte: Max habe des Kaisers Dragoner ohne Noth aufgeopfert; als sie im Ernst, ja fast mit Leidenschaft, behauptete: Thekla habe ihre Mutter schlechterdings nicht verlassen sollen. Wenn Wilhelmine in solchen Wechselfall gesetzt würde; sie wäre wahrlich im Stande, die Poesie ohne Rückhalt zu verleugnen.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhards Vater ist gestorben. Zwei Tage lang war er fast von Sinnen, den dritten aber schon wieder ganz ruhig. Mir unbegreiflich: wenn ich so wäre, aber er!

Mein Leichtsinn, oder leichter Sinn mag tadelnswerth sein; aber gehört er nicht zu meiner Natur? Launen hingegen, plötzlich und ohne genügenden Grund wechselnde Stimmungen, kann man doch nie zur eigentlichen Natur eines Menschen zählen. Jeder sollte sie auszutilgen, und Haltung in sein Leben zu bringen suchen.

Eben geht Bernhard von mir; er hat mich sehr erschreckt. Denke Dir, binnen vierzehn Tagen soll ich mit ihm nach — abreisen, um uns dort trauen zu lassen und unsern Wohnsitz daselbst aufzuschlagen. Ich habe, von Tage zu Tage heiter lebend, dem Gedanken der Heirath wenig nachgehangen und am wenigsten damit die Versetzung in ein anderes Land in Verbindung gebracht. Jetzt erklärt Bernhard: er wolle und müsse sein hiesiges Amtsverhältniß aufgeben und in seine Heimath zurückkehren.

Daß ihm nicht viel daran liegt die Mutter mit-

zunehmen, habe ich ihm wol angemerkt, aber mich gestellt, als hätte ich nichts gemerkt. Es steht geschrieben: man werde Vater und Mutter verlassen, um einem Manne anzuhangen; denn jene beide helfen und stützen sich noch untereinander. Aber die einzeln stehende, verlassene Mutter zu verlassen, wäre für jede Tochter eine Sünde; wie vielmehr für mich, da sie allein durch meine Sorgfalt erhalten wird und eine Trennung von ihr mir unerträglich fallen würde. — Und was hilft's wenn ich Bernharden dahin bringe, daß er sie mitnehme, da sie um keinen Preis — verlassen will und alle Aerzte einstimmig versichern: das Wohnen in jenem kalten, kalten Lande, bringe ihr auf jeden Fall schnellen Tod.

Ich muß zunächst die Sache, bis zur völligen Herstellung der Mutter, in die Länge ziehen.

Bernhard an Friedrich.

Vor einigen Tagen erklärte ich Wilhelminen, wir wollten beide binnen kurzer Frist — verlassen und uns in — ansiedeln. Anstatt sich, wie ich wol erwarten durfte, über diese nahe und günstige Entscheidung ihres Schicksals zu freuen, erschrak sie sichtbarlich, ich glaube aus Furcht sich von ihrer Mutter zu trennen. Bei einer Ehe, wie ich zu schließen im Begriff bin, ist aber ein großer Anhang von Verwandten unbequem, und es erscheint rathsamer dieselben in sorgenfreier Entfernung zu halten, als sie in den Kreis des engsten Umgangs hineinzuziehen. Ich hielt dies um so eher für möglich, da Wilhelmine ein Kind armer Aeltern und nur von ihrer Mutter adoptirt ist. Sollte indeß meiner Braut

sehr viel daran liegen, sich nicht von dieser zu trennen, werde ich ihren Wünschen keineswegs widerstreben.

In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief Wilhelminens, des Inhalts: es sei ihr ganz unmöglich, ihre Mutter zu verlassen, dieser aber (nach einstimmigem Urtheile der Aerzte) unmöglich, vor ihrer Herstellung eine Reise nach — zu unternehmen. Sie bitte also, diese und die Heirath vor der Hand aufzuschieben.

Was soll ich hiezu sagen? Die Krankheit der Mutter scheint von der Art zu sein, daß sich schwerlich jemals eine völlige Herstellung erwarten läßt. Ist es denn nun Wilhelminen angenehmer, Krankenwärterinn, als meine Frau zu sein? Liebt sie ihre Pflegemutter mehr, als ihren Bräutigam? Oder gibt es gar andere Dinge, die sie beschäftigen und festhalten? Auf jeden Fall erscheint es unpassend, sie allein hier zu lassen, und doch muß ich schlechterdings eine Reise nach — antreten.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard hat, obwol ungern, eingewilligt, daß ich mich von meiner Mutter nicht trennen und — vor ihrer Herstellung nicht verlassen soll. Er selbst wird seine Reise indeß bald antreten und nach einiger Zeit zurückkehren.

Seitdem mir dieser Stein vom Herzen ist, lebe ich doppelt heiter, ja fast ausgelassen. So kam dieser Tage Friederike zu mir und bat mich so geheimnißvoll als dringend, Abends die Oper zu besuchen; ich würde daselbst Neuigkeiten sehen und hören. Ich

war darauf gerade nicht sehr neugierig, allein man gab Figaro, und Bernhard erzählte mir: er sei den Abend ausgebeten. Auf seine Bemerkung, ich würde doch zu Hause bleiben; sagte ich: soll ich nicht Deinem Beispiele folgen? und als er hierauf etwas erwiederte, das fast eifersüchtig klang, gab ich zur Antwort: Verbotenes thut man am liebsten.

Ich saß mit der Mutter auf meinem gewöhnlichen Platze und wartete anfangs auf Friederikens Neuigkeiten; bald aber dachte ich nicht mehr daran, sondern hörte nur die heitern Melodien, und träumte in meinem Innern weiter und weiter. Anfangs sah ich die Schnee- und Eisfelder, die bereiften Bäume meines neuen Vaterlandes; dann flatterte der Schnee aufwärts in die Lüfte und verwandelte sich in silberne Wölkchen, auf denen ich einherfuhr, aller irdischen Bedenken, Sorgen und Lasten entledigt. Das Eis fing an sich zu bewegen, im Wiederscheine des erwärmten Himmels erhoben sich Wassernixen aus den blauen Wogen, und winkten den Luftgeistern, welche mich umschwärmten. Die früher bereiften Bäume trieben jetzt Knospen, Blätter und Früchte hervor, der Duft der Orangen und Myrten stieg aufwärts; tanzend nahten sich wunderbar geschmückte Jünglinge und Mädchen, nahmen mich in ihre Mitte und führten mich zu einem Zauberer, den ich wieder zu erkennen glaubte und der mir sagte: so leben wir hier Jahr ein, Jahr aus, ein Leben das für die armen umnachteten Erdgebornen nur in einzelnen Augenblicken hervorblitzt, und das sie dann wehmüthig einen Sommernachtstraum nennen!

Ich weiß nicht, wie lange ich so noch fortgeträumt hätte, da ging die Thür auf, ein Herr nahte sich mir und bat um die Erlaubniß, mich nach Hause

zu bringen. Schon hierüber, noch mehr aber zürnte ich, als er meine Hand ergriff und sie zärtlich drückte. Auf meine heftige Zurückweisung lachte er fast laut und sagte: Minchen, kennst Du mich denn nicht? Es war Friederike, im Anzuge ihres Bräutigams.

Lustig verließen wir die Oper, bei einer Wendung sagte indeß Friederike erschreckt: Ich glaube da steht Bernhard, und zog uns in ein Haus, das einen wenig bekannten Durchgang darbietet. So kamen wir in unsere Wohnung und legten uns rasch zu Bette. Friederike hat sich indessen sicherlich geirrt, denn Bernhard würde sonst nach seiner Weise gründliche Betrachtungen angestellt und gründliche Auskunft verlangt haben.

Bernhard an Friedrich.

So ist denn Gewißheit geworden, was ich längst ahndete: Wilhelmine ist eine Treulose! Meine Liebe so zu täuschen, meine Wohlthaten so zu vergelten, es ist unglaublich, schändlich und doch nur zu wahr und wirklich! — Verlange keine Erzählung, keine Beweise; soll ich in meinen eigenen Eingeweiden wühlen, mein Herz nicht blos durchbohren lassen, sondern auch selbst durchbohren?

Wiederum liegt die einzige Labung und Errettung darin, daß ich meinen Schmerz austoben, meinem Zorne freien Lauf lasse. Nur dadurch kann ich mich wieder aufrichten, daß ich Alles das Unwürdige mit Füßen trete, was ich zeither götzendienerisch verehrte.

Ich schrieb Dir schon, daß Wilhelmine eine übertriebene Vorliebe für gewisse Opern hegt, welche mir, wenn nicht aus ästhetischen, doch aus moralischen

Gründen mißfallen. Ich erklärte ihr vor einigen Tagen den Wunsch, sie möge eine derselben nicht besuchen; und der Wunsch eines Bräutigams sollte doch wol so viel gelten, als der Befehl eines Ehemanns. Sie antwortete zweideutig, und hielt sich für sicher, da ich vorgab den Abend in Gesellschaft zubringen zu müssen. Statt dessen ging ich in die Oper, setzte mich in einen Winkel ihrer Loge gegenüber, und hatte bald den Verdruß sie mit ihrer Mutter eintreten zu sehen. Mit meinem Fernglase konnte ich jede ihrer Mienen erkennen. Anstatt, wie gewöhnlich, die frivole Darstellung mit Scherz und Lachen zu begleiten, sah sie schmachtend gen Himmel und war in Liebesträumereien versunken, bis der erwartete Verehrer eintrat. Nun folgte Scherz und Lachen in verdoppeltem Maaße. Ich saß wie vom Schlage gerührt, besinnungslos und versteinert, bis ich gewahrte daß Alle noch vor dem Schlusse der Oper aufbrachen. Ich stürze nach, sehe mit eigenen Augen wie Wilhelmine ihrem Begleiter, einem blutjungen Fant, zärtlich am Arme hängt, ihm lachend die Hand drückt, ja, wie sie wähnt unbemerkt, auf öffentlicher Straße einen Kuß gibt! Und die arge Mutter läuft sorgenlos und gefühllos nebenher! Endlich gehen Alle, scheu sich umsehend, in ein Haus, ich eile nach, stoße mir aber in der Finsterniß den Kopf so heftig, daß ich zurücktaumele; als ich wieder zu mir selbst komme, sind Alle verschwunden. Vergebens warte ich mehre Stunden auf ihre Rückkunft, die Nacht wird, mir zu Spott und Hohn, in Lust und Wollust verbracht und die Heuchelei ist schon so bei Wilhelminen ausgebildet, daß ich am andern Tage kaum eine leise Verlegenheit auf ihrem Gesichte bemerke.

Ich schwieg, denn sie hätte reden, entschuldigen, erklären, sich rechtfertigen sollen. Vorgebend auf einige Tage verreisen zu müssen, stelle ich meine Späher rund um Wilhelminens Wohnung auf, und verweile in der Nähe, um bei der Hand zu sein. Bald berichtet man mir: es sei ein Herr in das Haus gegangen; es war nicht der junge Fant des vorigen Tages, sondern ein langer, bejahrter Mann, den sie, ich konnte es hören, freundlich entließ. Die Treppe wieder hinabschleichend, begegnet mir ein Dritter, der nach ihrer Wohnung fragt. Bereitwillig nehme ich ihm ein Billet zur weitern Besorgung ab, öffne es nach seiner Entfernung und lese: „Liebes Minchen! Ihre bekannten Freunde sind heute am bekannten Orte versammelt, um sich lustig zu machen. Es kann Ihnen nicht schwer fallen, ihrem pedantisch-sentimentalen Liebhaber eine Nase zu drehen und sich, worauf wir Alle rechnen, bei uns einzufinden."

Nun konnte ich mich nicht länger halten, stürze hinauf, reiße fast die Klingelschnur ab, dringe vor in ihr Zimmer und sage ihr Alles, was gutes Recht, Eifersucht und Zorn mir eingeben. Anfangs schien sie erschreckt und zerknirscht zu sein, dann aber nahm sie zu dem gewöhnlichen Mittel der Treulosen ihre Zuflucht, leugnete alle eigene Schuld und machte mir bittere Vorwürfe daß ich Gesellschaft und Reisen vorgegeben habe, um sie zu belauschen, daß ich Gesindel als Spione gegen sie aufstelle und handgreiflichem Betruge Glauben beimesse. Ein Mädchen, Herr von —, so schloß sie ihre Rede, das Sie so behandeln, will nicht Ihre Braut sein, kann nicht Ihre Frau werden. Sie sind aller Verpflichtungen gegen mich, ich bin aller Verpflichtungen gegen Sie entledigt. — Mit diesen Worten zerriß sie das Bil-

let, was ich ihr gegeben, warf mir die Stücke zu Füßen, ging in das andere Zimmer und schloß die Thür hinter sich zu.

Durch diese unwürdige Behandlung von neuem aufgebracht, eilte ich zu meinen Freunden bei der Gesandtschaft, die mich schon oft gewarnt, ja verspottet hatten, ich ging endlich zum Gesandten selbst und erzählte ihm Alles. Er gestand, durch Späher Wilhelminens Wandel ebenfalls erforscht zu haben und schien das Geheimniß jener verliebten Bestellungen zu kennen. „Um Sie nicht noch tiefer zu kränken, sagte er zuletzt, will ich von allem Einzelnen schweigen; aber Glück, junger Mann, muß ich Ihnen wünschen, daß Sie diesen Täuschungen entrissen werden, bevor Ihr ganzes Lebensglück dadurch gestört ist. Der Wunsch, ja der Befehl Ihres Vaters, wird Ihnen von jetzt an im rechten Lichte erscheinen und dem kurzen Irrthume eine lange ruhmvolle Laufbahn und eine Ehe folgen, wie sie Ihrer und Ihrer Familie würdig ist. Um Ihren Schmerz schneller zu lindern, müssen Sie sich von hier entfernen, und es ist mir eine angenehme Pflicht Ihnen zu sagen daß Sie, wichtiger Aufträge halber, schon morgen nach — abreisen werden."

Mir war dieser Befehl willkommen; mit zwei Worten schrieb ich der Mutter, daß ich Wilhelminens Aufkündigung unsers Verhältnisses annehme, und von weiterer Unterstützung nicht die Rede sein könne. Bevor Reue und Noth sie nicht gezwungen hat, sich von schlechten Wegen abzuwenden, halte ich es für Unrecht, irgend eine frühere Zusicherung zu erfüllen; Wilhelmine würde dadurch nur in ihrem verdammlichen Leichtsinne bestärkt werden.

Zweite Abtheilung.

Wilhelmine an Adelheid.

Du klagst, daß ich Dir in so langer, langer Zeit nicht geschrieben habe, und Du hast Recht; aber was soll ich schreiben? Seit die Geschichte mit Bernhard aus, ganz aus ist, lebe ich, ich weiß nicht ob vergnügter, ob trauriger, ob ernster, ob leichtsinniger. Auch läßt sich ja nicht Alles niederschreiben, was man thut, und Vieles würde man nicht thun, wenn man es sogleich niederschreiben müßte. Alte und Junge, Vornehme und Geringe, von den Prinzen bis zu — ich weiß nicht wen — nehmen Antheil an meinem Schicksale, und möchten mich kennen lernen, mir ihre Theilnahme beweisen. Bisweilen glaube ich an jenen Antheil und freue mich darüber; dann fällt mir ein, daß sie mich wol für ein herrenloses Haus und eine leichte Beute halten, und darüber gerathe ich in ernstes Nachdenken, bis mir alle Gedanken vergehen.

In der Lage, in welcher ich bin, ist's am Besten ich denke gar nicht.

Wilhelmine an Adelheid.

Ach liebe, liebe Adelheid! im Sprechen kann man einem Alles begreiflich machen, nachweisen, entschul-

digen, rechtfertigen; aber im Schreiben! Ist's denn ein Glück, oder ein Unglück schön zu sein? Die Häßlichen werden wenigstens nie von den Häßlichen gesteinigt, und brauchen nicht zu beten: Herr, führe mich nicht in Versuchung! Aber die Tugend, die Keuschheit der Häßlichen, wie weit ist sie denn eine Tugend?

Wenn einer meine Schönheit preiset, meint er denn mich? Er denkt an sich: ich soll ihm danken, die Schärfe seines Urtheils eitel anerkennen, ihn dafür liebenswürdig finden, ihm leibeigen werden an Leib und Seele. Doch nein, nicht an der Seele; denn wer fragt danach: sind mir doch selbst, Leiber wie Seelen ganz gleichgültig.

Doch was schreibe ich durcheinander, und nicht das was ich schreiben wollte!

Seit mehren Monaten ist meine Mutter schwer erkrankt. Gemüthsbewegungen mancherlei Art, Bedenken daß sie nicht vorsichtiger für meine äußere Lage gesorgt habe, daß alle Aussichten verschwunden sind; dies und Aehnliches haben ihre ohnehin schwache Gesundheit fast ganz zerstört. Ich warte und pflege, und tröste und beruhige sie Tag und Nacht: ich fühle daß ich eigentlich keinem Menschen auf Erden herzlich zugethan bin, und niemals zugethan sein werde; auf sie wendet sich allein alle die Liebe deren ich fähig bin. Die Männer! sonst waren mir alle gleichgültig, jetzt sind sie mir auch verächtlich. Daß sie die Tugend nicht achten, darf ich es tadeln? aber die Schönheit welche sie anbeten, ist ihnen noch nicht einmal ein Götzenbild; denn sie wollen sie ja frech untergraben und zerstören. Mir fehlt der Sinn für Schönheit — oder ich habe ihn verloren und verlieren müssen; aber hätte ich

ihn und wäre ein Mann, mir würde solch Treiben unbegreiflich, widerwärtig sein.

Nein, nicht die Schönheit, nicht die Leidenschaft kann mir jemals gefährlich sein. Wenn aber dies Alles nicht, was denn? Man kann nichts wissen, nichts fühlen was man nicht erlebt hat, aber es gibt im Leben sowie allmählige Entwickelungen, so auch Sprünge, plötzliche Erfahrungen.

Aus meiner einfachen, beschränkten Lebensweise ward ich durch Bernhard plötzlich in eine Welt anderer Genüsse versetzt, und der Genuß ward zum Bedürfniß. Ein Leben ohne Bedürfnisse und Genuß erschien mir nunmehr geringhaltig, unbedeutend — und, zum ersten Male im Leben, die Armuth als ein großes Uebel, der Reichthum als ein Glück. Und doch hatte ich jene noch nicht erfahren!

Die Krankheit der Mutter verdoppelte die Ausgaben, die entbehrlichen Stuben blieben unvermiethet, das Geld ging zu Ende, und die Möbel — unser bestes Capital und der Mutter einzige Freude — hinter ihrem Rücken loszuschlagen, durfte ich es wagen, und was hätte es geholfen?

In solcher Lage gehe ich eines Abends mit einem Recept für die Mutter in die Apotheke, und hoffe die wenigen Groschen meines kleinen Geldbeutels werden zur Bezahlung hinreichen. Aber der Arzt, getäuscht durch den Schein unseres fortdauernden Wohlstandes, oder weil wirklich nur theure Mittel helfen konnten, hatte ein Recept verschrieben, wofür der Apotheker drei Thaler verlangte. Bei dieser Forderung, die mein ganzes Vermögen weit überstieg, stürzten mir die Thränen aus den Augen und wenige Worte reichten hin meine Verlegenheit auszusprechen. Da wandte sich ein Mann um, der an



einem anderen Tische stand, betrachtete mich eine Zeit lang, wie erstaunt, gab dann das Geld dem Gesellen und sagte: morgen um diese Zeit bin ich wieder in dieser Gegend, wo sie mir dann meinen Vorschuß erstatten können.

Erfreut, beschämt, beruhigt, geängstet eilte ich nach Hause. Als nun aber der andere Tag kam, was sollte ich thun? Wegbleiben, weil ich kein Geld hatte, oder hingehen und Alles erzählen? Ich that das Letzte! — Der Himmel hat seine Gaben so reich und mannigfaltig vertheilt, und jede erscheint erfreulich an sich und trägt ihre Früchte. Ist denn die Schönheit nun nicht auch eine Gabe des Himmels? Ist sie es nur für den Beschauer, nicht für den Besitzer? Hat der Elende, der Habelose, der Hungrige, eine Pflicht todte Capitale festzuhalten und jeden unschuldigen Ertrag von der Hand zu weisen?

Ach, liebe Adelheid, ich weiß nicht wo meine Betrachtungen anfangen, noch wo sie enden werden. Wie Pflanzen in beschnittenen sich hin und her windenden Hecken, alle Eigenthümlichkeit, alle Physiognomie verlieren und nirgends etwas kenntlich hervortritt, um sich daran aus dem Labyrinthe herauszuwinden, so gehn die Menschen jetzt physiognomielos an mir vorüber; ich sehe sie nicht, ich höre sie nicht; mögen sie Heller oder Goldstücke sein, ich erkenne überall nur dasselbe nichtssagende Gepräge!

Warum schelten die Leute so viel auf die Leidenschaften? Hätte ich nur eine recht große, ächte Leidenschaft, sie würde mich erneuen, beglücken. Ich bitte bisweilen den Himmel inbrünstig, daß er sie mir sende; und dann finde ich diese Bitte selbst wiederum nicht blos unrecht, sondern lächerlich und abgeschmackt.

Mit welchem Leichtsinn sagt nicht Manche einem ihrer Verehrer, er sei der Einzige; wie geschickt weiß sie ihm aus seiner Eigenliebe heraus zu beweisen, warum sie ihn vorzugsweise erwählte; oder hat er einmal argwöhnische Stunden, so gibt sie ihm Räthsel auf, die den Verstand beschäftigen und unmerklich auch den Klügsten in einen Thoren verwandeln, der sich nach Willkür gängeln läßt.

Wenn nun Jemand dies Alles thäte und vermöchte, wäre es mehr lustiger Leichtsinn, oder Gleichgültigkeit, oder Angewöhnung, oder Sünde? Auf keinen Fall kann viel Abwechselung dabei sein, Alles läuft zuletzt auf dasselbe hinaus.

So lebe ich einen Tag wie den andern, und nur wenn ich an Dich schreibe, komme ich zur rechten Besinnung, und wenn ich für die Mutter sorge zur nützlichen That. Daß ich Alles, Alles ihr opfere, und selbst nichts habe, verlange, liebe als sie, gibt mir Muth und Heiterkeit und erhebt mich über alle Langeweile, ja über alle Vorwürfe und alles Widerwärtige hinaus.

Bernhard an Friedrich.

Endlich erfahre ich den Ort Deines Aufenthalts und kann Dir schreiben. Besser vielleicht, ich thäte es nicht; aber ich muß, ich muß!

Seit sechs Wochen bin ich mit Christinen verheirathet, wie es unsere beiderseitigen Aeltern gewünscht, ja vorgeschrieben haben. Die Befolgung dieses Wunsches oder Befehls, gereicht uns beiden zur Beruhigung; auch gibt alle Welt ihren Beifall zu erkennen, lobt meinen Entschluß und beneidet unseren Reich-

thum. Letzteres mit Recht; denn wäre wol sonst etwas zu beneiden, wenn nicht der Reichthum?

Was ist aus meinen begeisterten Hoffnungen oder, wenn Du willst, aus meinen Träumereien geworden! Hätte ich es vor Jahr und Tag für möglich gehalten, daß ich eine Frau nehmen sollte, die ich, die mich nicht liebte? Und doch ist an uns beiden gar nichts Wesentliches auszusetzen: Christine hat Geist, Verstand, Charakter, gute Sitten, Talente und Gott weiß was sonst. Warum macht das Alles auf mich so wenig Eindruck, als wenn ich in einer fremden Sprache reden höre; warum hingegen durchzuckt mich noch jetzt jeder Gedanke an Wilhelmine, warum zerreißt er mir wie ein Blitzstral, zugleich Kopf und Herz? Warum kann ich sie nicht lieben, warum kann ich sie nicht hassen? Warum werde ich noch immer zu ihr hingezogen, während ich sie verachte? Erlöse mich aus diesem vernichtenden Zwiespalt, daß, wenn ich nicht ein ganz neues Leben beginnen kann, mir wenigstens diese offene Wunde zuheile, diese Folter mich verlasse. Habe ich denn nicht überlegt, geprüft, beschlossen, gehandelt? Weshalb, wozu komme ich immer wieder auf das Abgethane zurück!

Du bist unbefangener, unparteiischer: ich beschwöre Dich, eile nach — und schaffe mir durch Mittel aller Art, Wahrheit und Licht. Doch nein: Du bist befangen, parteiisch; denn bittere Erfahrungen haben Dich ja in einen Weiberfeind verwandelt, und Du hältst es für den Triumph männlicher Freiheit, sich niemals ihnen hinzugeben; Du siehst Frauen und Mädchen nicht wie sie sind, sondern wie Du sie aus eigener Kraft sehen willst. Und was wirst Du diesmal wollen? Mich beruhigen, indem Du bekräftigst, Wilhelmine sei verächtlich? Denke nicht an mich,

an meine Verhältnisse, an das Geschehene; sondern frage, höre, beobachte wie ein Fremder, aber doch nicht wie ein kalter, sondern wie ein theilnehmender Fremder.

Nachschrift. — Ist es nicht vielleicht besser, gar nicht weiter zu forschen? Wäre Wilhelmine auch eine Heilige, ich muß ewig von ihr getrennt bleiben; wäre sie auch verdammenswürdig im höchsten Grade, ihr edleres Bild wird meinem Gedächtnisse nie entschwinden. Was soll also die neue Prüfung? Nun, hilft sie mir nicht, ist sie doch ein Experiment für Dich, wovon Du mir mittheilst was Du willst. Gesund werde ich nie wieder, magst Du mir süße oder bittere Arznei darreichen!

Bernhard an Friedrich.

Wenn Unglück, wenn Leidenschaft den Menschen ergreift, erinnert man ihn gewöhnlich, und mit Recht, an die Religion. Wie oft habe ich mich in dieser Zeit selbst an dieselbe gewiesen, um aus meinem überreizten und leidenschaftlichen Zustande wieder zu Ruhe und Friede zu gelangen! Immer vergeblich, und so mehrt sich mir täglich Angst, Noth und Verzweiflung.

Ist denn aber jener Sprung von höchster Unruhe zum tiefsten Frieden, auch nur möglich? Ist diese Heilmethode, durch plötzliches, völliges Umschlagen, wirklich die einzige und beste? Muß man nicht stufenweise so emporsteigen, wie herabsteigen? — Oder wenn man, wie ich, plötzlich seinen Himmel einbüßen kann, läßt sich deshalb derselbe, oder ein anderer, ebenso schnell wieder gewinnen? Die Flammen des Fegefeuers, die in meinem Herzen brennen, sind

mir wohlthuend; es ist in diesem Augenblick für mich gar kein anderer Zustand möglich! Soll ich geheilt werden, so muß es homöopathisch geschehen. In diesen Tagen griff ich, ich weiß nicht aus welcher Wahlverwandtschaft, zu Macbeth und Lear; ich wollte mir die schärfsten Mittel auflegen, und doch war mein Inneres in solchem Sturme, daß ich sie zu milde fand und trotz des furchtbar Ergreifenden meine Gedanken sich davon trennten und Wilhelmine mir zu meiner Erlösung und Verdammniß immer wieder vor die Seele trat. Näher stand mir die Bodenlosigkeit Hamlet's, und grübelnd verbrachte ich die Stunden der Nacht, bis ich erschöpft einschlief und noch kraftloser erwachte. Vielleicht hätte ich den Werther jetzt am Besten begriffen, aber ein geheimer, unerklärlicher Schauder hielt mich ab, ihn in die Hand zu nehmen. Um wo möglich das Uebel noch zu erhöhen, kommt N. dieser Tage zu mir und glaubt mich zu trösten, wenn er mir seine alltägliche Geschichte, als die eines Unglücksgefährten erzählt.

Ein Zufall macht ihn mit einem sehr schönen Mädchen bekannt, die wahrscheinlich auf Abwege gerathen war. Angezogen durch die hindurchleuchtende ursprüngliche Natur, wendet er alle nur denkbaren Mittel an: Rede, Ermahnung, Geschenke, und eine in solchen Verhältnissen fast unerhörte und absurde Liebe und Treue, um, wenn nicht ihr Herz zu gewinnen, sie doch für ein anderes Dasein, wenigstens für Wahrheit und Aufrichtigkeit zu erziehen. Sie wird auch täglich bescheidener, sittsamer, einfacher, und zeigt herzliche Anhänglichkeit, die um so glaubhafter erscheint, da sie von keiner wahren oder erheuchelten Leidenschaft begleitet ist. Dennoch ergibt

sich zuletzt, daß seine Hoffnungen und Bemühungen ganz vergeblich waren, und an dem eiskalten undankbaren Gemüthe des Mädchens alles Edlere unverstanden und ohne irgend einen Eindruck vorübergegangen ist.

Man hat gesagt, fuhr N. fort, wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, hat keinen zu verlieren. Ich setze hinzu: wen gewisse Erfahrungen nicht zum Menschenfeind machen, hat wol vorher keinen Menschen recht von Grund des Herzens geliebt.

Welche Plane, fragte ich N., haben Sie für die Zukunft? Wäre ich ein Schurke, antwortete er mir, so würde ich darauf ausgehn, so viel Mädchen zu Grunde zu richten als möglich; da ich es nicht bin, so begnüge ich mich damit sie zu hassen und zu verachten.

Man kann ja aber nicht leben in solcher blos verneinenden Stellung; und doch, was thue ich denn selbst anders, als durch das täglich sich steigernde Bewußtsein eines unersetzlichen Verlustes mein zerbröckeltes, aufgelösetes Dasein wie durch glühende Fesseln zwangsweise zusammenzuhalten? Ohne Kraft, Thätigkeit und Lebenslust wird mir das Leben dadurch doppelt lang, und jeder Augenblick zu einer peinigenden Ewigkeit. Warum fehlt mir Kraft für diese Zeitlichkeit, und Muth, mich selbst in jene Ewigkeit zu versetzen. O Gott, hätte ich nur einen Labetrunk aus dem Lethe! Frische Jugend würde dann meine ermatteten Glieder durchdringen, und der dahinwelkende Geist neue Blüten und Früchte treiben.

Werther wandelte auf Rosen, wenn ich sein Schicksal mit dem meinen vergleiche. Mit höherem, größerem Sinn und minderer Gier nach ausschließlichem

Besitze, hätte er Frieden für sich und seine Umgebungen gewinnen können. Aber ich! O Du Glücklicher, lebe heiter und wohl.

Friedrich von — an Bernhard.

Deine schmerzensvollen Briefe habe ich erhalten und eile nach —, nicht weil ich neue und besondere Resultate von meinen Bemühungen erwarte, sondern weil ich gern Deinen Wünschen genüge.

Trotz Deiner Ideale und Deinem Idealisiren bist Du doch ein Realist mehr wie ich; denn Du willst Alles mit Händen greifen und außer Dir verwirklicht sehen, und hältst es fast für Unrecht etwas von Deinem Eigenen hinzuzuthun. Dadurch, meinst Du, werde die Schönheit verunreinigt, die Wahrheit getrübt, welche an und für sich rein objektiv erscheinen, dastehn, sich geltend machen sollte. Du vergissest daß die Schönheit, die Wahrheit gar nicht vorhanden ist, ohne ein Auge welches sie sieht, einen Geist der sie erkennt. Wo und wann Du sie aber siehst und erkennst, da ist sie auch; ein Thor wer hier anatomisch zerschneiden, chemisch zersetzen will, er zerstört sich und den geliebten Gegenstand.

In Deiner Liebe zu Wilhelminen erkannte ich das dichterische jugendliche Aufblühen Deines eigenen Geistes, eine natürliche, ja nothwendige Selbstoffenbarung. Was das Mädchen — wie man sagt — an sich war, ob so schön, so unschuldig, so liebenswürdig, interessirte Deinen Freund weniger, als wie Du dachtest, fühltest, handeltest. Bei der sachlichen und sachverständigen Untersuchung, die Du mir jetzt auflegst, fühle ich mich schon insofern in Verlegenheit,

weil ja meine Persönlichkeit als Maßstab des Werths unabweislich mit in Betracht kömmt, und dies um so mehr, als ich seit langer Zeit genöthigt bin, in allen Verhältnissen dieser Art das Meiste selbst hinzuzuthun, weil mir leider sehr wenig geboten und gegeben wird.

Zweierlei machte mich in Deinen Berichten bange: erstens, daß Du Minnas Herz ganz ergründen, ausschöpfen; — zweitens daß Du ihre Natur ändern, umgestalten wolltest.

Kannst Du doch dem männlichen Herzen nicht auf den Grund kommen; denn im Augenblicke als Du diesen prüfend zu erreichen wähnst, bricht er zusammen, und es zeigen sich neue unbekannte Tiefen. Es gibt hier kein Letztes, Festes, Stehenbleibendes; es gibt nur Bewegung, Entwickelung.

Und nun gar die Frauen! Die Männer gucken mit dem Fernrohr ihres Verstandes in alle dunkeln Winkel ihrer Herzen, und was sie auch da für Plunder entdecken, sie holen ihn ans Tageslicht und bieten ihn als psychologische superfeine Waare aus. Die Frauen hingegen betrachten von dem Mittelpunkte ihres Herzens aus die übrige Welt. Wenn nun aber dieser Mittelpunkt bei ihnen ein wahrhaft lebendiger, pulsirender ist, wie kannst Du fordern, daß ihre Beobachtungen mathematische Genauigkeit und Stetigkeit haben sollen, daß immer nur ein und derselbe Gegenstand, und obenein unveränderlich, vor ihrem Objektivglase erscheine?

Du sagst: kein weibliches Herz ist zu ergründen, und Du hast Recht; nur ist dies nicht Folge kalter Vorsätze, oder versteckter Heuchelei, sondern der einmal vorhandenen, gegebenen Unergründlichkeit. Vielleicht wirst Du lachen, wenn ich sage: ich habe in

die Herzen mancher Frauen tiefer hineingesehen und hineingehorcht, als sie selbst in den Augenblicken des leisesten, genauesten Aufmerkens.

Das schnelle Umwenden Romeos von Rosalinde zur Julie ist oft getadelt worden, und man muß einräumen daß hier eine Ausnahme der männlichen Natur dargestellt ist, welche sich in der Regel schrittweise umgestaltet und verändert. Bei den Frauen geht Alles mehr sprungweise, plötzlich, sie bezaubern sich und Andere durch die bloße Geschwindigkeit. –

Dadurch daß Du täglich, ja stündlich an Minnas Herzen drehtest, wendetest, stelltest, hast Du weder Dir noch ihr wohlgethan Besser sogar eine Uhr — wie viel mehr ein Herz — geht ihren Gang eine Zeit lang ungestört weiter, als daß man immer avance oder retarde daran spielt.

Dies Alles begründet schon meinen zweiten Tadel. Minnas ursprüngliche Natur, ihre Entfernung von aller gewöhnlichen Bildung, ihr leichter Sinn, ja vielleicht ihr Leichtsinn hatte Dich angezogen, allmälig aber kamst Du auf den Gedanken dies Alles nach Deiner Weise und der vornehmern Welt zu Gefallen abzuändern. Dir fehlte der Muth sie ohne Kenntnisse in andere Kreise einzuführen, Du wolltest ihr eine Sentimentalität ankünsteln, die ihr nicht natürlich war, und mit dem Leichtsinne würdest Du auch den leichtern Sinn und die Heiterkeit ausgetrieben haben. Befriedigt warest Du, wenn Du Dich mit ihr aus allen Deinen Verhältnissen heraussträumtest; beim Gedanken an diese, wucherten die Mißverhältnisse wie Unkraut.

Du klagst: trotz meiner höchsten Liebe, liebte sie mich nicht. Wähnst Du, daß Deinetwegen alle tragischen Wurzeln der Menschheit werden abgeschnitten

werden? Sie liebte Dich wie sie eben konnte? Thatest Du etwas Anderes? Es ist leichter das Gleichgewicht aller europäischen und außereuropäischen Mächte festzustellen, als das Gleichgewicht von Liebe und Gegenliebe. Diese auf- und niedersteigenden Schalen sind beweglicher als das perpetuum mobile. Was bei dem Schwanken überfließt, hier wirkt es segnend und verwandelt Wüsten in Paradiesesauen; dort wälzt es seine zerstörenden Wogen, glühender als Lava des Vesuvs. Was Dich hiervon im Leben ergreife, Du kannst es nicht im voraus wissen; ergreift Dich keins von beiden, so bist Du todt, ohne Freuden, wie ohne Leid. Du hast kein Recht zu klagen, wenn Dich eins nach dem andern trifft, und der Schmerz hat Dich vielleicht noch mehr aufgeregt und gebildet, als das scheinbare Glück?

Das ist die unglückliche Täuschung der Menschen, daß sie immerdar das Ewige, Unwandelbare in den Kreis ihr bedeutungslosen Unruhe und Beweglichkeit hinabziehen; und umgekehrt das Zeitliche, Veränderliche als ewig ansprechen und damit Götzendienst treiben. So gewiß Du den gestrigen Tag nicht zurückbringen kannst, so gewiß nicht die gestrige Liebe. Der Tag hat auch seinen Antheil an der Ewigkeit, aber nur auf das Maß und den Werth eines Tages. So auch der heutige, der morgende Tag.

Keineswegs bringt der Ehestand, — wie man gewöhnlich, aber sehr thöricht annimmt —, jene schwankenden Schalen zu Gleichgewicht und Stillstand; wenn Du indessen sagst: die guten Eigenschaften Deiner trefflichen Frau berührten Dich wie eine fremde Sprache; so muß ich Dich dennoch ermahnen: lerne diese Sprache und sprich nicht mehr die eines Landes, das Du verlassen hast.

Du darfst Dich freuen daß die Kraft und Jugend Deines Herzens hinreichte, Dir ein Paradies zu erschaffen. Bist Du aber so ohne Fehl und Sünde daß Du allein daraus nicht willst vertrieben werden? oder so durch und durch abgestorben und vernichtet daß Du Dich nicht in einem andern gelobten Lande ansiedeln könntest? oder so alles Gedächtnisses und aller Phantasie beraubt, daß sie die frischen Farben des Vergangenen gar nicht wieder hervorrufen könnten?

Friedrich an Bernhard.

Gleich nach meiner Ankunft in —, ging ich zum — Gesandten und den Herrn von —. Beide sagten mir über Deine Angelegenheit ungefähr dasselbe: die Tochter sei leichtsinnig, die Mutter verschlagen, jene durch Eitelkeit, diese durch Dein Geld angezogen worden, und Du ein neues Beispiel, wie junge, unerfahrne Leute in Thorheiten die höchste Weisheit und das größte Lebensglück sähen, und über gewisse Dinge in gewissen Zeiten mit völliger Blindheit geschlagen wären. Das Alles klang so natürlich, und ward mit so vielen allgemeinen Gründen unterstützt, daß sie wol jeden Andern überzeugt hätten. Nur mich nicht; denn ich kenne die Trüglichkeit und Nichtigkeit all dieser allgemeinen Formeln und Ergebnisse; erst aus der genauesten Kenntniß geht das wahrhaft Individuelle, Lehrreiche und Anziehende hervor.

Ein Zufall brachte mich in Gesellschaft mit dem Doktor —, dem Arzte der Mutter, zusammen, und da ich Deiner vorsätzlich gedachte, bot sich der Uebergang um auch Wilhelminens zu erwähnen. Es gibt Dinge, sagte er, über die in der Regel kein Dritter genau un=

terrichtet ist; doch kann ich versichern daß ich nicht das geringste Ungebührliche von Minna sah, hörte, oder erfuhr. Aber ein Zeugniß kann und muß ich ihr geben: daß sie mit unbeschreiblicher Treue, Liebe, Hingebung und Geduld, mit Aufopferung aller Freuden und Genüsse, ihre Mutter in ihrer langen und schweren Krankheit gepflegt hat und noch pflegt.

Was soll ich aus so entgegengesetzten Berichten für ein Resultat ziehen? Etwa den hundert Mal wiederholten, mittleren Satz: Leichtsinn und Gutmüthigkeit gehen Hand in Hand? Findet sich denn Leichtsinn und Egoismus, Gutmüthigkeit und Ernst nicht eben so oft gepaart? Lauter todte Abstraktionen, die ich hasse und die mir doch, trotz meines Verbannungsurtheils, immer wieder in meine eigenen gereinigten Staaten hineinlaufen. Ich muß selbst sehn — und werde mir dann freilich einbilden, richtig gesehn zu haben.

Friedrich an Bernhard.

War es denn wirklich meines Amtes Deinen Auftrag zu übernehmen? Doch was hilft die Frage, ich habe ihn nun einmal ausgerichtet, oder versucht ihn auszurichten.

Unter dem Vorwande, eine Stube zu miethen, ging ich hin, und hatte mir vorher wohl überlegt was ich sagen, wie ich angreifen und mich vertheidigen wollte. Aber mir ging's wie manchem weisen Feldherrn, der mit unerwarteten Gegnern und auf ungekanntem Boden zur Schlacht gezwungen wird.

Du weißt, daß ich aus mehr als zureichenden Gründen gezwungen bin, nach kantischen Grundsätzen,

nur ein uninteressirtes Wohlgefallen an der Schönheit zu haben, und sie nie in Beziehung auf mich und meine Person zu betrachten. Als aber das Mädchen die Thür öffnete, mich mit ihren holden, klaren Augen ansah, mit der heitersten Einfachheit meine Fragen beantwortete und von ihrer ergreifenden, durch den einfachsten Anzug noch erhöhten Schönheit, gar nichts zu wissen schien; erinnerte ich mich des ersten Eindrucks, den sie auf Dich gemacht hatte; und alle die im voraus eingelernten feinen Wendungen des Gespräches waren rein vergessen. Ich erwartete ein geputztes, keckes, gewandtes Mädchen, deren Herz künstlich auszuforschen und deren Gewissen zu schärfen meine Pflicht sei; dazu hatte mir aber ihre Erscheinung allen Muth genommen.

Als ich Deinen Namen nannte und meines Verhältnisses zu Dir erwähnte, ward sie plötzlich so ernst und einsylbig, daß ich mich fassen und meine Reden wieder zusammensuchen konnte. Ein Wort gab das Andere; mit ihrer Aufregung stieg die meine, und ich sagte zuletzt, ich weiß selbst nicht was, auf jeden Fall aber des Sinnes: Du haltest Dich von ihr für betrogen. Da verwandelte sich ihre schmerzliche Wortkargheit in strafende Beredsamkeit und sie sagte etwa Folgendes: Nun ja, Herr Baron, ich habe Ihren Freund getäuscht, betrogen. Denn ich habe ihn nie geliebt, obgleich ich es ihm oft sagte, und oft auch selbst glaubte. Als er mich, ein armes, unkundiges Mädchen, mit Geschenken überhäufte, mir eine neue Welt der Freude und des Genusses eröffnete, mir lebenslängliche Liebe schwur, mir feierlich die Ehe versprach, als auch meine verehrte Mutter glaubte das schönste Lebensglück erblühe mir; war's da nicht natürlich daß Freude, Dank, Hoffnung, Eitelkeit

und was sonst zusammen wirkten, und ich selbst diesen Inbegriff meiner Gedanken und Gefühle für Liebe hielt? Bald aber gewahrte ich, daß der schmerzhafte Wahnsinn, die wunde Seelenqual, welche er Liebe nannte, meinem ganzen Wesen fremd, ja zuwider war: ich werde, ich kann, ich will nie so lieben. Mag es ein Mangel sein, daß ich mich zu dieser Trunkenheit der Leidenschaft nicht erheben kann, mag meine Ruhe Kälte, meine Heiterkeit Leichtsinn gescholten werden; ich wiederhole Ihnen: ich habe nie geliebt, und werde nie lieben. — Als Ihr Freund in meinen leichten Fehlern, die ihn anfangs bezaubert hatten, anfing Gebrechen und Sünden zu sehen, und es für seine Pflicht hielt sie auszurotten, da ahndete ich, daß wir in blinder Täuschung lebenslänglichem Elende entgegengingen, und diese Ahndung trieb mich an die Trauung hinauszuschieben, zu der er übereilt die Hand bot. Denn, daß er mich auf seine Weise unaussprechlich liebte, habe ich nie geleugnet und werde es nie leugnen.

So weit, Herr Baron, klage ich mich, Ihnen und Ihrem Freunde gegenüber, selbst an und verurtheile mich. Andererseits aber werden Sie einräumen, daß nicht alle Schuld mir allein zur Last fällt. Wenn ich mich über mein Inneres täuschte, so täuschte er sich nicht minder über das seine, und außerdem auch über alles Aeußere. Warum erkannte er, der Erfahrnere, denn nicht, daß unsere Naturen nie zueinander passen könnten? Warum wollte er mich in eine Stellung bringen, die ihn und mich unglücklich machen, die ihn mit Verwandten, Freunden, mit der ganzen Welt entzweien mußte.

Er ist am Ziele und genießt in Freuden seines großen Reichthums, er, der Verheirathete, nennt mich

eine Treulose, und weigert sich das auszuzahlen, was er mir mit Hand und Mund, mit Schrift und Unterschrift zusicherte. Doch, von dieser Forderung hat nur meine Mutter gesprochen, wie sie es für ihre Pflicht hielt; ich habe sie verschmäht, ich habe andere Klagen wider Ihren Freund.

Daß er den Glauben an mich verlor, ich tadele es nicht, denn sein früherer Glaube war ein Aberglaube; warum aber hat er andere Beschuldigungen gegen mich gehäuft, meinen Ruf preisgegeben, weder die Anklagen gebührend ausgesprochen, noch Zeugen beigebracht, noch Beweis geführt, sondern auf meine wiederholte Behauptung: der, von welchem Alles dies herrühre, wer es eingeleitet, zusammengeklatscht habe, sei ein Schurke! — warum hat er da beharrlich geschwiegen?

Ich war, als Wilhelmine nach diesen Worten inne hielt, so tief bewegt daß ich lange keine Worte finden konnte, und bemerkte zuletzt nur, daß es nicht unnatürlich sei, wenn sie Andere liebenswürdiger gefunden habe, als Dich.

Ich verstehe, antwortete sie, was Sie sagen wollen. Ich bin nicht eitel, weiß daß die Schmeicheleien der Männer keine Bedeutung haben, und Sorge, Kummer und Nachtwachen den Menschen herunterbringen; dennoch, Herr Baron, (hier ergriff sie meine Hand und ging mit königlicher Würde auf den Spiegel zu, indem ihr die hellen Thränen über die Backen liefen) wenn ich (Sie zwingen mich so zu reden) wenn ich meine Schönheit hätte geltend machen wollen, ich würde nicht Stuben kehren, Betten machen und Schlösser putzen; sondern mit leichtsinnigem Gewissen wol so in Herrlichkeit und Reichthum leben können, wie Ihr Freund. Er, ein Mann, der

freie Herr der Schöpfung, hat sich auf lebenslang und mit Bewußtsein ein Weib genommen, das er nicht liebt, und will die verdammen, welche vielleicht in der Noth eine Gabe annehmen mußte, bei welcher der Geber nicht so edel dachte, wie die Empfängerinn.

Mein theurer Freund, nie war ich so gerührt, beschämt, zerknirscht, als in diesem Augenblicke; Dein und Wilhelminens Schicksal erschien mir wie ein Trauerspiel, dem aber der letzte Akt noch fehlte, und für welches ich mit aller Kraft des Geistes und Herzens nach einer beruhigenden Lösung forsche.

Heut entbinde mich von weitern Betrachtungen, und erkläre Dir meinen Bericht nach Deiner genaueren Kenntniß.

Wilhelmine an Adelheid.

Der stille Gang meines Lebens heiterte sich nach meiner Mutter Besserung auf, und bisweilen gelangte ich selbst bei meinem früheren Uebermuthe an; da erschien unter allerhand Vorwänden der Baron — ein Freund Bernhards und brachte mich mit Fragen und Andeutungen in solchen Eifer, daß ich ihm, gegen meine Gewohnheit, mit langen Reden und großem Nachdruck, ich weiß in der That nicht was, antwortete. Anfangs ärgerte ich mich über ihn, als er aber zuletzt seine aufrichtige Rührung und Theilnahme nicht bergen konnte, gefiel er mir etwas besser.

Er ist nicht mehr jung, doch hielt ich ihn, ich weiß nicht warum, für unverheirathet. Und nicht blos verheirathet ist er, sondern auch schon geschie-

den. Die Frau soll Schuld haben, doch das sagen die Männer jedes Mal. Kommt er mir wieder, werde ich ihn examiniren, wie er mich examinirt hat.

Friedrich an Bernhard.

Mir ist, als müßte ich meinem vorigen Briefe nothwendig einen zweiten nachfolgen lassen, ob ich gleich nicht weiß warum und wozu. Recht ins Klare habe ich ja doch nichts gebracht, und welchen anderen vernünftigen Rath könnte ich Dir geben, als alles Vergangene zu vergessen und mit Deiner würdigen Frau ein neues frisches Leben zu beginnen. Denn, wären selbst all die frühern Hindernisse aus dem Wege geräumt, wärest Du unverheirathet und jede Anklage, auch aus späterer Zeit, wider Minna ungegründet; so bist Du doch für immer von ihr getrennt, auch bei größerer Aehnlichkeit der Naturen würdet Ihr Euch nie verständigen, die Spaltung kann nie ausgefüllt werden. Wohl aber kann und soll Jeder versuchen seine eigene Wunde auszuheilen; ich glaube es wird Minna gelingen, wie vielmehr Dir, dem Manne, dem Hausvater, dem Freunde eines Mannes, welcher Aehnliches nicht blos versucht, sondern durchgesetzt hat. Oder ist der Fall leichter, wenn geschlossene Bande treulos zerrissen werden, als wenn Hoffnungen unerfüllt bleiben?

Ich habe Wilhelmine noch einmal aufgesucht. Sie war, da ich von Dir und Deinen Verhältnissen schwieg, heiter und gesprächig, mußte aber von meinem frühern Leben einige Kunde bekommen haben. Auf ihre Fragen antwortete ich zwar deutlich und wahrhaft genug, hütete mich jedoch ins Einzelne

einzugehn, um nicht den Schein zu erwecken, als erfände ich Thatsachen, welche durch mehr oder weniger Aehnlichkeit, sie auf die Probe stellen, oder anklagen sollten.

Ich werde von jetzt an Wilhelminen vermeiden, oder gar nicht wiedersehn; denn möchte nun meine Ansicht über sie vortheilhafter oder nachtheiliger werden, würde es mich immer in Bezug auf Dich schmerzen.

Bernhard an Friedrich.

Ich habe Deine beiden Briefe zu gleicher Zeit empfangen; sie haben meine Gemüthsbewegung, mein Fieber nur erhöht, nicht gestillt. Das ist ja das Schreckliche, daß man nicht blos Geschehenes nicht kann ungeschehen, sondern auch Gedachtes nicht kann ungedacht machen. Bringst Du mir gleich tausend Beweise der Unschuld Wilhelminens, meine Gedanken werden sich ewig wie eine dunkle, furchtbare Wolke über ihre glänzende Gestalt hinlagern; bringst Du mir tausend Beweise ihrer Schuld, so war sie doch einst rein, und das Bild der Unschuldigen wie der Schuldigen klammert sich an meinem Herzen fest und saugt mir, wie ein Vampyr, den letzten Tropfen aus von Lebenslust und Lebenskraft. Wenn ich sie bilden, wenn ich ihr Herz ergründen wollte, geschah denn dies nicht aus Liebe zu ihr; und griff ich fehl, verdiente das Entfremdung? Auch war ich ja nicht der Erfahrne, ihr, der Ruhigeren gegenüber.

Ist denn mein Schweigen nicht zarter, als wenn ich anklagen und Beweise, die mir zu Händen kamen, vorgelegt, oder den Weg Rechtens eingeschlagen hätte.

Und bleibt denn nach dem feierlichen Bekenntnisse, daß Wilhelmine mich nicht liebt, irgend etwas zu erweisen übrig? Ist damit nicht jedes Verhältniß zwischen uns gänzlich aufgelöset, und wüthe ich nicht gegen mich selbst, wenn ich meine Gedanken und Gefühle über diese Eiswüsten oder Lavafelder hinstürmen lasse, und alle Martern des Erstarrens und Verglühens zu gleicher Zeit trage?

Hätte ich die Stecknadel, womit Minna die erste Blume an ihren unschuldigen Busen steckte, ich könnte sie mir ins Herz stoßen; hätte ich den Schlüssel, womit sie vielleicht einem Begünstigten die Thür öffnet, ich könnte ihn und dann mich damit ermorden.

Was hilft mir Dein vernünftiger Rath, den habe ich mir schon hundert Mal erfolglos gegeben. Er weiset mich nur auf neue Schuld hin: denn wenn meine Frau meinen Zustand erkennt und milde schweigt, das ist ein neuer Todesschmerz, größer als wenn sie aus Eifersucht wüthete. Sie, Wilhelmine und ich, wir können nicht zu einem friedlichen Dasein erwachsen; darum muß Einer sterben, und zwar der, welcher das Leben nicht zu ertragen, nicht zu erneuen vermag.

Wilhelmine an Adelheid.

Man gewöhnt sich an Manches, was Einem anfangs gleichgültig, ja zuwider ist. So erging es mir mit dem Baron. — Als er das zweite Mal kam, erschrak ich und fürchtete eine Wiederholung der ersten Scene; aber er berührte nichts von dem Allem und war so natürlich, daß auch ich in meiner na-

türlichen, heitern Stimmung blieb, und mich mit ihm so lebhaft, als angenehm unterhielt. Als er über seine Lebensgeschichte nicht recht Rede stehen wollte, brach ich ab, um nicht in seinen Fehler zu verfallen. Er ist ruhig, ja er scheint kalt; aber seine heitere Besonnenheit stimmt besser zu meiner Natur, als die fliegende Hitze, mit welcher Bernhard auf mich eindrang. War aber dieses Flackern vorüber, schlief er wol zum Aerger meiner Mutter neben mir auf dem Sopha ein.

Wilhelmine an Adelheid.

Der Baron ist auf längere Zeit verreiset, ich wollte er wäre erst wieder da. Denn ob er sich gleich aus den Weibern, also auch aus mir nichts macht, lebt sich's doch mit ihm angenehm und bequem. Auch verlange ich ja nichts weiter, und am allerwenigsten jenen Kelch der Liebesquälereien, den ich bis auf die Hefen geleert habe.

Wilhelmine an Adelheid.

Denke Dir, der Baron ist nicht verreiset, sondern hat dies nur vorgegeben, wahrscheinlich, um ganz von uns wegzubleiben Kann er dies nicht thun, ohne Vorwand und Ausrede? Und warum bleibt er weg? Was hat er gegen mich? —

So eben kam, so eben geht der Baron. Ich habe allerhand sonderbare Gespräche mit ihm geführt, kaum werde ich Dir den Inhalt ordentlich mittheilen können.

Er bekannte zuvörderst, daß er ganz habe wegbleiben wollen, weil er mich immer auf unangenehme Weise an Bernhard würde erinnert haben. Wie so, antwortete ich? Diese Sache scheint mir abgethan und kein Grund vorhanden, fruchtlose Schmerzen zu erneuern. Denn wenn es einerseits Pflicht sein mag, diese nicht übereilt von sich zu weisen, ist es gewiß noch mehr Pflicht ihrer Herr zu werden und das Gute, was sich auf der Lebensbahn darbietet, in aller Heiterkeit zu genießen.

Rechnen Sie mich, fiel er hier ein, zu dem Guten und Heitern, was Ihnen entgegentrat? Ich wenigstens bin selten im Leben so schmerzlich aufgeregt worden, als durch unser erstes Gespräch. Noch immer tönt dies in meinem Innersten wieder, und die Theilnahme für meinen Freund und für Sie zerreißt mich in zwei sich ewig widersprechende Theile. Daß seine Jugend, seine Liebenswürdigkeit, seine Liebe, seine Geschenke, daß nichts von dem Allem Ihr Herz hat gewinnen können, daß sie fremder als fremd nebeneinander hergegangen sind, hat für mich etwas Furchtbares, Entsetzliches! Und zuletzt beide mit keiner, oder mit gleicher Schuld. Denn Selbsttäuschung ist auch eine Schuld; nur werden Sie, obgleich die scheinbar mehr Einbüßende, eher das heitere Gleichgewicht Ihrer Lebens wiederfinden, als er. Sein Schweigen seit meinen letzten Briefen setzt mich in neue Besorgniß.

Wenn Sie, sagte ich jetzt, so beruhigend auf ihn wie auf mich einwirken können, erwerben Sie sich ein doppeltes Verdienst. Seine Frau soll ernster, gehaltener, in größerem Style sein, als ich unbedeutendes Kind. So hat er, sofern er nur will, eine Stütze und Hülfe, die mir fehlt. — Sie, liebes

Minchen, antwortete er, bedürfen keiner solchen Stütze; ja sie würde Ihnen zur Last sein und das kaum geendete Leiden nur von Neuem herbeiführen. Denn wer, wie Sie mir schon öfter in Ernst und Scherz versicherten, die Liebe nicht kennt, ja gar kein Organ für diese Leidenschaft hat, dem erscheint sie überall nur als Tyrannei und Hemmung der glücklichen, natürlichen Freiheit. — Allerdings, sagte ich, wenn die Männer uns die Zweige verschneiden, die Blätter ausrupfen und, wie einen verstümmelten Baum, an die Spalierwand ihrer erhabenen Gedanken und Gefühle festbinden; das nennen sie Liebe! Für diese Wohlthaten sollen wir uns bedanken, und eine Ewigkeit lang wie behext aus dieser Haft nach ihnen wie nach der belebenden Sonne hinblicken. Die kleinste Wendung heißt ihnen Leichtsinn, die kleinste Bewegung Untreue.

Wie aber, wenn nun Jemand, ohne Sie fesseln zu wollen, immer nach Ihnen hinblickte, wie nach der Sonne; würden Sie darüber eben so schelten? — Ich würde beweisen, daß ich nicht die Sonne, sondern nur der Mond bin, und ihm wol nur selten als Vollmond, öfter als letztes Viertel oder Neumond erscheinen. Auf dem Wege nähme die Sache gewiß ein Ende, ehe auch nur ein Monat vergangen wäre.

Friedrich an Bernhard.

Du schreibst nicht und ich schweige auch; wir haben beide Unrecht, vielleicht ich am Meisten. Denn ich hätte Dir längst sagen sollen, daß ich meinen Vorsatz, Minna nicht wieder zu sehn, gebrochen habe

und mich täglich mehr zu ihr hingezogen fühle. Begehe ich dadurch einen Raub an Dir? — Nein, gewiß nicht; denn Eure Trennung ist unübersteiglich, ja es war nie eine Vereinigung vorhanden.

Dies sonderbare Wesen wirkt auf mich erheiternd und beruhigend, wie es die wahre, vollendete Schönheit soll; ihr ruhiges, klares, leidenschaftloses Dasein läßt die Leidenschaft auch in mir nicht aufkommen. Indem sie bei Dir überwogte, kamt ihr in unlösbare Mißverhältnisse; indem ich hingegen die feste Ueberzeugung hege, Wilhelmine könne und werde nie die geringste Zuneigung zu mir tragen, halte ich mich von allen Ansprüchen fern, und fest an der kalten Bescheidenheit, welche nie das positive Glück in sich schließt, wohl aber das positive Unglück ausschließt. Freilich ist zwischen mir und Wilhelminen ein wesentlicher Unterschied: ihr Gleichgewicht ist Folge ihrer harmonischen Natur, das meine ist Folge des Vorsatzes, der Erfahrung, der Resignation. Als ich ihr letzthin die bittere Wahrheit erzählte: ich hätte nie ein Verhältniß zu einem weiblichen Wesen abgebrochen, sondern sei immer zuerst verschmäht worden; lachte sie mich aus und sagte: ich sollte lieber meine Wandelbarkeit gestehen, als mich durch solche Erfindungen rechtfertigen wollen. — Ich antwortete: wir werden es erleben, und sie schwieg. Sie hatte Recht, denn diese Aeußerung war, wo nicht sinnlos, doch unpassend oder lächerlich.

Wilhelmine an Adelheid.

Als Herr von — letzthin seine Treue und Anhänglichkeit rühmte, habe ich ihn ausgelacht; ist aber

nicht etwas Wahres daran, da er so lange schon meinen Umgang sucht oder erträgt, ohne daß ich ihn liebe oder er mich liebt.

Dafür hat er mich ausgelacht, als ich ihm sagte: ältere Männer gefielen mir besser, als die ganz jungen. Diese sind angefüllt wie ein Luftballon mit lauter Liebe, welche sich aus dem Grundstoffe der Eitelkeit und Anmaßung entwickelt; jene treten dagegen bescheidener und anspruchsloser auf. Wäre Herr von — zwanzig Jahre jünger, wir hätten uns längst gezankt und überworfen.

Dieser Tage setzte ich ihm lebhaft auseinander, was ich anfangen wollte, wenn ich das große Loos gewönne. Seit mein großes Heirathsloos durchgefallen ist, bin ich bisweilen fast nothgedrungen in solcherlei Träumereien gerathen. Er hörte freundlich zu, lobte und berichtigte meine Plane, legte aber doch so wenig Nachdruck auf dies Alles, daß ich fragte: ob er etwas lieber gewinnen möchte, als das große Loos? — Allerdings, antwortete er, giebt's einen größeren Gewinn, als das große Loos! — Und der wäre? — Die recht herzliche Liebe eines liebenswürdigen Mädchens! — Sie sprechen ja, sagte ich, wie Bernhard, und denken wol noch weniger dabei. — Bernhard, erwiederte er nicht ohne Bitterkeit, hielt diesen Gewinn für möglich, ich halte ihn für meine Person für ganz unmöglich, dachte also gar nichts bei jener Aeußerung, oder sollte nichts dabei denken.

Mit diesen Worten ging er fort und, in der That: wie könnte er Liebe verlangen oder erwarten, da er selbst nicht liebt. Das ließe sich freilich auch gegen mich wenden; aber verlange und erwarte ich denn etwas?

Bei all diesem künstlichen Hin- und Herreden kommt nichts heraus, man höhlt sich nur aus und wird täglich matter und dummer.

Friedrich an Bernhard.

Schon wieder ein Monat vergangen, ohne daß ich von Dir höre, und ich verweile noch immer hier, um Deine Briefe zu erwarten.

Leugnen kann ich's nicht: ich bin ein so treuer Verehrer Wilhelminens geworden, daß ich mich oft mit dem Gedanken abquäle, ob sie wol andere Geliebten hatte oder haben wird. Gerathe ich da nicht in Deine thörichten Wege, auf die ich früher gescholten habe? Und wenn Du beruhigt oder beseitigt bist, was geht es mich an?

Letzt schalt die Mutter: Minna sei seit einiger Zeit minder heiter, scheine für viele Dinge keine Gedanken mehr zu haben, trage den Kopf voll Grillen u. s. w. Es blieb bei diesen allgemeinen Reden; und je weniger sie sich deutlicher aussprechen wollte, desto eher hätte ich, durch Eitelkeit verführt, sie auf mich beziehen und zu meinem Vortheil auslegen können. Indessen blieb mein guter Genius oder mein gesunder Menschenverstand Sieger, und ich sagte des nächsten Tags zu Minna: sie sei aufrichtiger als ihre Mutter, indem sie dieselbe durch Schweigen widerlegt und ihren Aeußerungen widersprochen habe. — Sie sah mich hierauf lange ernst an und sagte endlich, indem ihr eine Thräne in das große Auge trat: So haben Sie mein Stillschweigen ausgelegt?

Mich ergriff eine unbeschreibliche Sehnsucht, daß ich Wilhelminen lieber sein möchte, als die Männer,

welche durch ihre Schönheit angereizt, sie gewiß ohne mein Wissen umschwärmen; und zu gleicher Zeit durchzuckte mich der Gedanke ich habe Alles mißverstanden und mißgedeutet, oder das Ganze sei gar nur eine gemachte Komödienscene, wobei ich zuletzt ausgelacht würde und verdiente ausgelacht zu werden.

Bernhard an Friedrich.

Ich glaubte, wenn ich schwiege, würdest Du auch schweigen, oder wenigstens ahnden daß Deine Briefe mich auf die Folter werfen, und mir das Herz durchbohren.

Da sitzet Ihr beisammen, braucht weder die ganze, noch die halbe, sondern gar keine Begeisterung, thut Euch etwas auf die wechselseitige Kälte Eures Gefühls zu Gute, spielt mit dem Pfennigwitze künstlich gedrehter Gedanken, faselt von Entsagung bei völliger Gleichgültigkeit über Besitz oder Nichtbesitz, und laßt zur rechten Zeit zwei Thränen in die Augen treten, damit sie als glaubwürdige Zeugen Eure Wechsellügen bekräftigen. Statt mit eiserner Sonde in das Herz Wilhelminens einzubohren, die Sünde hinwegzuschaffen, die Tugend neu zu begründen, gleitest Du leichtsinnig an der Oberfläche dahin, spielst mit dem Geheiligten und spürst nicht wie der Teufel der Eitelkeit Dich von einer, der Teufel der Eifersucht von der andern Seite umgarnet, um Dich für das Unrecht zu strafen was Du an Dir, an mir — vielleicht auch an Wilhelminen begehst.

Friedrich an Bernhard.

So viel ich Deiner ursprünglichen Natur und Deiner augenblicklichen Stimmung auch zu Gute halten will und muß, kann ich doch nicht umhin Deinen letzten Brief ungerecht zu nennen.

Wodurch trete ich Dir zu nahe? Ist es nicht thöricht daß Du von Wilhelminen noch sprichst als sei sie Dein Eigenthum, nachdem Du mit ihr gebrochen, ihr entsagt, eine Andere geheirathet hast und sie nach wie vor für schuldig hältst! Und wäre dies Alles nicht der Fall, so steht doch fest, daß sie Dich nicht liebt, nicht so lieben kann wie Du es wünschest, mithin gar kein Verhältniß zwischen Euch beiden jemals möglich ist.

Du handelst also thöricht und ungerecht in Bezug auf Dich, auf Wilhelmine, auf mich, und auf Deine tadellose würdige Frau. Die letzte mußte Dein Verhältniß zu Wilhelminen für völlig aufgelöset halten, hoffte Dich zu trösten und zu erneuen, und steht vielleicht unter uns Allen, wenn nicht allein schuldlos, doch allein verdienstvoll da. Und wenn sie sich so beherrscht nicht zu klagen und anzuklagen, ist sie deshalb glücklich, und haben die Leidenschaftlichen ein Recht, die Gemäßigten zu verhöhnen und zu mißhandeln?

Du beschuldigst mich ferner: ich handele unrecht gegen Wilhelmine. Worin? Habe ich mehr gethan als Deine Wünsche erfüllt? Habe ich ihr Liebe geschworen und sie aus ihren Kreisen herausgerissen, sie in Versuchung geführt, ihren Schwächen geschmeichelt, ihr Gutes überschätzt? Keineswegs!

Endlich sagst Du: ich beginge Unrecht an mir

selbst; und dies Wort hat mich angetrieben zu tieferer Selbsterforschung. Ich will Dir nicht verhehlen was ich entdeckte, magst Du mich nächstdem lossprechen oder verdammen. Zuerst führte mich Dein Auftrag zu Wilhelminen, darauf folgte das Interesse an der Lösung einer psychologischen Aufgabe, ohne alle Beziehung auf meine Person. Weil nun aber jede echte Aufgabe dieser Art an sich unerschöpflich, unergründlich ist; so sucht jeder Psycholog, der nicht ein trockener Philister ist, einen Haltungs- und Stützpunkt außerhalb jener Unendlichkeit, zieht die allgemeine geistige Erscheinung in den Kreis seiner Persönlichkeit, und muß mit der Ueberzeugung enden: man könne den fremden Geist nie erkennen, als insofern und in dem Maße als man seinen eigenen darin aufgehen läßt, damit verschmilzt, und beiden zu einer neuen, zu einer Wiedergeburt verhilft.

Auf diesem Wege ist Dein zu kühner Freund in eine Abhängigkeit von Minna gerathen, welche sie nicht ahndet, ja welche sie lächerlich und verdrießlich finden würde. Der erste Gedanke nachdem ich zu diesem Selbstbewußtsein kam, war, mich von hier zu entfernen und das Mädchen nie wieder zu sprechen; aber abgesehen davon, daß dies leichter gesagt, als gethan ist, was würde es ihr, was mir helfen? Für sie liegt in der Weise unserer Bekanntschaft nicht die mindeste Gefahr; und was — wer kennt die Geheimnisse der Zukunft — mir vielleicht nach einiger Zeit ganz natürlich und schmerzlos erscheint, würde mich jetzt, obwol nicht in äußere Mißverhältnisse, doch in unauflösliche Verwirrung endloser Gedanken oder Nichtgedanken hineinstürzen. Ich habe mich nun einmal, ich möchte sagen so angesogen, ich bin so verwachsen mit diesem fremden Dasein, daß ein plötz-

liches Losreißen eine Art sträflichen Selbstmordes wäre.

Und warum wolltest Du, warum sollte ich mir, — denn Wilhelmine ist dabei unbetheiligt — nach so langem Herzensschlafe diesen Nachsommer ehemaliger unerfüllter Träumereien nicht gönnen? Wenn ein Baum im Herbste zum zweiten Male zu blühen beginnt, Du kannst es als Vorzeichen seines Absterbens betrachten; wirst Du ihn aber verjüngen, wenn Du ihm neidisch oder übersorgfältig die Blüthen ausbrichst. Sie werden von selbst nur zu früh fallen, und wenigstens von Theilnehmenden als Zeichen inneren Lebens betrachtet werden.

Die Schönheit, klagst Du mich an, ist trotz aller geistigen Einreden, wesentlich mit im Spiele. Und warum nicht? Meinst Du, ich soll mich deshalb verdammen? Wo das Gefühl für Schönheit nichts als ein augenblickliches Aufwallen jugendlichen Blutes ist; da erscheint es mir als etwas ganz Vergängliches, Bedeutungsloses, und kann sich, — wir erleben es täglich —, eben so leicht auf das Häßliche und Unwürdige werfen. Ich behaupte dagegen, die Schönheit sei eine Offenbarung des Göttlichen, die man in keinem Zeitpunkte des Lebens soll fahren lassen, deren man immerdar bedarf. Wird sie, als eine Gabe des Himmels, dem Menschen ohne Verdienst zu Theil, dann auch das Gefühl für dieselbe. Ja man kann ohne Schönheit sehr glücklich leben, sofern der Betrachtende oft mehr davon genießt, als der Besitzende; wer dagegen ohne Gefühl für Schönheit ist, entbehrt der heitersten Verklärung des Lebens; wer es verdammt, geräth mit seinen blinden, angeblich sittlichen Fühlhörnern, in die kalte Nacht der Häßlichkeit.

Ob und in wie weit die, durch Schönheit angeregte fast bacchantische Trunkenheit der Leidenschaft natürlich und zu rechtfertigen sei, brauche ich um so weniger zu untersuchen, da hiezu zwei Begeisterte gehören.

Ist denn aber wirklich die dahinsterbende Sentimentalität eine edlere, gründlichere Reinigung und Heiligung der Leidenschaften, als jener vorüberbrausende Sturm, der die Geister weckt und zuletzt von den Banden befreit?

Man nennt es Götzendienst, wenn Jemand den Handschuh seiner Geliebten lebenslang auf dem Herzen trägt; wäre es denn Erkenntniß des Göttlichen in der Natur, wenn er darin nur diese oder jene Thierhaut erblickte. Es ist gar mancher Aberglaube mit Reliquien getrieben worden; wem aber dafür der Sinn ganz abgeht, der vergißt daß ja Alles was wir wissen, denken und fühlen, nur Reliquien, Ueberbleibsel und Bruchstücke sind!

Ich habe früher Dein Grübeln getadelt, gerathe aber selbst hinein, und bin damit noch lange nicht zu Ende. Trotz der Unergründlichkeit des weiblichen Geistes und Herzens, beschäftige ich mich unablässig mit dem Wilhelminens, und was ich nicht weiß und von außen erfahre, erschaffe ich mir selbst und setze es in meinem Innern zusammen.

Wirst Du es begreiflich finden, daß ich mich auf dem Wunsche ertappe: sie möge nicht ganz schuldlos sein! Der vollen Unschuld gegenüber, was bleibt mir wol für eine Aufgabe? Da ist keine Aneignung, Einwirkung, Besserung, Theilnahme, Reue und Verklärung. Meine Aufregung, mein Interesse erwächst ja eben aus dem Geheimnisse wie sich Gutes und Böses, Leichtsinn und Treue mischt und zu einer

lebendigen Persönlichkeit gestaltet. Das, mit moralischer Anatomie oder Chemie, ausgeschiedene Gute oder Böse, ist ja nichts als das Todte, dem Geist und Leben entfloh. Mögt Ihr diese angeblich reinen Urelemente noch so mühsam aneinander kleben und kitten, nie wird ein wahrhaft lebendiger Mensch auf diesem Wege hervorgehn.

Bernhard an Friedrich.

Statt Deiner psychologischen Grübeleien, hätte ich gern Thatsachen gehört, wären sie auch scheinbar nur der kleinsten und unbedeutendsten Art. Jetzt muß ich zwischen den Zeilen Deines Briefes lesen, und Du wirst mich vielleicht wieder der Ungerechtigkeit beschuldigen. Denn der langen Rede kurzer Sinn ist doch nur der: daß Du in Minna, wenn nicht auf meine, dann doch auf Deine Weise verliebt bist. Um dies zu entschuldigen mahnst Du mich an meine Frau, thust Dir etwas zu Gute auf die Blüten Deines Altenmannessommers, hältst eine überflüssige Lobrede auf die Schönheit, sehnest Dich nach dem Ueberreize sinnlicher Leidenschaft, hältst Alles auf Erden für Reliquie und Bruchstück, nur Dein künstlich erwärmtes Herz nicht, und langst endlich bei dem wahnsinnigen Wunsche an, Wilhelmine möge nicht ganz schuldlos sein.

Hinter diesem Wunsche liegt gar nicht, wie Du eitel zu wähnen scheinst, ein besonderer Tiefsinn, oder ein großes Geheimniß der menschlichen Natur verborgen; er erwächst sichtbarlich auf dem Boden des Egoismus und der Unsittlichkeit.

Friedrich an Bernhard.

Ich könnte Dir allerdings von vielen Thatsachen Bericht erstatten; will jedoch lieber meine Betrachtungen und Grundsätze, als Wilhelminen Deiner Kritik unterwerfen und preisgeben. Es ließe sich leicht erweisen, diese Kritik wurzele darin daß Dein Verstand nicht klar, Dein Wille nicht stark genug ist, und beide obenein noch immer in Uneinigkeit leben. Gefühl ohne Verstand hat Dich in Deine Leidenschaft zu Wilhelminen hinein, Verstand ohne Gefühl wieder hinausgeführt. Jetzt möchtest Du gern Zeugnisse für die Richtigkeit und Angemessenheit Deines Benehmens haben, vergissest aber ganz, daß wenn sie zu Gunsten Deines Gefühls lauten, Dein Verstand darüber zürnt, und wenn man diesem Recht gibt, Dein Gefühl von neuem verletzt wird. So wirst Du immer von der Scylla in die Charybdis gerathen, bis Du Dich fest entschließest, diese Untiefen und Klippen nie mehr zu befahren.

Jetzt schiltst Du meine Lobrede auf die Schönheit unnütz, und noch vor Jahr und Tag nanntest Du es eine verkehrte Trennung und Unterscheidung, als ich meinte: das Gute falle nicht ganz damit zusammen, und dürfe den Häßlichen keineswegs immer abgesprochen, oder den Schönen unbedingt beigelegt werden.

Du spottest meines gebrochenen Herzens und nennst seine erneute Lebenswärme erkünstelt, und hast mich doch früher heftig getadelt daß es, um einzelner bitterer Erfahrungen willen, zu schnell erkaltet sei.

Der Sinn endlich, welchen Du meiner Bemerkung über Wilhelminen unterlegst, läßt jene allerdings als so unverständig und unsittlich erscheinen,

daß ich kaum weiß ob Du mich nicht besser verstehen willst, oder kannst. Ohne sie näher zu erklären, darf ich zur Abwehrung Deines Angriffs nur fragen: in welchem Lichte Du Dir selbst erscheinen mußt, wenn sie ganz schuldlos ist? Und ob, wenn sie auf tadelnswerthe Bahnen gerieth, Du nicht die Hauptveranlassung gegeben, wenigstens gewiß nicht hinreichende Gegenmittel angewandt hast. Bist Du denn in Wahrheit dem Ueberreize sinnlicher Leidenschaft ganz entgangen, und hast Du ein Recht die etwanigen Nachwirkungen dessen was Du erregtest, so streng zu verdammen? Doch von dem Allen ist ja eigentlich nicht die Rede. Kein Mensch wird gefunden ohne Sünde und Fehl, keiner ist so unbedingt dem Bösen hingegeben, daß das Umkehren und Erneuen ganz unmöglich wäre. Zwischen diesen beiden äußersten Grenzpunkten bewegt sich die gesammte, der Erlösung bedürftige Menschheit, und kein Mann, kein Weib gehört zu den völlig Schuldlosen, oder Schuldigen. In diesem Sinne hättest Du zuvörderst meine hingeworfene Aeußerung verstehen, oder berichtigen können.

Fast alle Sittenlehrer weisen nun jedem Menschen, jeder That, ihre Stelle auf jener langen Bahn an, messen aber dabei lediglich mit einem quantitativen Maßstabe; das heißt, sie entscheiden wie nahe oder fern Dieses oder Jenes, in seiner einzelnen oder vereinzelten Erscheinung, ihrem abstrakten Begriffe des Guten oder Bösen stehe. Dies Verfahren nun nenne ich einseitig, ungenügend, es ist ein bloßes Rechnen mit unbekannten Zahlen, ohne Rücksicht auf das Qualitative, die Persönlichkeit. Dies, jedem einzelnen Menschen Gegebene, dieser Kern und Lebensquell seines Daseins, soll sich nicht zu

eigenliebigem Hochmuth erweitern und über jedes allgemeine Gesetz hinwegsetzen; aber er ist eben so wenig etwas nicht zu Berücksichtigendes, oder gar Auszutilgendes. Diejenigen Schulen, welche mit einer scharfen, äußersten Entscheidung alle hieher gehörigen Räthsel lösen wollen, zerschneiden nur den Knoten und gerathen in Tyrannei, oder Willkür, in muhamedanische Vorherbestimmung, oder gedankenlosen Zufall. Die Lehren vom Berufe, der Zurechnung, Milderungsgründen, Vergebung, Begnadigung verlieren alsdann alle echte Bedeutung. Selbst die Dinge oder Thaten, deren äußerlicher Begriff so leicht festzustellen ist, z. B. Diebstahl, Mord und dergleichen, erhalten durch individuelle, qualitative Auffassung oft eine ganz verschiedene Physiognomie; wie viel mehr alles tiefer in Kopf und Herzen Wurzelnde. Was darf man dem Glücke, dem Ernste, dem Leichtsinne, dem Verdienste, der Schuld zuweisen, oder nicht zuweisen? Täglich brauchen wir diese Worte, meist gedankenlos. Und wer wissenschaftlicher forscht, kommt eben auch nicht weiter, sondern grübelt über Vorherbestimmung und Gnadenwahl, Hülflosigkeit und Kraft der menschlichen Natur, — sowie ich über das Herz eines Mädchens! Beides liegt in derselben Bahn, beides ist ein Geheimniß.

Ich wiederhole: alle Ultras in der Sittenlehre sprechen in einer Stunde nach ihrem faulen Rechenknechte Hunderte selig, oder verdammen sie zur Hölle; aber gerade da, wo sie glauben Alles ins Reine und Feine gebracht zu haben, wachsen mir Zweifel aller Art empor. Wie bequem und probat z. B. klingt ihre Antwort: wir wollen um jeden Preis alle Rechte erhalten; denn hiemit ist die Befreiung von allem Uebel und jedem Zweifel gegeben. Und

doch hilft dieser Orakelspruch nur so weit, als er sich von selbst versteht, oder überflüssig ist; er läßt rathlos sowie man an das Leben selbst kömmt. Denn das Recht ist ja kein Stehenbleibendes, Unveränderliches, sondern die Schwierigkeit geht erst an, wo wir es erzeugen, auffinden, neu gestalten sollen. Auf jenem Wege wird die ganze Weltgeschichte, die Entwickelung der Menschheit vernichtet, und versteinerten Götzen unverständig gehuldigt. War es Recht vom gesetzlichen Heidenthume zum Christenthum überzugehn, die Sklaverei und die Leibeigenschaft aufzuheben, Duldung zu verstatten, oder zu versagen? Hatten die Schweizer, Niederländer, Amerikaner, Polen, Recht oder Unrecht? Das Lebendige läßt sich nicht auf solch einen chemischen Gegensatz, oder Niederschlag reduciren.

Von diesen Standpunkten aus erschien mir der quantitative Maßstab auch für Minna unbrauchbar; ich wollte den qualitativen für sie entdecken, und lebe der Ueberzeugung, daß, wie eigentlich nie, so auch bei ihr die Ergebnisse dieses doppelten Verfahrens nicht unbedingt zusammenfallen.

Jede Abweichung von der, durch den Gesetzgeber vorgeschriebenen quantitativen Sittlichkeit, fällt dem Richter zur Bestrafung anheim; das Qualitative hingegen wird gewürdigt, dargestellt, gereinigt, verklärt, durch den Freund, den Geliebten, den Dichter, den Geistlichen.

Was kümmert es Dich, wenn ich Minna gegenüber mich in diese Stellungen hineinträume, um desto besonnener zu erwachen?

Wilhelmine an Adelheid.

Ich lebe jetzt heiterer als seit langer Zeit, die leidenschaftlichen Zustände und Aufregungen nehmen ein Ende, die täglichen Beschäftigungen verlieren seit der Mutter Herstellung ihre bittere Seite, einzelne alte Bekanntschaften haben wir wieder angeknüpft, und wenn ich sie auch nicht besonders anziehend nennen kann, macht mir doch der neue Umgang mit dem Baron viel Freude. Es ist dabei gar nichts Ueberspanntes, Ueberreiztes. Freilich setzen Viele dies über das Natürliche, Gesunde hinauf; ich bin aber keine solche Freundinn von Fieberschauern, oder habe so viel davon gelitten, daß mir der ruhige Pulsschlag des Lebens für Leib und Seele heilsamer und erfreulicher erscheint.

Vielleicht hat der Baron bisweilen trübe Stimmungen und Grillen; er weiß sich aber zu beherrschen, oder ich suche sie zu verscheuchen. Nur letzthin, als ich aus Neugier das Gespräch auf seine Frau lenkte, ward er sehr ernst und sagte: sie besaß alle guten Eigenschaften, nur die nicht, welche jeder Ehe zum Grunde liegen sollte; sie liebte mich nicht, und zeigte dies mir und Andern, um meine übergroße, ihr lästige Liebe zu ertödten. Das gelang zwar nicht, aber das Glück suchte andere Wohnungen.

Meine Neugier ward durch diese Erklärung mehr bestraft, als befriedigt, und ich fühlte daß es nöthiger ist an sich zu denken, als sich um Andere zu bekümmern.

Bernhard an Friedrich.

Mein theurer Freund! In welche Stellungen und Stimmungen haben wir uns hinein gedacht und gefühlt, oder vielmehr hinein raisonnirt. Ohne zureichenden Grund stehn wir fast feindlich gegenüber und tadeln uns wechselweise, statt uns zu stützen und auszuheilen. Insbesondere mache ich mir Vorwürfe, daß ich Dich verspottete, weil Dein an Liebe so reiches, so bitter verschmähtes Herz sich nach langem Schmerze einmal wieder öffnet; als offenbare sich darin nicht der Urquell alles echten Lebens, sondern nur ein unzeitiges, geckenhaftes Abmühen.

Ich bin jetzt ungemein viel ruhiger und milder, als noch vor kurzer Zeit; allein der Fieberhitze folgt Erschöpfung, und was der Geist gewinnt, büßt der erkrankende Körper ein.

Friedrich an Bernhard.

Ich habe mich Deines milden Briefes und Deines beruhigten Gemüthszustandes doppelt gefreut, da ich Dir leider eine neue Aufregung nicht ersparen kann. Minnas Mutter ist nach langer Krankheit endlich gestorben. Die Sorgfalt, Geduld und Ausdauer der Tochter überstieg jedes Maß, so wie jetzt ihr Schmerz. Ich würde Dir hievon vielleicht gar nichts geschrieben haben, wenn sich nicht noch eine andere, äußere Sorge hinzugesellte. Du weißt, daß Minna als ein armes Kind geringer Herkunft von ihrer Mutter adoptirt ward. Diese hat aber die hiezu erfoderlichen Förmlichkeiten nicht beobachtet, auch kein Testament gemacht; und so fallen nun die ent-

fernten Verwandten nicht allein über den eigentlichen Nachlaß der Verstorbenen her, dessen Verlust Minna ertragen muß; sondern nehmen auch Alles in Anspruch, was Du ihr jemals geschenkt hast, so daß sie nackt und bloß aus dem Todtenhause gehen müßte. Durch meine Bemühungen sind vorläufig alle hierauf Bezug habenden Maßregeln eingestellt; ich sende Dir indeß hierbei ein Verzeichniß aller in Anspruch genommenen Sachen, damit Du eiligst das Eigenthum Wilhelminens bescheinigen mögest.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Wer hätte gedacht, daß die wiederkehrende Heiterkeit meines Lebens so schnell verschwinden würde. Als im vergangenen Jahre, Krankheit und Noth drückend hereinbrach, da lebte die Mutter doch und die größten Opfer erschienen gering, um sie zu retten, und die Hoffnung erhöhte alle Kräfte. Aber jetzt! Ich habe den Gedanken daß die Mutter sterben werde, nie ausbilden, nie festhalten können; und noch jetzt gehe ich umher wie ohne Besinnung. Nur die äußerste Noth und die bittersten Geschäfte wecken mich wie aus einem Todtenschlafe. Seit Kindesbeinen hatte ich keinen andern Gedanken, keinen Wunsch, als die ihrigen; sie dachte und handelte für mich, und nun soll ich plötzlich ganz allein stehn in schwierigeren Lagen.

Bin ich denn ohne Liebe gewesen, weil ich nur die Mutter und sie über Alles liebte? Was sie an irdischen Dingen hinterließ, wird mir genommen, meine Liebe lege ich freiwillig in ihr Grab. So

bleibt mir nichts, gar nichts übrig, und ich hätte mich ohne Weigerung mit begraben lassen.

Sonderbar, der Baron, dessen erstes Erscheinen mir so unbequem war, ist der einzige Mensch, der sich meiner mit Ernst und Liebe annimmt, und mich ins Leben zurückruft.

Christine von — an Friedrich.

Ihr letzter Brief an meinen Mann hat ihn nicht mehr getroffen. Heftig überreizten Zuständen folgte eine so rasche Abnahme aller Kräfte, daß er den — sanft verschied. Mein Zweck: ihn zu neuem frischen Leben zu erwecken, das Gleichgewicht seiner geistigen Kräfte und Gefühle herzustellen, ist verfehlt; von ihm jedoch in der letzten Zeit zu meinem Troste wenigstens anerkannt worden. Sie, mein edler Freund, haben (dies sehe ich aus Ihren Briefen an meinen Mann) dafür redlich gewirkt und mich nicht verkannt. Ich werde dies nie vergessen.

Ein Verzeichniß aller Geschenke, die mein Mann an Wilhelminen gemacht, hat sich glücklicherweise gefunden; ich lege es bei, um davon Gebrauch zu machen.

In die schwierige Untersuchung: ob Wilhelmine gegen meinen Mann gefehlt habe, oder nicht, mag ich mich um so weniger einlassen, da ich ja ähnliche Fragen über mich selbst aufwerfen könnte. Gewiß ist ihre Schuld nicht förmlich erwiesen, und es erscheint mir als Unrecht, unbestimmter Vermuthungen halber, mit Erfüllung bestimmter Versprechungen länger zu zögern. Daher halte ich mich für verpflichtet, — selbst ohne Rücksicht auf den Inhalt

Ihrer Briefe und die Lage Wilhelminens —, Dasjenige zu übernehmen, was mein Mann ihr, wie ich jetzt aus seinen Papieren ersehe, bei der Verlobung, und für den Fall seines Todes zugesichert hat. Ich bitte Sie also — Thaler bei dem Bankier — in — zu erheben und gegen Rückgabe der Handschrift meines Mannes an Wilhelminen auszuzahlen. — Endlich lege ich Ihre, an meinen Mann gerichteten Briefe in der Voraussetzung bei, daß sie Ihnen ein willkommenes Andenken sein werden.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard ist gestorben, ruhiger und milder, als man zu erwarten Grund hatte. Warum ward er durch das Andenken an mich noch immer so heftig aufgeregt? Lag hiebei ein dunkles Gefühl seiner, oder meiner, oder unserer Schuld zum Grunde? Hoffte er die Mißtöne durch irgend ein Mittel dereinst auflösen zu können? Vergebens!

Wozu frage ich aber nach fremden Räthseln, da ich kaum die meiner eigenen Brust kenne. Hat mich doch die Nachricht von Bernhards Tode selbst in hohem Grade bewegt! Der Mann, welcher mich am liebsten hatte auf Erden, die Frau, welche ich allein auf Erden liebte, beide sind gestorben und ich stehe allein da, jedem Sturme preisgegeben. Die Erinnerung an frühere Fröhlichkeit, an ehemalige Genüsse, welche sonst, wo nicht tröstet, doch beschäftigt, ist mir gerade jetzt am widerwärtigsten; während die Erinnerung an meine Leiden mich aufrichtet, und ich mich getraue vor dem erhabensten Richterstuhle mein Unrecht und mein Verschulden, weit eher als meine

Freuden, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen.

Ich mache Bernhard keine Vorwürfe, doch bin ich durch ihn für mein ganzes Leben in eine unpassende Stellung gerathen. Viele Dinge und Menschen erblicke ich jetzt unter mir und mag sie nicht mehr, mit denen ich mich sonst heiter auf gleicher Linie bewegte; umgekehrt sehe ich in höhere Regionen hinein, aber nur wie von den Sprossen einer schwankenden Leiter, welche hinauf, oder hinabzusteigen gleich gefährlich erscheint. Wo ist denn nun meine Heimath, wo finde ich einen sichern Boden, wo meines Gleichen, ohne welche zu leben unerträglich, ja unmöglich ist.

Du weisest mich an mich selbst, aber der reichbegabteste Mensch genügt sich ja nicht, viel weniger kann ich armes Kind für mich allein stehn. Und überdies finde ich in mir kein einfaches Selbst, mit dem ich in Frieden und Eintracht verkehren könnte, sondern ein doppeltes, mit sich in Zwiespalt lebendes. Will meine ursprüngliche Natur sich an das Tageslicht wagen, erscheint es mir fast als ein Unrecht, und seit der Mutter Tode drängt sich etwas ganz Anderes in mein Bewußtsein, das ich sonst nicht kannte. Wie soll sich nun Bejahendes und Verneinendes, Heiterkeit etwa und Sehnsucht mit einander vertragen und untereinander aussöhnen? Doch wozu diese Grübeleien, womit mich Bernhard und Friedrich wol angesteckt haben.

Fast vergaß ich darüber Dir das Wichtigste zu melden: Christine von — hat aus eigenem edeln Antriebe und auf Friedrichs Bemühen, mir die Summe auszahlen lassen, welche Bernhard mir zusicherte aber vorenthielt, weil er (unbekannt mit den Leiden und

Gefahren der Armuth) wähnte, mich durch Noth für das Gute zu erziehen. Diesem thörichten Versuche entgehe ich für die Zukunft und bin mindestens gegen Nahrungssorgen gesichert. Sonst habe ich über mein künftiges Leben noch keinen Beschluß gefaßt.

Friedrich an Christine von —.

Sie glauben nicht, meine gnädige Frau, mit welcher Freude und Wehmuth Wilhelmine das Geschenk empfing, welches Sie großmüthig einer schuldlosen Gegnerinn übersandten. Bei längerem Leben würde Bernhard (mit Ihrer Zustimmung) gewiß dasselbe gethan haben.

Ueber ihr künftiges Leben hat Wilhelmine noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, und es ist ihr schwer zu rathen, da sie durch Geburt und Schicksale kaum einem bestimmten Orte, oder einem bestimmten Kreise von Menschen angehört.

Die Reise in meine Heimath kann ich allerdings nicht lange verschieben, doch halten mich mehrere Gründe zunächst hier noch fest.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Du bist meine älteste, treuste, einzige Freundinn! Ich komme zu Dir, ich lebe mit Dir, ich habe für mein künftiges Leben einen raschen aber wohl begründeten Entschluß gefaßt.

Wie dies Alles zusammenhange, wie es gekommen sei; werde ich es Dir deutlich machen, erzählen können?

Bernhards Umgang stimmte die Saiten meines

Geistes und Herzens immer zu hoch oder zu tief; daraus folgte selbst für die einfachsten Mittheilungen und Belehrungen eine wechselseitige Mißstimmung, welche meinerseits durch jugendlichen Muth und Uebermuth minder vertilgt, als nur übertönt wurde. Ich glaubte, so sei aller Umgang mit Männern, und der Unbedeutende mußte mir deshalb fast lieber sein, als der Bedeutende. In solcher Stimmung lernte ich Friedrich kennen, gewöhnte mich an ihn und fand, wie ich Dir bereits schrieb, seine Ruhe bequemer, als Bernhards leidenschaftliches Treiben. Wenn mich die Pflege der Mutter erschöpft hatte, rief er nicht die Heiterkeit jener frühern Zeit, vielleicht aber eine edlere, gewiß eine wohlthuendere in mir zurück, die ich in diesem Leben nicht wieder zu verlieren hoffte. Nach dem Tode der Mutter sorgte er noch treuer für mich als zuvor, und ermahnte mich auch wol zu ernsteren Beschlüssen, während ich zufrieden war, vom Tage zum Tage zu leben.

Vorgestern nun, geriethen wir immer tiefer und tiefer in diese Gespräche, Friedrich ward lebhafter und bewegter, bis er mir endlich, zwar nicht mit ganz klaren aber doch unzweideutigen Worten seine Hand anbot. Ich erschrak aufs Aeußerste über diese mir ganz unerwartete Wendung des Gesprächs, und alle Gefahren und Widerwärtigkeiten, aller Jammer und alles Leiden solcher Misheirathen standen plötzlich vor meiner Seele. Ich wollte nicht zwei Mal in denselben Irrthum verfallen, ich durfte seine Güte nicht mißbrauchen.

Was ich ihm sagte, kannst Du hienach ermessen; doch ward er wieder ruhig, und reichte mir beim Abschiede, ich weiß nicht ob mehr freundlich oder wehmüthig, die Hand.

Es ist meine Pflicht, dies Verhältniß abzubrechen; morgen reise ich ab und bin in zweien Tagen bei Dir!

Friedrich an Christine von —.

Sie, meine gnädige Frau, sind so sehr meine und Wilhelminens Freundinn, und so vertraut mit unserem Schicksale, daß Sie es nicht mißdeuten werden, wenn ich Sie noch weiter davon unterhalte.

Aus den Briefen an Bernhard kennen Sie den Gang meiner Bekanntschaft mit Wilhelminen. Je mehr ich ihre eigenste Persönlichkeit begreifen lernte, desto mehr schwanden alle allgemeinen Bedenken und Einreden wider dieselbe. Neugier führte zur Wißbegier, und so durch richtigere Kenntniß, Angewöhnung und Freundschaft hindurch kam ich zu der besonnenen Ueberzeugung, es sei am gerathensten, wenn ich ihr meine Hand anböte. Um sie auszuforschen begann ich mit leiseren Andeutungen und sprach, als sie diese unbeachtet ließ, allmälig so bestimmt und deutlich, daß sie mich gar nicht mehr mißverstehen konnte. Da erschrak sie dergestalt, daß sie erblaßte, lange schwieg und endlich mit ängstlicher Eil mir alle Gründe wider eine solche Verbindung, etwa in der Art aufzählte, wie früher Ihr Herr Schwiegervater in dem abmahnenden Briefe an Bernhard. Da nun diese Gründe auf mich fast gar keine passende Anwendung finden, so ging für mich leider daraus hervor: daß Minna sich ihrer nur bediene, um ihre Gleichgültigkeit, wo nicht ihre Abneigung gegen mich zu verdecken. So hat die psychologische Beobachtungsgabe sich wieder einmal sehr schlecht bewährt,

und Ihres Mannes Vorwurf über den lächerlichen Altenmannssommer bestätigt. Ich habe von Wilhelminen mit zwei kurzen aber freundlichen Worten Abschied genommen und ihr geschrieben, ich sei im Begriff nach — abzureisen.

Nachschrift. — So eben erhalte ich von Wilhelminen einen Brief des Inhalts: „Mag ich unser letztes Gespräch richtig oder falsch verstanden haben, auf jeden Fall ist es, wo nicht für Ihre doch für meine Ruhe nothwendig, daß ich — verlasse. Forschen Sie nicht nach meinem Aufenthalte; doch hoffe ich, Sie werden mich in der Ferne, ungeachtet meiner Erklärungen, nicht ganz vergessen." Was soll ich von diesem Briefe, diesem Entschlusse denken, wie ihn erklären? Ich weiß es nicht; wohl aber hat er mich plötzlich in eine solche Stimmung versetzt, daß meine frühere Ueberlegung mir als Thorheit, meine Ruhe als affektirte Kälte erscheint, und mir jetzt nur ein Gedanke vor der Seele steht: ich könne die Trennung von Wilhelminen nicht ertragen. Was ich jedoch in diesem Augenblicke thun, was unterlassen soll, ich weiß es nicht.

Wilhelmine an Adelheid.

In diesem Augenblicke schreibt mir Friedrich, er reise fort; da kann ich ja wol meine Abfahrt verschieben, denn unser beiderseitiger Hauptzweck ist, — so scheint es —, doch nur, uns zu trennen. Als brauchte man dazu eines räumlichen Zwischenraums, als wäre das körperlich Nächste, nicht oft das geistig Fernste, und umgekehrt. Friedrichs leichthin gefaßter Entschluß erweiset, wie gerecht meine Furcht

vor einem zweiten mühseligen Brautstande war, und daß kalte Zuneigung und überheiße Leidenschaft sich unerwartet an vielen Stellen begegnen können.

Drum mag's nur bei dem ersten Entschlusse bleiben, ich komme zu Dir!

Nein, liebste Adelheid, ich kann diese Zeilen so nicht abschicken. Ich habe gegen Dich nicht geheuchelt, aber ich bin doch auch gegen Dich und mich nicht ganz wahr gewesen. Alle Bedenken, die ich wider eine engere Verbindung mit Friedrich äußerte, ich fühlte sie wirklich, und sprach aus Angst über ihr Gewicht mit einer Lebhaftigkeit, die ihn fast nothwendig zurückschrecken mußte. Aber diese Angst, diese Lebhaftigkeit entstand aus der noch tieferen Besorgniß, daß sie unwiderleglich sein möchten. Sie mußten ihm so erscheinen, denn er schwieg; ein Zeichen daß er nicht liebte wie ich.

Diese bittere Erfahrung hat mich erst zur Selbsterkenntniß gebracht. Blicke ich zurück auf den Gang meiner Bekanntschaft mit Friedrich, so ist er mir kaum erklärlich; doch gibt der Tod meiner Mutter den Wendepunkt des ganzen Verhältnisses. All die Liebe, die ich ihr von Kindesbeinen zugewandt, die mich für alles Andere fast gleichgültig gemacht hatte; sie lag jetzt herrenlos, ja verachtet vor mir. Ich erblickte eine unermeßliche, unausfüllbare Lücke in meinem Innern, das Gefühl der Sehnsucht wuchs täglich mächtiger empor, ich träumte, ja ich erkannte daß ohne eine Befriedigung desselben, meine Heiterkeit ihren Trauerschleier nie abheben könne und werde. Friedrich war der einzige Mann den ich zugleich lieben und ehren, mit dem ich zugleich heiter und ernst

sein konnte, von dem ich täglich lernte ohne Unbequemlichkeit, gegen den ich mich aussprach ohne Besorgniß, der mich verstand ohne Umdeutung, der mich liebte wie ich war.

Doch nein, nein, das that er nicht; drum gebe ich meinen jetzigen Träumen und Hoffnungen den Abschied, und komme zu Dir aufs Land um noch einmal in Träumen der Vorzeit, der ersten Jugend, zu leben. Nicht mit Eilposten und Extraposten wollen wir reisen, sondern wie sonst auf Wolken, Sonnenstrahlen und Sternschnuppen durch die Welt fahren. Der irdischen Bedürfnisse wollen wir vergessen, denn mehr Silber als wir brauchen bietet uns der See, mehr Gold jedes Morgen- und Abendroth. Statt der eiteln Kleiderpracht, wird mich das Gewand der Lilien und Rosen wieder ansprechen, und wenn ich über die Menschen, zunächst über mich selber, zürnen will, so sollst Du mit Deinen Kindern mich erheitern. Im Angedenken an so manches Schöne werde ich wieder aufleben, in der Erinnerung an meine Lieblinge mein eigenes Wesen wiederfinden, und wenn die Ernsteren, Höhergestellten mich verbannen wollen, mich noch einmal im Vertrauen auf den Schutz Sarastro's, Oberon's und des heiligen Georg in den Garten der Lebenspoesie hineinwagen.

Adelheid an Friedrich.

Ob ich gleich, Herr Baron, nicht die Ehre habe Sie persönlich zu kennen, hörte ich doch von Ihnen so viel, daß ich überzeugt sein darf Sie werden es

billigen, wenn ich nach langem Zweifeln an Sie schreibe.

Seit drei Monaten lebt Wilhelmine, von Ihnen unentdeckt, bei mir, ihrer Jugendfreundinn. Ich eröffne Ihnen dies Geheimniß keineswegs damit Sie in leichtsinniger Eil hieher kommen, sondern damit Sie ernst und besonnen einen mänlichen Entschluß fassen, und allem Schwanken wo nicht in Ihrem, doch in Wilhelminens Gemüthe ein Ende machen. Sie glaubt sich von Ihnen nicht geliebt, sie hält sich für gezwungen Ihnen entsagen zu müssen; und ich würde sie mit aller Kraft in diesen Ansichten bestärken, wenn ich sie theilte.

Die äußeren Gründe der Trennung meiner Freundinn von Bernhard, waren oberflächlich, bloße Mißverständnisse; beim völligen Mangel innerer Einigkeit hätten aber alle Versuche sie aufzuklären zu nichts geführt. Jetzt liegen die Verhältnisse anders: das Mädchen hängt mit einer Innigkeit an Ihnen, die sie sich selbst nicht gestehen will, die ich aber deutlich erkenne und die ihr ganzes Wesen wie mit neuem Glanze, so mit tiefem Schmerze durchzieht.

Ob Sie, Herr Baron, gar nicht, oder nur vorübergehend daran gedacht haben Wilhelminen Ihre Hand zu reichen, ich weiß es nicht: auf keinen Fall sollen Sie sich jetzt durch eine vorübergehende Aufwallung, oder sentimentale Stimmung beherrschen lassen; denn daraus würde kein Lebensglück für Sie, und noch weniger für meine Freundinn hervorgehn.

Nichts aber kann meines Erachtens einen wahrhaft verständigen und edeln Entschluß besser herbeiführen, als wenn Sie Wilhelminen noch genauer kennen lernen, als bisher. Deshalb übersende ich

Ihnen, — natürlich ohne Wissen meiner Freundinn —, alle Briefe, welche sie mir von ihrem ersten Auftreten in — bis zu ihrer Abreise schrieb. Ich habe sie jetzt nicht ohne die innigste Theilnahme wieder lesen können, will aber keineswegs meine Empfindungen Ihnen aufdringen.

Ueberlegen Sie mit Ruhe, beschließen Sie mit Ernst und melden Sie mir bald Ihre unabänderliche Entscheidung: ob meine Freundinn Sie vergessen muß, oder die Ihrige werden soll.

Friedrich an Christine.

Wie rasch, wie unerwartet, wie glücklich hat sich mein Schicksal entschieden. Nach dreimonatlichem, vergeblichem Forschen, — um so vergeblicher, da ich kaum wußte ob irgend ein vernünftiger Grund dafür vorhanden sei —, erhielt ich von Wilhelminens Jugendfreundinn den anliegenden Brief. Er bezeugt daß ich geliebt werde und würde meinen Entschluß schon unwiderruflich bestimmt haben. Welch liebenswürdiges Mädchen aber Wilhelmine sei, hatte ich in der That kaum halb gewußt: ich erfuhr es erst ganz aus ihren Briefen an Adelheid, welche die verständige Freundinn mir mittheilte. Die Zartheit und Originalität der ersten Jugend, die glanzreiche Blüthe der nächsten Jahre, herbe und doch natürliche Mißverständnisse, Kämpfe mit Krankheit und Noth, Kindesliebe ohne Maß, neue Lebenszeichen und neue Zweifel, endlich die herzliche Liebe welche mir, so unverdient, zu Theil wird! Dies Alles ging nicht an mir vorüber, nein ich erlebte es selbst und fühlte

mich zuletzt ganz und für immer mit Wilhelminen vereint.

Wie erstaunte sie über meine Ankunft, wie schalt sie die Freundinn über ihre Mittheilungen während sie ihr um den Hals fiel! dann zu mir sich wendend sprach sie: Friedrich, Sie kennen mich ganz! vielleicht besser als ich mich selbst kenne; wollen Sie es denn mit mir wagen? — Ich war so gerührt, daß ich kaum antworten konnte. — So wären denn, fuhr sie fort, — gegen und über Erwartung —, Heiterkeit und Sehnsucht einstimmig und versöhnt; nachdem ich dem Lebensglücke schon entsagt hatte, beginnt für mich erst die schönste Zeit. — Und in der That, von Tag zu Tag scheint Wilhelmine schöner aufzublühen, Früchte der Erfahrung glänzen neben den Blüthen der Jugend, Ernst und Scherz gehen Hand in Hand, und nach manchem Irrthume sehen wir Glücklichen uns an einem Ziele, welches uns beiden für dieses Leben unerreichbar erschien.

Ich habe Wilhelminens, Bernhards und meine Briefe nach der Zeitfolge geordnet. Wenn sie auch dem Kenner und Kritiker keineswegs als ein reiches Ganzes, als ein geschlossenes Kunstwerk erscheinen können, sind wir doch eitel oder gutmüthig genug zu wähnen: es gebe noch Gemüther auf Erden welche sie, zwar nicht mit unserem eigenen Interesse, aber doch nicht ohne Theilnahme lesen würden.

II.

Idus.

Novelle

von

Posgaru.

In der Wohnung des Geheimenrath Hause sah es heute ganz besonders festlich aus. Blumen und Grün, wie in der späten Jahreszeit der fürstliche Garten beides hatte bieten können, waren in Gewinden und Kränzen, wo es sich irgend schickte, zierlich angebracht, und der unfreundliche November sah durch die großen spiegelhellen Fenster, an die er misgünstig anstürmte, in einen heitern Frühling. Der ältliche Mann, dessen Geburtstage die Ausschmückung galt, nahm sich wohl in ihrer Mitte aus. Die sorgfältige, etwas unmodisch geputzt erscheinende Kleidung, die Freundlichkeit des wohl erhaltenen diplomatischen Gesichts bezeichneten ihn für den ersten Blick als den Gefeierten. Wohlgefällig betrachtete er die kleinen Gaben, welche ihm die einzige Tochter als das Werk ihrer Hände dargebracht hatte. Sie bedeckten in zierlicher Ordnung den Tisch. Manches Neue und dem alten Herrn Unbekannte war darunter, dessen Nutzen und Gebrauch hervorzuheben und zu erklären die schöne Cölestine bemüht war. Er mochte für dergleichen nicht gerade das schärfste Verständniß haben, und sich im Stillen vornehmen, die kleinen Schätze ungebraucht zu den schon gesammelten bei Seite zu legen; aber er hütete sich wohl, der

Geberin, welche nach dem Tode seiner Gattin der Gegenstand seiner fast unbegrenzten Liebe war, von solchen Gedanken etwas merken zu lassen. Er hörte nicht auf, ihr seine dankbare Freude zu bezeugen und das holde Kind zu liebkosen, dessen reizendes Gesicht heute in allem dem Glanze leuchtete, welcher in solchen Liebeserweisungen schöne und unschuldige Züge verklärt. Der Vater konnte sich nicht satt an ihr sehen, und obschon er mehr als ein Mal bemerkt hatte, daß ihn die Stunde in die Session rufe, in welcher heute zu Wichtiges verhandelt werde, als daß er ausbleiben dürfe, schien er sich doch nicht trennen zu können, und hatte in glücklicher Geschwätzigkeit immer wieder etwas zu sagen, wenn er zu gehn Miene gemacht hatte. Aber Cölestine hatte eben nichts Anderes zu hören, als die gewöhnlichen liebkosenden Reden, durch welche er, zumal bei einer Trennung für mehre Stunden ihr die Gefühle seines väterlichen Herzens zu erkennen gab. Wenn er dies that, hätte man glauben können, daß er seine Rede nicht an die Tochter, sondern an eine mütterliche Freundin richtete; eine solche Verehrung, ja fast Unterwürfigkeit lag in dem Ausdrucke und Tone. Cölestine wußte sich recht wohl in die Stellung zu schicken, welche die Liebe des Vaters ihm gegenüber ihr anwies, und das lachende Gesicht der blühenden Jungfrau nahm in solchen Zwiegesprächen zuweilen die würdevolle Miene einer erfahrnen und wohlmeinenden Rathgeberin an.

Nun, mein Tinchen, sagte der Geheimerath, für einige liebe Gäste hast Du doch auch wol gesorgt? Du weißt, ich überlasse Dir in solchen Fällen immer das Einladen, und Du triffst es ja auch stets, wie ich es gern habe, Du treffliche Plenipotentiärin; —

ein Paar freundliche Leutchen, die nicht geniren, das ist so mein Geschmack an solchen Tagen. Aber darf ich denn fragen, wen wir heute bei uns haben werden?

Bei Hofraths, antwortete Cölestine, indem sie nicht ohne Verlegenheit die Augen niederschlug, sind die Masern, und der Kapellmeister könnte, des Quartetts bei dem Fürsten wegen, in Verlegenheit kommen. Auch haben wir die Fremden noch nicht zu Mittag bei uns gehabt, und so dachte ich denn — kurz, fuhr sie in einem mehr determinirten Tone fort, ich habe Frau von Koratowska nebst Sohn und den Prediger Halm eingeladen.

Englisches Kind! rief der Geheimerath erschrocken aus, diesmal hast Du's am Ende doch wol nicht getroffen. Ladet mir da ein kleines Rudel Pollaken und respektive Pietisten auf den Hals! Tausend! die Idee hätte ich Dir nicht zugetraut. Dem Kaspar sieht sie allenfalls ähnlich. — Nun, sieh nicht so böse; ich habe ja eigentlich nichts dagegen. Alle drei scharmante gute Leutchen. Frau von Koratowski oder a, denn das Zeug flektirt sich hinten, ist eine vortreffliche, ja liebenswürdige Dame, wie überhaupt die Polinnen den Pollaken weit vorzuziehn sind; sie sieht sogar dem polnischen Fräulein, mit welcher ich vor kaum dreißig Jahren in Pyrmont zusammentraf und, wie ich Dir wol anvertrauen darf, eine Art von liaison hatte, die nur durch Trennung und, wahrscheinlich beiderseitiges, Heirathen aufgelöst wurde, ausnehmend ähnlich; auch der junge Idus ist, in Betracht, daß er ein Pollake ist und mit rebellirt hat, ein sehr bescheidener und für seine Nation sehr zurückgezogener Mensch: aber Du weißt, daß ich auf den Grund gewisser Prinzipien und allgemeiner Ansichten

mit dem ganzen Wesen nicht gern was zu thun habe. Du und Halm, und mit Euch halb Europa, seid vernarrt in die Polen, und der Kaspar ist gar um des Zeugs willen nach Warschau gelaufen. Aber bedenke doch, mein Kind, und regulire in dieser Hinsicht Deinen sonst so scharfen Verstand, daß die Polen eigentlich noch gar nicht zu den cultivirten Nationen zu rechnen sind. Es gibt nur ein untrügliches Kennzeichen wahrer Civilisation, das ist Papier; nämlich der Gebrauch davon, das Beschreiben desselben, Unterschreiben, Contrasigniren und dergleichen, wozu denn Schreiber, Secretarien, Geheimeräthe und dergleichen nöthig sind, diese Bollwerke gegen Barbarei und Tyrannei. Was man Aufklärung, Freiheit, allgemeines Menschenglück nennt, das ist weiter nichts, als ein gehörig organisirtes Papierwesen. Man schicke mich zu den Lappländern oder Hottentotten; treffe ich nur ein Bureau an mit hinreichendem Papier, so bin ich so sicher, wie in Abrahams Schoos, dagegen Illegitimität, Anarchie, Rebellion, das heißt Papierlosigkeit macht alle göttlichen und menschlichen Rechte zu nichte. Die Pollaken sind mir von jeher darum zuwider gewesen, weil sie, wie schon gewissermaßen in dem Namen liegt, es immer mehr mit der Faust und dem Blute gehalten haben, als mit dem Papiere. Die Russen sind mir darin weit ehrwürdiger. Wenn man bedenkt, daß sie eigentlich doch auch nur Anfänger in der europäischen Civilisation sind, so muß man es bewundern, wie weit sie es schon mit dem Papierwesen gebracht haben. Das regiert so still und ordentlich weg, als ob die ältesten Geheimenräthe Europas in Petersburg säßen, und ohne alle anarchische Declamationen bringt ein Zettelchen von der Newa

jeden Renitenten, er weiß nicht wie, in das freilich etwas entfernte und, wie man sagt, nicht sonderlich angenehme Sibirien.

Der alte Herr hatte sich während dieser Rede merklich erhitzt, und es war sichtbar, daß er in gewisse Lieblingsansichten hineingerathen war, die er nicht gern ungründlich behandelte. Cölestine, mit seinen Eigenheiten wohl vertraut, hörte gern diesen Erguß, in der Hoffnung, des Vaters Befremdung über die geladenen Gäste, auf die doch heute gar nicht ohne Grund ihre Wahl gefallen war, werde sich auf diesem Wege geben. Ich hätte nicht gedacht, sagte sie, indem sie die klaren Augen zu dem Vater erhob, mit einem Blicke, in dem fast ein Vorwurf lag, daß Du, der sonst so Gütige und Milde, Deine politische oder diplomatische Ansicht von den Polen den Personen fühlbar machen wolltest, die ihrer Nation nur durch die derselben eigenthümlichen Tugenden angehören, die in so nahen freundschaftlichen Beziehungen zu Kaspar stehn, und gegen die wir Pflichten der Gastfreundschaft auszuüben haben.

Du hast ganz Recht, mein holdes Kind, sagte der Vater begütigend, die Koratowskis sind sehr achtungswerth, und sollen mir, da Du die Sache einmal so eingeleitet hast, sehr willkommen sein. Ich wüßte auch gar nicht, warum ich sie nicht sehr angenehm finden sollte. Sie haben die ausgezeichnetsten Eigenschaften, worunter auch die, daß sie von ihrem, aus dem polnischen Schiffbruche geretteten Vermögen überall unabhängig leben können. Aber sage mir, englisches Kind, nimmst Du denn wirklich lebhaften persönlichen Antheil an ihnen, etwa an Idus, dem hübschen Knaben, der mir gar nicht danach aussieht, als ob er, wie Kaspar faselt, bei

Ostrolenka mit gefochten hätte? — Ich bitte Dich, denn ich glaube, eine Art Verhältniß zwischen Dir und dem kleinen Sarmaten entdeckt zu haben, erkläre Dich darüber ein wenig. Ich will Dich zwar ganz und gar nicht geniren, wenn es nun einmal ans Heirathen geht, mein gutes Kind; aber ich muß Dir aufrichtig bekennen, daß mir ein deutscher Schwiegersohn lieber wäre, als so ein kleiner Weichselzopf.

Cölestine erröthete, als der Vater so sprach. Mit einiger Aufregung nahm sie dann das Wort: Zwischen mir und Idus Koratowski findet kein anderes Verhältniß statt, als darin liegt, daß er der Freund und Gefährte meines Bruders ist. Verschone mich, lieber Vater, mit Anspielungen der Art; schone auch eine unglückliche Familie von Flüchtlingen. Die Koratowska hat ihren Gatten und drei Söhne im Kampfe für ihr Vaterland verloren: dies einzige Kind hat sie gerettet, und freut sich, hier eine Heimat zu finden, weil sie unter guten Menschen zu sein glaubt. — Und nun sage mir, Vater, was Du gegen den Dritten unserer Gäste hast, da sie einmal nicht Deinen Beifall haben, gegen unsern verehrten Halm, meinen geliebten Lehrer. Du schenktest ihm ja sonst Deine Gunst und Deinen Schutz, wenn es nöthig war. Was hat er denn verschuldet, daß Du sie ihm entziehst?

Nun, verschuldet eigentlich nichts; ich habe ihn lieb, und habe ihm immer im Consistorium die Stange gehalten, obgleich er sich jederzeit sowol in der Politik als im Christenthume als einen excentrischen Kopf gezeigt hat. Aber dumme Streiche hat er genug gemacht. Aus dem Durchlauchtigsten macht er sich nichts, und sogar die landesherrlichen

Collegien stößt er vor den Kopf. Gegen unsere gottesdienstlichen und andere Anordnungen hat er hartnäckigen Widerspruch erhoben. Man sieht, wie die Anarchie um sich greift. Wozu hätten wir denn die sämmtlichen Kirchengüter eingezogen und verwendeten einen nicht unbedeutenden Theil der Einkünfte auf die Kirchen, wenn wir nicht erwarteten, daß wir ein gehöriges Regiment über alle die geistlichen Subjekte führen würden, die wir zu Staatsdienern erhoben haben? Nun sieh, gegen solche durch fürstlichen Willen, Geheimeräthe und Consistorien geheiligte Ansichten hat Halm mehr als einmal protestirt, und uns nicht undeutlich zu verstehen gegeben, wir seien Unchristen, Papisten und dergleichen. Ist Serenissimus etwa kein Christ? und sind nicht, wie man doch legitimer Weise in diesem Lande annehmen muß, die Consistorialräthe Christen in der höchsten Potenz? — Solche Verhältnisse kann nur ein gefährlicher Phantast verkennen. Auch in seinen Predigten trägt Halm bedenkliche Sachen vor. Neulich hat er die Auferweckung von Jairi Töchterlein, wie uns denunciirt worden ist, ins Politische verkehrt. Es sei zwar jetzt Alles bei uns ganz ruhig, soll er gemeint haben, aber das sei nur ein scheinbarer Tod, ein Schlaf, aus dem man früh oder spät erwachen werde, denn es sei noch ein Gott da, welcher zum Schrecken der Bösen und Tyrannen die Völker bei der Hand nehme und spreche: Stehet auf! — Dies heißt doch nun geradezu den Aufstand gepredigt. Dazu kommt noch, daß die beiden geistlichen Räthe, von denen der Eine ein Supernaturalist, der Andere ein Nationalist ist, einstimmig behaupten, daß Halm nicht einmal in der Dogmatik einer der bestehenden Legitimitäten angehöre. Hier-

nach kannst Du Dir vorstellen, einen wie harten Stand ich hatte, wenn ich ihn vertheidigte, was ich aus Rücksicht für ihn und Liebe zu Dir redlich gethan habe. Aber wie es in einem regelmäßigen Collegium zu gehn pflegt, man wird abvotirt, und damit gut. Ich will es Dir nicht verschweigen, daß gestern Halm's Suspension von Amte, welcher vielleicht die Absetzung folgen wird, ausgefertigt worden ist, woraus Du denn abnehmen kannst, daß ich ihn heute nicht allzugern als Gast sehe.

Wie? rief Cölestine aus, indem sie bleich und erschrocken zurücktrat, suspendiren? absetzen? Sie wagen es, diese kleinen boshaften Menschen, die nur der Neid treibt und der angeborne Haß gegen alles Große und Heilige, meinen theuern Halm zu richten und zu verdammen? — Und Du sagst mir so spät oder zu spät etwas davon? Du hast ihn gegen die reguläre Schlechtigkeit der Collegen nicht zu schützen vermocht —

Hier wurde sie durch ihre Thränen unterbrochen. Der lebhafte Schmerz, dem sie sich ohne Rückhalt überließ, verrieth deutlich genug, daß ihre Theilnahme an dem Prediger größer und inniger war, als sie bis dahin vielleicht selbst gewußt hatte. Der Vater war überrascht, die Tochter in einer ihr sonst ganz fremden Aufregung zu erblicken. Er gerieth in nicht geringe Angst, und von Zärtlichkeit angetrieben, sagte und versprach er bald Alles, was nur irgend der Beunruhigten tröstlich sein konnte. Laß doch gut sein, mein Engelskind, sagte er liebkosend, die Sache ist vielleicht noch nicht so schlimm, wie sie aussieht. In der heutigen Session wird sie wol wieder zur Sprache kommen, und ich will für Halm Alles thun, was in meinen Kräften steht. Wer

hätte denn denken können, daß Du den schwächlichen weinerlichen Menschen so lieb hast, und gar um ihn weinen würdest, wenn man ihm zu Leibe will, Du hast Dich ja darüber nie expectorirt. Er hat Dich unterrichtet und confirmirt; da war's denn ganz natürlich, daß Du ihn sehr verehrtest, aber ich dachte immer, das wäre nur so eine geistliche Verehrung. Ich sehe jetzt, die Sache ist anders. Willst Du den Prediger etwa gar heirathen? Sprich doch, meine Tina — denn in diesem Falle kann man ihn doch nicht absetzen, das würde sich für meinen Schwiegersohn nicht schicken —

Cölestine hielt hier dem Vater den Mund zu. Böser Vater! sagte sie, und lächelte wieder durch die Thränen, Du hast es heute darauf angelegt, mich zu quälen, und das solltest Du doch an Deinem Wiegenfeste am wenigsten thun. Erst setzest Du meine Geladenen herunter, und dann ist von Heirathen und Absetzen die Rede, als ob Nichts dazwischen läge. Du willst wol gar noch dem Prediger bei Amtsverlust befehlen, mich zur Frau zu nehmen? — Uebrigens halte ich Dich beim Worte, Du hast versprochen, noch heute den abscheulichen Herren Collegen den Kopf zurecht zu setzen und den armen Halm ihren Klauen zu entreißen. Es muß Dir gelingen, ich nehme keine Entschuldigung an, sie dürfen Dich nicht abvotiren. Muß denn immer votirt sein? Die herzlosen Menschen votiren einem ja am Ende noch Glaube, Liebe und Leben ab. Wenn Ihr dem Prediger ein Haar krümmt, so mag ich von Eurer papiernen Legitimität nichts mehr wissen und gehe mit Idus nach Paris.

Nun hat sie wieder den Idus im Munde, murmelte der Geheimerath halb für sich hin. — Her-

zenskind, Du kommst da wieder auf den kleinen Polen — wenn ich doch nur Deine eigentliche Herzensmeinung wüßte, welcher von den Beiden — —; wie gesagt, Halm ist mir lieber, er ist am Orte, der Kirchenrath alt — nun, werde nicht wieder roth! — Es wird sich Alles machen, das Absetzen unterbleibt. Jetzt ist es aber die höchste Zeit, daß ich gehe. Lebe wohl, mein Engelchen, wisch Dir die Aeuglein aus und schaff Dir ein lustiges Gesicht zu Tische. Du lieber Gott, wer weiß, ob ich diesen Tag noch einmal erlebe. Die verwünschte Cholera kommt ja immer näher, und bei meiner Disposition fürchte ich Alles. Gut ist's doch, daß wir den Kaspar jetzt hier haben. Auch dem Fürsten ist es lieb. Der Junge kann bei der Gelegenheit in die Höhe kommen. Ich hätte nicht gedacht, als der Windbeutel so gut wie davon lief, nach Warschau mitten in die Pest und Rebellion hinein, daß der dumme Streich auch sein Gutes haben werde. Aber nun sieh den Pflichtvergessenen! Er hat mir noch nicht einmal gratulirt.

Ich habe ihn diesen Morgen nur flüchtig gesehn; sagte Cölestine; er sagte, daß er sich noch mit dem Angebinde für Dich beschäftige.

Ei ja, Angebinde, meinte der Vater; das sieht dem Schalke ähnlich; nichts als lose Streiche hat der Bursche im Kopfe. Erst gestern habe ich einen neuen von ihm erfahren. Wie er schon immer, seit der unglückliche Kaspar Hauser in Nürnberg einzog, mit seinem Namen ein Spiel trieb, so hat er vor etwa acht Tagen einem Engländer, der drüben im Löwen logirte, weisgemacht, er sei eben das Findelkind, nur dürfe er sich, weil sein unnatürlicher, endlich ermittelter Vater es so wolle, hinten nicht mit

dem r schreiben, damit durch diese Namensverstümmelung die ganze Geschichte in Vergessenheit gerathe. — Wahrlich, wenn der Junge nicht im Uebrigen ein tüchtiger Kerl wäre, und etwas gelernt hätte, und wenn die Cholera nicht gerade vor den Thoren wäre, verdiente er wol fortgejagt zu werden.

Indem der Geheimerath dies sagte, öffnete sich die Thüre, und ein junger Mann trat ein in sonderbarer Stellung. An einem Riemen trug er auf dem Rücken einen ungeheuern Stoß Akten, und keuchend, so schien es wenigstens, schlich er unter der Last einher. Nachdem er in der Mitte des Zimmers angekommen war, warf er nicht ohne bedeutendes Geräusch die Papiere gerade vor die Füße des alten Herrn, kniete dann auf eine possirliche Art darauf nieder und sprach: O mein besonders verehrter Vater, ich kann nicht umhin, Dir an dem heutigen für uns Alle so besonders wichtigen Tage meine Gratulation keinesweges vorzuenthalten. Ich wünsche besonders, daß Du dieses Dein 63jähriges Lebensjubiläum recht bald wieder feiern mögest, ohne durch die Cholera incommodirt zu werden. Um den letztlich erwähnten traurigen Fall im Voraus möglichst zu beseitigen, knie ich hier auf der cholerischen Intelligenz der gebildetsten Nationen des Erdkreises, und bringe sie Dir als nicht ohne Mühsal und Schweiß aktenmäßig zusammengeheftete Recepte, Verordnungen, Reglements, Broschüren, Bücher, Karten, Kupferstiche und Caricaturen, in 7 Zungen, demüthig gratulirend dar. Auch habe ich ein Carmen auf diesen feierlichen Tag gemacht, und dazu, um das Angenehme mit dem Nützlichen zu vermischen, denselben Stoff gewählt, welcher unter mir in den Akten vorliegt. Ich habe mich aber des Reichthums

der Materie wegen auf die anticholerischen Mittel beschränkt, und diese ganz einfach und ohne Schmuck in folgende Distichen gebracht: Sie lauten also:

Ipekakuanah, Quecksilber, Aderlaß, Wismuth;
Mäßigkeit und Diät oder auch einiges Blei —

Halt ein mit Deinem schlechten Witze, unterbrach der Geheimerath, welcher dem Sohne lächelnd zürnte. Unsinn im Kopfe und da unter den Beinen, wie ich wetten wollte, nichts als leeres Papier.

Du verkennst mich, Hochverehrter, sagte Kaspar ernsthaft, indem er aufstand und die Blätter auseinanderschlug. Sieh selbst her, und bemerke die gedruckten Blüten aller möglichen cholerischen Wissenschaft. Wahrlich, ich sage Dir, wenn Du Alles dies Wort für Wort durchliesest, wird nie eine Pest über Dich kommen, denn Du wirst unsterblich sein.

Der Geheimerath that nun wirklich einige Blicke in die Papiere, und nicht unbefriedigte, denn sie begegneten in der That den renommirtesten Schriften über den Gegenstand. Diesmal meinst Du es im Ernste gut, sagte er dann freundlich zu Kaspar, und die Aufmerksamkeit, die Du mir hier erzeigst, soll Dir auf der Rechnung Deiner dummen Streiche zu Gute kommen. — Nun, nach der Session ein Weiteres. Lebt wohl, meine guten Kinder. — Dabei küßte er Cölestinen, und was selten geschah, auch Kaspar, und verließ die Geschwister, die sich nicht ungern allein sahn, weil sie einander Manches zu sagen hatten.

Hohe Monarchin dieses Hauses, begann Kaspar, folglich auch dieses, welches oder vielmehr welcher hier vor Dir steht, habe ich meine Sache nicht gut gemacht? Habe ich nicht auf die diplomatischste Weise

das Herz des alten werthen Geburtstagskindes windelweich in Liebe zu mir zergehn lassen? Blüht mir nicht aus diesen Choleraakten ein schöner Tag, auf den ich lange gepaßt habe, ein Tag der väterlichen Rührung und Milde, welche ein Glück zulächeln wird, selbst wenn es pollakischen Ursprungs sein sollte? O gesegnet seien diese November-Idus, gesegnet für Idus Koratowski und für mich! — Siehst Du, meine Himmlische, daß noch Alles sehr gut ablaufen wird, und daß es von den vortrefflichsten Folgen ist, wenn man zuweilen seinen eigenen Einfällen ohne sonderliche Reflexion nachgibt? Als ich Euch im Frühlinge davonlief, dachte ich selbst nicht, daß der Herbst so schöne Frucht tragen werde. Aber eine entfernte Ahnung muß mich doch nach Polen getrieben haben, daß ich mitten in den ungeheuern Schicksalen, die über das Land herstürzten, auch ein kleines, nettes, süßes Schicksalchen bei dem Schopfe fassen und mit mir führen könnte. Vielleicht haben die großen Verhängnisse mir dienen müssen; sie waren nur dazu da, ein kleines Herz zu dem andern zu führen, die einander sonst nie gefunden hätten; einsame Sonnen, die einander suchten, um als Doppelsterne eine himmlische Ehe einzugehen, bei welcher Gelegenheit denn freilich verschiedene Welten in Collision kamen und drauf gingen. In der Geschichte hat, nach unseres Halm's Lehre, Alles sein Gutes; aus dem größten und abscheulichsten Getümmel kommt doch irgendwo ein hübsches Bild zum Vorschein; die Wellen wogen wild in einander, daß sie wie lauter Mord und Todschlag aussehn, aber man nehme nur den rechten Standpunkt, und man wird leicht hier oder da Aphrodite dem tollen Tumulte entsteigen sehn.

Ich wünsche es mit Dir von Herzen, sagte Cöle-

stine, welche sinnend vor sich hinsah und in den muntern Ton des Bruders keinesweges einstimmte, daß das Glück, welches Du Dir erobert hast, an dem heutigen Tage auf legitimem Wege bestätigt werde, damit endlich einmal dieser Zustand der Intrigue aufhört, an der ich eigentlich gar nicht hätte Theil nehmen sollen, da sie gegen den Vater gerichtet ist.

Ei, ei, erwiederte Kaspar betroffen, Du bist ja heute so ernsthaft und bedenklich, daß man die Sceptertragende, die Königin von Gottes Gnaden nicht wiedererkennt, die in diesem Hause kein Gewissen nöthig hat. — Aber sage mir, Schwester, da Du wirklich fast böse aussiehst, entziehst Du uns etwa Deine Gunst? Haben die Koratowskis, habe ich selbst Dich beleidigt? Fast muß ich es glauben, da Du dasjenige Intrigue nennst, was einem Vourtheile des Vaters mein Lebensglück abgewinnen soll. — Nein, liebe Cölestine, fuhr er ernsthafter fort, sprich nicht so, wie es gar nicht aus Deinem Herzen kommen kann. Als ich auf der Brücke von Ostrolenka Michael und Joseph Koratowski fallen sah, als ich Stanislaus, den zum Tode verwundeten Freund nach Warschau in die Arme der unglücklichen Mutter brachte, an seinem Schmerzenslager die Hülfsquellen der Kunst und der Freundschaft vergebens erschöpfte, aber indem ich den Freund verlor, die Liebe fand, als ich dann den Trauernden ein neues Vaterland in meiner Heimath verhieß: da zählte ich im voraus auf Dein Herz, Cölestine, und ich wußte wohl, daß, wenn meine lieben Flüchtlinge in Dein Gesicht gesehn haben würden, sie nicht mehr in der Fremde zu sein glauben dürften. Ich habe mich auch nicht getäuscht — Aber wie? was ist Dir? Du weinst? —

Wirklich traten Cölestinen aufs Neue die Thränen in die Augen, kaum getrocknet durch des Vaters Zusicherungen, welche Halm betrafen. Aber es lag in dem Schmerze, den sie jetzt bezeugten, zugleich ein Unwille, welchen sie dem Bruder nicht verhehlen konnte. Meine Theilnahme, sprach sie, meine Liebe für Deine Schützlinge sind unvermindert; Du darfst es wol nicht bereuen, mich zur Genossin, zur Helferin Deiner Angelegenheiten gemacht zu haben, deren Geheimnisse, wie ich hoffe, heute noch in Deinem Glücke ihr Ende finden werden. Aber bist Du denn so ganz und gar mit Dir selbst beschäftigt, daß Du keinen Blick mehr für das Ergehn Anderer hast? Wo ist denn Deine von Dir selbst so angepriesene und hochgestellte Freundschaft für Halm, daß Du Dich nicht darum bekümmert hast, was ihm droht, ihm, der so viel besser und herrlicher ist als wir Alle, der in einer fortgehenden Opferung sich selbst nur zu sehr vergißt, weshalb ihn auch die fremde herzensharte Welt verstößt oder einsam stehn läßt, wie Du, den die Liebe selbst zum Egoisten gemacht hat. Du hast ja sonst einen scharfen Blick, und weißt Alles, was vorgeht, auch die Geheimnisse der Geheimenräthe; wie hast Du nun gerade jetzt den bedrängten Freund aus dem Auge gelassen? Wenigstens hast Du mir nichts mitgetheilt, was mir hätte Besorgnisse einflößen können, und heute erst, nur durch eine zufällige Eröffnung des Vaters habe ich erfahren, in wie bedenklicher Lage sich der Verfolgte befindet.

Ich verdiene, erwiederte Kaspar der Zürnenden, Deine Vorwürfe wenigstens zum Theil, obschon ich nicht ganz so egoistisch mich der Freundschaft entzogen habe, wie Du meinst. Ich habe mir immer

Mühe gegeben, unseren Halm von Aeußerungen und Schritten zurückzuhalten, die in dieser philisterhaften Welt ihm nicht anders als gefährlich sein können. Hier, wie vor Jahren auf der Universität, war ich gern das Mittelglied, welches diesen seine eigene ideale Bahn laufenden Kometen mit dem ordinären Planetensysteme zu verbinden suchte. Aber oft war mein Bemühn vergeblich. In diesem wunderbaren Menschen streiten zwei Wesen mit einander. Wenn ich die Kraft seines Geistes, die Energie seiner Anschauung und seiner Rede, wenn sie das Höchste erfaßt und überwältigt, mit der Schwäche des Körpers, dem Ungeschicke und der Furchtsamkeit, die ihn den kleinen Angriffen des Lebens wehrlos hingeben, vergleiche, wenn ich die Hülle des mächtigen Geistes, wie einer fremden Gewalt verfallen, zittern und zucken sehe, so muß ich ihn für behext halten. Dies ist eine Krankheit, die ich in meinen Heften nirgends gehörig beschrieben finde, und für welche es kein Heilmittel gibt, als irgend ein verborgenes Wort der Beschwörung, welches den Zauber löst. Ich war immer besorgt, daß die Papiermänner, wie sie der Vater selbst nennt, aus angeborner Feindschaft gegen jeden großen und selbständigen Gedanken Jemanden nicht unangetastet lassen würden, der fast nichts ist, als Gedanke. Aber ich habe nicht gedacht, daß die Bedächtigen und Furchtsamen einen so ernsthaften Angriff auf ihn wagen würden. Erst gestern Abend habe ich davon gehört, und bin eben im Begriff, Halm aufzusuchen, um mit ihm geeignete Maßregeln zu besprechen, welche den Feind unschädlich machen sollen.

Für dies Mal, sagte Cölestine, wird hoffentlich Dein etwas pomphaft angekündigtes Patronat, mein

mächtiger Bruder, sich nicht sonderlich glänzend erweisen können. Die Freundin ist dem Freunde zuvorgekommen und das Beste schon gethan. Der Vater hat mir versprechen müssen, noch heute der Angelegenheit Halm's eine andere Wendung zu geben, und er kann es, wenn er nur seinen Einfluß geltend machen will. Dennoch wirst Du etwas Gutes und Freundschaftliches thun, wenn Du dem Bedrängten, der wahrscheinlich noch kein amtliches Ungnadenpapier in Händen hat, von dem wahren Stande der Sache einigermaßen unterrichtest, wenn Du ihm vorläufig eine gewisse Zurückhaltung anräthst, besonders für heute dem Vater gegenüber, damit er ihm nicht geradezu, wie schon oft geschehn, als ein Schwärmer und Rebell erscheint, endlich wenn Du ihm sagst, daß er sich doch wol hier und da ein wenig herunterstimmen kann, wäre es auch nur aus Rücksicht für die Sorge, die er theilnehmenden Freunden macht.

O selbstherrschende Gebieterin, sagte Kaspar, die Du nun schon Alles für den Freund gethan hast, sodaß mir Armen nichts Wesentliches mehr übrig bleibt — darf ich unserem Halm nicht noch etwas sagen, was ihm wichtiger, erhebender sein wird, als Alles, was Du mir aufträgst? Längst schon hatte ich vor, ihn auf gewisse, ihn betreffende Herzensempfindungen speciell hinzuweisen, denn er selbst wagt nicht, dem Glücke nahe zu treten, welches sich ihm aufthut. Nur auf Dein Verbot habe ich es unterlassen; die Folge davon ist, daß er sich seit einiger Zeit zurückhaltender als je beträgt, und in Deine Augen wie in ferne unerreichbare Sterne mit resignirter Sehnsucht blickt.

Das ist mir nicht entgangen, erwiederte Cölestine

erröthend, und ich weiß nicht, wie viel ich von dieser Zurückhaltung auf die Rechnung Deines Idus setzen muß. Es wäre doch wol besser gewesen, wir hätten Halm von Allem unterrichtet. Aber wie kann er nur den Gedanken fassen, daß irgend etwas mich ihm entfremden könnte! Ich gehöre ihm ja ganz an, und ich weiß auch, daß er mir gehört. — Ja, lieber Bruder, wenn dies ihn ermuthigen, aufrichten kann, so nimm ihm jedes Bedenken, und sage ihm, daß ich ihn liebe. — O wie sollte ich ihn denn nicht von ganzer Seele lieben, den Herrlichen, da ihm Alles gehört, was ich habe? Alle guten und edeln Gedanken, die mich bewegen, sind sein; seine Rede hat die schlummernden zum Leben erweckt, alle meine Gefühle gereinigt und erhöht. Wenn er mich in die Natur, die Geschichte, die heilige Schrift blicken ließ, ihren Sinn mir aufschloß: da war es, als höbe er die Decke aller Geheimnisse. Alles Verborgene war aufgethan, auch meine eigene Seele wurde aus dem träumerischen Dasein zum Bewußtsein geboren. Da merkte ich auch, daß, obgleich er mir Alles gab, in mir doch auch etwas für ihn da sei, was er als Gewinn hinnehmen könnte. O wie oft, wenn ich ihn in dem kleinen Streite mit der Welt ohne Sieg kämpfen, fast sich selbst verlieren sah, habe ich gedacht, daß ich, die Geringe, dem hohen Manne Kraft und Hülfe bieten könnte!

Sie sprach dies mit aller Lebhaftigkeit einer Prophetin und Liebenden zugleich. Ihre tiefblauen Augen stralten in Begeisterung und Hingebung. Die schönen Züge schienen in demselben Augenblicke die Verwandlung des Kindes in die Jungfrau zu feiern. Das leichte Lächeln spielt nicht mehr wie über die Oberfläche der klaren Flut hin, welche Alles, was

hineinblickt, wiederscheint, sondern ein eigenes Licht leuchtet aus der Tiefe, und dem Beschauenden tritt aus den bewegten Wellen eine fremde aber lockende Gestalt entgegen. — Cölestine war selbst von der Aufregung überrascht, mit welcher sie von Halm und ihrer Liebe zu ihm zu dem wenig sentimentalen Bruder sprach, und welche ihrer Natur, wenigstens in solcher Aeußerung fremd war. Dem mehr auf die That, heiteres Streben, gerichteten Sinne war jede blos leidentliche Gefühlsstimmung unbehaglich: sie versetzte sich mit einiger Gewaltsamkeit in eine andere, und indem sie unter allerlei Scherzen den Bruder fortdrängte, gestattete sie ihm nicht, auf den Gegenstand ihres Gesprächs zurückzukommen. Aber als sie Kaspar verlassen hatte, suchte sie vergebens in häuslichen Anordnungen, wie sie etwa der heute besonders reich und zierlich auszustattende Mittagstisch nöthig machte, eine Art von Zerstreuung: das einmal aufgeregte Gefühl gab seine Gewalt nicht auf; offenbar hatte die durch den Vater hervorgerufene Besorgniß für den Gegenstand einer stillen und tiefen Neigung dieser selbst alle Macht der Leidenschaft gegeben.

In dieser Stimmung noch wurde sie von Frau von Koratowski angetroffen, welche mit ihrem Sohne sich früh genug einstellte, um mit der nach kurzer Bekanntschaft liebgewonnenen Deutschen Vertrauliches zu reden, ehe noch die Gesellschaft sie störte. Die ziemlich bejahrte Frau mußte von ausgezeichneter Schönheit gewesen sein; was die Jahre davon übrig gelassen hatten, das hatten große Schmerzen, die aus dem blassen Gesicht sprachen, eher veredelt als vernichtet. Sie sprach wenig und unbeholfen deutsch, aber außer dem eigenen Wohllaute, welchen

das Deutsche in dem Munde der Polen anzunehmen pflegt, lag eine besondere Weichheit in ihrer Stimme, welche anzog und rührte. Es war, als ob die ganze Geschichte ihres unglücklichen Vaterlandes darin wiederklänge, Töne aus dem großen Grabe, welches auch ihre Söhne deckte. Heute, letztes Mal vielleicht, sagte sie, indem sie Cölestinen mit Herzlichkeit umarmte, werde ich hier sein. Ich möchte Abschied nehmen. Ich will gern bei Ihnen bleiben — O! die Deutschen sind sehr gut, auch gut für mein Vaterland — aber Ihr Vater will nicht die Polen, und ich mag nicht in der Familie stören, wenn auch mein Kind Schmerz hat. Denn wir lernen tragen die Schmerzen.

O sprechen Sie nicht von Trennung, antwortete Cölestine; Sie werden hier bleiben, Sie werden eine neue Heimath finden bei uns, in unserer Liebe. Ein leicht zu beseitigendes Vorurtheil hat den Vater eingenommen; aber es geht Alles gut. Gewiß, heute noch, wie Ihnen Kaspar gesagt hat, wird Alles sich nach unsern Wünschen gestalten.

Ihr Bruder, sagte die Polin, ist sehr guter treuer Freund; ich traue auf ihn, viel bin ich ihm dankbar, und ich habe gethan, wie er gewollt hat. Aber doch ist schwer zu bleiben, wenn mit Widerwillen des Vaters und Anderer. Die regierenden Personen denken nicht, wie die übrigen Deutschen. Heute erst hat man mir gesagt, daß Ihr Prediger, der gute schöne Mann, dem ich so gern zuhöre, soll hart behandelt werden, weil er Schmerz hat mit den Polen.

Der junge Koratowski hatte bis jetzt geschwiegen, obschon er sich zum Reden gedrungen zu fühlen schien. Dem Ansehn nach war er kaum 17 Jahr alt: die schmächtige Gestalt zeigte wenig Kriegerisches, und

wenn er, wie Kaspar erzählte, bei Ostrolenka mitgefochten oder vielleicht wenigstens, wie alle übrigen patriotischen Bewohner Warschaus, in den Verschanzungen gearbeitet hatte, so zeigten weder die Hände noch das liebliche zarte Gesicht Spuren solcher Anstrengungen. Dennoch blickte ein feuriger Muth aus seinen Augen, und tönte von den bartlosen rosigen Lippen. Wenn er das blühende von dunkelblonden Locken umwallte Haupt mit stolzer Zuversicht erhob, lag es nahe zu denken, daß der Gott des Krieges auch in dieser feinen Knabengestalt zu erscheinen sich gefallen könnte. Laß doch, liebe Mutter, begann er eifrig, die Besorgnisse fahren, die Du immer hegst, was ich auch sagen mag. Wir haben ja Kaspar, und dürfen nicht fürchten; er wird Alles ausführen, wie er gesagt hat. Ich denke nicht mehr an eine Angst, seitdem er Freund ist und Führer in dem fremden Lande. — Aber wie sehr danke ich Ihnen, liebe Freundin, daß Sie mir das Gedicht gegeben haben von Ihrem lieben Prediger, den man verfolgt. O wie starke Liebe ist darin für mein armes Vaterland! Hätten sie solche Gedanken gehört, würden sie sich geschämt haben zu verrathen.

Indem Idus diese Worte an Cölestine richtete, deren Bewegung durch die wiederholte Erwähnung der Lage Halm's nicht vermindert werden konnte, zog er ein Papier hervor, und las, wie von einem unwiderstehlichen Antriebe gedrungen, die folgenden Verse mit im Verlauf immer wachsender Begeisterung.

Wie einst todeswund Thaddäus über Polen rief das Ende,
Ruft jetzt Polen seinen Anfang, daß sich das Verhängniß wende.

Auf, erhebe Dich aufs Neue, Du gedrücktes Volk der Schmerzen:
Wär' von Dreien ein Verräther und der Andre schwach im Herzen,
Nun so mag des Dritten Flamme den Verräther rasch verzehren,
Und den Schwachen neu mit starker Vaterlandesglut bewehren,
Daß die heil'ge Flamme schützend rings umlodre den Altar,
Heil verkündend dem geweihten, aber Tod dem fremden Aar!

Nicht für felsgethürmte Burgen, nicht für grüne Rebenhügel,
Die anmuthig ihre Bilder schaun in klarer Wellen Spiegel,
Zogen wir die schnellen Säbel: aber durch das kalte Land
Düstrer Wälder und Moräste tönt der Name Vaterland; —
Aber durch die Nacht der dunkeln Fichten und die öden Weiten
Sahn die heilige Gestalt der Freiheit wir gebietend schreiten —
Hörten durch die Wälder brausend ihr Gebot, und die da schliefen,
Unsre Väter in den Gräbern grollend ihre Söhne riefen
Auf, zum Kampfe ihrer Ehre; denn in dem geweihten Lande
Leiden Qual die freien Todten unter Fußtritten der Schande.

Barbarei hat in der Steppe neu das alte Werk begonnen:
Tod den Blüten, die aus Blutsaat die Jahrhunhunderte gewonnen!
Und der böse Geist des Nordens hat sich an der Ostsee Strand
Ein gewaltig Haus erbauet: doch der Zauber ist gebannt;
An der Newa Eisburg warf die Freiheitsonne ihre Flammen,
Und in ihrer Glut gelöset bricht der stolze Bau zusammen.

Nicht den Fürsten durften nahn die widerspenstigen Heloten,
Und doch sandten gute Männer wir als unsre Ehrenboten.
An die Kaiserburg, die alte, klopfte Sobieski an:
Doch es ward des alten Helfers Hülferuf nicht aufgethan.
KosczIusko mußte leise in dem Hause Friedrichs fragen:
Ob unausgelöscht Befleckung soll die Ehrenkrone tragen.
Doch so trübe Angesichter sind bei Hofe unwillkommen,
Und ihr mahnendes Geflüster wird von Schreibern nicht vernommen.
Kommt zurück, Ihr bleichen Helden, in das Land, das Euch geboren,
Seid Mitkämpfer den Verlaßnen, dann ist Polen nicht verloren!
Kommt Ihr Andern Alle, welche an den fernen Küsten sanken,

Todtesopfer für das eitle zungenfalsche Volk der Franken;
Bettelt nicht um ihre Hülfe, aber ruft's in ihre Ohren,
Daß die Rühmer ihrer Ehre ihrer Ehre Ruhm verloren.

Schirme du uns starke Flut des heil'gen Stromes der Sarmaten!
Oder will auch deine Welle treulos uns dem Feind verrathen?
Oder schlummert nur der finstre Geist in Tiefe deiner Wogen,
Der in unglücksel'gem Zwiespalt die Begeistrung oft betrogen?
Nein, in unlösbarem Bunde wirst du deine Söhne einen,
Und aufjubelnd die erkämpften freien Ufer wieder-scheinen.
Aber machen die Geschicke unsre Hoffnungen zu Schanden,
Dann mag deine Woge zürnend hin an alle Ufer branden,
Hin an stolzer Briten Küste, daß sie zittern; übers Meer
Rolle der Atlantis freien Söhnen zu die grause Mähr!
Ruf' es in der Völker Träume, daß ein Traum auch die Geschichte
Und unhörbar ewig ist die Stimme Gottes im Gerichte!

Idus hatte das Gedicht mit der Begeistrung vorgetragen, welche der Inhalt in einem jungen Polen

erwecken mußte. Aber die Theilnahme an der Sache überwältigte ihn zuletzt ganz und gar, und die Stimme wurde durch Thränen unterbrochen. Die Verheißung des Dichters, an der Erfüllung zu halten, war ergreifend für die Flüchtlinge, die so viel Theures in dem verlornen Vaterlande zurückgelassen hatten. Cölestine, mitgerührt, beruhigte, tröstete sie auf alle Weise, und hatte, mit diesem Liebeswerke beschäftigt, im ersten Augenblicke kaum darauf Acht, daß die Thür des Zimmers sich öffnete.

Kaspar hatte bald die Predigerwohnung erreicht. Nach seiner Art stürmte er ohne Weiteres in das Zimmer, welches Halm bewohnte. Dieser fuhr bei des Freundes Eintreten erschreckt von seinem Sitze auf, aus Träumereien, in die er versunken war. Den Kopf in die Hand gestützt, hatte er ein Zeitungsblatt in der Hand, welches ihm, nach den trüben Blicken zu urtheilen, die er darauf richtete, zu traurigen Betrachtungen Veranlassung gegeben haben mochte. In dieser Stellung, und auch dann, als er vor Schreck noch fast zitternd vor Kaspar stand, mit dem überflorten Gesicht und der in sich versinkenden Gestalt, sah er eher einem in kummervoller Einsamkeit Jahre lang Gefangenen ähnlich, als einem jungen Manne in der Blüte unversehrter Kraft. Zu einer solchen Erscheinung stimmte ganz die wenig heitere Umgebung. Dunkelfarbige Wände, niedrige Fenster, welche nur die düstere Mauer der nahe gegenüberstehenden Kirche hereinblicken ließen, bewirkten eine trübe Dämmerung, in welcher man erst heimisch werden mußte, um das ärmliche Geräth wahrzunehmen und die Bücher, welche in unscheinbaren Bänden die eine Wand des Gemachs einnahmen. Erst nach geraumer Zeit konnte der Einge-

tretene bemerken, daß es dieser Ausrüstung nicht ganz an einer Kunstzierde fehlte. Ueber dem Arbeitstische des Predigers hing eine alte Copie von Guido Reni's dornengekröntem Heilande. Das Bild würde in diesem Lichte leicht sich jedem Blicke entzogen haben, wenn nicht aus der gemeinsamen Nacht der Leinwand und ihrer Umgebung das schmerzensbleiche Antlitz jene wunderbaren wehmatten und doch liebeleuchtenden Augen wie vergehende Sterne hätte scheinen lassen. Sie suchen sich die menschlichen Augen, um noch einmal hineinzublicken, wiederum auch verlangend, daß man noch einmal in ihre eigene Tiefe schaue, ehe der letzte Liebesstral im Tode verlösche. Dem einsamen Bewohner dieses Gemachs mochten sie oft schon die alleinigen Tröster gewesen sein, stille Zeugen seiner Studien und Schmerzen. Solcher Aufrichtung bedurfte Halm, wie leicht bemerken konnte, wer in seine milden, matten, denen des Bildes ähnlichen Augen sah, denen alles Andere in seiner Erscheinung entsprach. Eine seltsame Mischung von Weiche und Männlichkeit zeichnete das schöne Gesicht aus. Die Züge waren fein und bestimmt, die Augenbrauen kräftig gebogen, die hohe weiße Stirn von dunkelbraunen Locken, die sich sanft anschmiegten und hineinzogen, gehoben; aber der schwärmerische Blick und der Ausdruck eines geheimen Schmerzes, welcher das blasse Gesicht überschleierte, zerstörten die Wirkung jener Ausstattung, ebenso wie die hohe, schlanke Gestalt ohne Kraft und Haltung in sich zusammenfiel. Es war, als ob in irgend einer Verirrung eine weiche weibliche Seele in diese ihr fremde Wohnung gekommen wäre, ohne die Herrschaft gewinnen zu können. Und doch flammte zuweilen, wenn er sprach, ein kühnes Feuer auf und

erhöhte Gesicht und Gestalt. Dann erst schien der Körper dem innern Wesen unterthan, und die durch ein feindseliges Mittel getrennten Mächte ihre siegreiche Vereinigung zu feiern.

Nun, Du holdseliges Jammergesicht, sagte Kaspar lächend, Du scheinst mir wieder einmal in tiefer Wehmuth zu schwelgen, und die wunderbar seligsten Schmerzen über die allgemeine Weltgeschichte zu genießen, wovon Du da ein Stück in der Hand hast, etwa Don Miguel wohlgemuth spazieren reitend, oder eine österreichsche Wachparade in Bologna, oder einen russischen General auf einem Ball zu Warschau .... Du hast mir erst vor wenigen Tagen gesagt, daß Du jetzt die politischen Schmerzen, besonders die polnischen, glücklich unter Dir oder hinter Dir hättest; aber das Uebel scheint bei Dir chronischer Art zu sein und in einem fehlerhaften Organismus zu liegen, der sich in die gegenwärtige allgemeine Constitution und Constellation nicht zu schicken weiß. Dann ist Diät die Hauptsache. Nichts kann Dich retten, als die auch in politischen Uebeln jetzt so sehr beliebte Entziehungskur. Vor allen Dingen lies keine Zeitungen, in welchen nicht ein gediegener Censor mächtig gewaltet hat und alles allzu Kräftige und Hitzige milde weggenommen; aber auch in den so diätetisch präparirten Blättern nimm fürlieb mit den Ernennungen, Ordensverleihungen und dem Befinden, dessen sich hohe Personen zu erfreuen geruhn; genieße besonders das Hinterste, die Verlobungen, glücklichen Entbindungen, das Ganze der Schafzucht und den wohlerfahrnen Kammerjäger. Dies sind die Blüten der Literatur und der neusten Weltbegebenheiten. Wenn Du vorn mit Enthaltsamkeit die Politik überschlägst, so freue Dich hin-

ten, daß Du keinen Steckbrief liesest, in welchem es auf Deine eigene rebellische Person abgesehn ist. — Setzen wir uns, denn ich habe Manches mit Dir zu reden.

Du erfreust mich, sagte der Prediger, wenn Du mir recht viel zu sagen hast. Deine Rede hat immer etwas Tröstliches und Stärkendes für mich. Ich finde in Dir Alles, was mir fehlt. Für allen Jammer habe ich nur Gefühl und Thränen, wie ein Weib. Du hast, wie Du auch scherzen magst, die Kraft und die That. Warum bin ich nicht, wie Du, nach Warschau gegangen!

Ei ja, entgegnete Kaspar lachend, etwa um Polen durch einen Deiner welthistorischen Gedanken zu retten. Verzeih, Du hast viele schätzbare Gaben, aber ein großer General scheint mir eben nicht in Dir zu stecken. Was mich betrifft, so weißt Du, daß mich eigentlich die Cholera nach Warschau trieb. Nebenbei will ich nicht leugnen, daß mich der große Nationalspectakel anlockte, und daß es mir einigen Spaß gemacht hätte, wenn der Himmel in der kurzen Uhlanencarriere, die ich gemacht habe, mir es verliehn hätte, die Russen nicht nur an den Bug, sondern nach der Moskwa zurücklaufen zu sehn. Uebrigens weißt Du, daß ich niemals ein leidenschaftlicher Liebhaber der Polen war, und daß meine Achtung für sie bei dieser Gelegenheit eben nicht zugenommen hat.

Ich muß wol, sagte Halm seufzend, in dieser Beziehung Deine Meinung theilen. Auch mir hat an den Individuen das polnische Wesen niemals recht zusagen können. Du erinnerst Dich, daß ich unsern sarmatischen Freunden auf der Universität jederzeit aus dem Wege ging. Meine natürliche Furchtsam-

keit steigerte sich in ihrer Nähe zu einer fast unduldsamen Scheu. Dieses seltsame Gemisch von gewandter Bildung und roher Gemeinheit, der fanatisch nationale Uebermuth, besonders den Deutschen gegenüber, unter Umständen doch vertauscht mit fast knechtischer Zuthulichkeit, die nobleste Gesinnung, die durch grenzenlosen Leichtsinn immerwährend in Gefahr gesetzt wird, umzuschlagen: dies würde mir die Nation selbst widerwärtig gemacht haben, wenn nicht ihr Patriotismus Alles verdeckte, das Geringe erhöhte und das Gemeine heiligte. Ich muß da lieben, wo so große und starke Liebe ist. Was ist denn noch groß, oder woran sollen wir uns aufrichten, wenn wir durch die Betrachtung der Versunkenheit des ganzen menschlichen Geschlechts in den Schlamm niedergezogen sind? Wenn ich sehe, wie Jeder nur sich selbst sucht, wie er sein dürftiges Leben der Natur, dem Geschicke, dem Staate abringt, wie hierum der allgemeine Kampf sich bewegt, welcher Alle gegen Alle treibend die bürgerliche Gesellschaft auflösen, vernichten würde, wenn der Staat nicht den Egoismus Aller in sich begriffe und so den der Einzelnen niederdrückte: dann freue ich mich, daß es noch Mütter gibt, welche die Frucht ihres Leibes, und Thoren, welche ihre Träume lieben. Und ein Traum ist ja auch, wie Dir neue Philosophen aus dem Begriffe des Staats darthun können, Vaterland und Volksthum. Was nicht Nahrung und Kleidung besser und wohlfeiler macht, ist ein eitles Hirngespinst, und auch in jenen beiden Stücken ist noch gar Manches ideell und phantastisch; leider ist es den Bureaus noch nicht ganz gelungen, das eigentliche, trockne, hungrige, nackte Bedürfniß in puris naturalibus des wahren Begriffs gehörig

darzustellen. Denn wie man es auch entkleide, immer bleibt noch ein imaginairer Lappen hängen und verhindert, daß man das geheime Prinzip der Staatsweisheit deutlich erkenne. — Nun siehe, mein Freund, die Polen stehn mir eben deswegen so hoch, weil jenes Nebelbild, der dunkle Traum von Vaterland, ein wesenloses Etwas, nur von der Liebe geschaut, sie so gewaltig beherrschte, daß sie die materielle Wohlfahrt, deren sie sich, wie man sagt, erfreuten, für Nichts achtend, sich wie ein einziger Mann erhoben, um sich in ein kaum zweifelhaftes Verderben zu stürzen, eine ganze Nation wie Curtius sich dem aufgethanen Abgrunde weihend. Aus solchem Sinne mußten die glänzenden Tugenden entstehn, deren Wirkungen Du ja in der Nähe gesehen hast und denen Du Deine Achtung nicht versagen kannst.

Gewiß, erwiederte Hause, hat die unglückliche Nation Bewundernswerthes geleistet, und ich selbst war Zeuge einer Hingebung, für welche man vergebens Züge der Vergleichung in alter und neuer Zeit sucht. Aber mitten in dieser edeln Erhebung erwachte jenes andre dämonische Element des volksthümlichen Charakters. Ungeheuere Anstrengungen des kleinen Landes, Geschick der Führer, ausdauernder Muth der Krieger hatten eben die Ueberlegenheit des Feindes so sehr in Zweifel gesetzt, daß der Ausgang des Kampfes mehr von europäischen Verhältnissen als von den russischen Waffen abzuhängen schien: als plötzlich der Zauber, welcher so Großes gewirkt, gebrochen schien, die patriotische Trunkenheit gemeinen Leidenschaften wich, und Zwietracht, ja selbst Verrath und Bestechung Gewalt gewannen vielleicht über eben Solche, deren Begeisterung und Hingebung bis dahin das Höchste gewollt und ver-

heißen hatte. So konnte ich denn, als ich mit meinem Idus dem der Knechtschaft verfallenen Lande den Rücken kehrte, keine andere Ansicht von dem unglücklichen Ausgange der Sache haben, als jene alte homerische, daß die Sterblichen grundlos die Götter anklagen, als komme von diesen das böse Geschick, sondern durch ihre eigene Schuld gehn sie zu Grunde.

Als Hause den Idus nannte, schien des Predigers ohnehin trübes Gesicht ein neuer Schmerz zu überzucken, und es entstand eine Pause des Gesprächs, welche der junge Arzt schon benutzen wollte, um von Gegenständen zu reden, die ihm heute wichtiger waren als die politischen, als Halm das Wort nahm: Deine Ansicht von dem Ende Polens ist der meinigen gerade entgegengesetzt. Gewiß haben die Individuen, welche an der Spitze standen, Manches verschuldet, aber das Resultat ist doch aus einer dunkeln Verwicklung zusammengesetzter Umstände hervorgegangen. Wenn man von Schicksal, Verhängniß reden will, so mag man es hier thun. Nie sah man eine Tragödie, wie diese, so jammervolle Besiegung der ringenden Kraft durch verborgene Nothwendigkeit. Die ewigen Götter ruhn, oder haben vergeblich für und wider gekämpft. Aber hinter ihnen aus dem Abgrunde, der Alles gebar, tönt der zwingende Zauberspruch, aus der uralten Nacht der Fluch, welcher sich über die Geschichte endlos hinlagert. Ueber Herzen, Gedanken, über Glaube und Liebe fährt hohnlachend das triumphirende Schicksal, wie über ringenden Tod die Schlacht. Und wir? — nun, erzürnen wir den Gebieter nicht durch vergeblichen Widerstand! unterwerfen wir uns zerknirschten Herzens, wie der Gläubige am Ganges

sich unter die rollenden Räder wirft, die seinen Gott an den heiligen Strom tragen! Sieh, mein Freund, dies waren die Gedanken, die mich quälten, als es mit Polen zu Ende ging, Gedanken, die mir im Innersten fremd und widerwärtig sind, und welche doch lange eine tödtende Gewalt über mich hatten. Du weißt, wie ich immer Gott in der Geschichte suche, wie ich seinen Wegen nachgehe, und überall, auch in der Verwirrung, in der Zerstörung dem schaffenden erlösenden Worte lausche, und trostlos wäre, wenn ich es nicht auch in der Gegenwart vernehmen könnte. Um diesen Punkt bewegt sich mein Denken und Hoffen. Soll das Reich Gottes kommen, so müssen wir die ersehnte himmlische Gestalt, in welcher Alles vollendet wird, in allen geschichtlichen Geburten, auch in den unreifen Bildungen vorgebildet erschauen können. Wo Organismus ist, da ist die Masse überwunden und der Tod verschlungen in den Sieg. Leben ist Geist, der Hauch Gottes über der Tiefe. Die göttliche Liebe hat den Menschen als die reinste Gestalt aufgerichtet, als die höchste eben dadurch, weil dieselbe Liebe in ihm geschichtliches Leben bildet. Aus dieser Liebe kommen Völker und Gemeinwesen. Jahrhunderte gehen hin, ehe ein Volk sich zu eigenthümlicher Blüte entwickelt und eine bestimmte geschichtliche Bedeutung gewinnt. Warum nun will es dennoch Gott, daß ein starkes Volk zertrümmert wird — —

Halt ein, unterbrach der Freund den Redenden, mit Deinen Lamentationen, die ängstlich anzuhören sind, und confuse obenein. Schicksal, Verhängniß, Geschichte, heidnische Fatalitäten und christliche Wehmuth klingen da ganz rührend und unter einander gerührt zusammen. Es wird Einem ganz wirr zu

Muthe, und ich muß Dir bekennen, daß mir die allgemeine Weltgeschichte, als ich sie noch im kleinen Schröckh studirte, weit klarer war, als sie Deine Sermonen mir je gemacht haben. Gib die verwickelten Betrachtungen auf, und halte Dich an einfache schöne Ansichten. In der Geschichte ist offenbar das Geschehn die Hauptsache. Hieraus siehst Du, daß in ihr und von ihr eigentlich gar nichts gethan wird. Soll sie aber durchaus eine lebendige vernünftige Person sein, wie Du von ihr poetischer Weise annimmst, nun so bedenke, daß sie auf jeden Fall noch ein ganz junges unbesonnenes Ding ist. Die sechstausend Jahre, die sie alt sein soll, sind ja wahrhaftig gegen ihre mögliche Lebenslänge gerechnet blutwenig. Vielleicht ist sie jetzt gerade in den Flegeljahren, und man muß es ihr nachsehn, wenn sie sich ein wenig ungeberdig stellt, auch hier und da mit tölpischer Hand drein schlägt, wobei denn leicht ein Volk und dergleichen aus Versehn drauf geht. — Aber im Ernst, Freund, Du scheinst wieder in denselben Jammer zurückzufallen, den Du doch, nach Deiner eigenen Versicherung, überwunden hattest. Du fandest in Deinem Berufe, in der Kirche, Trost für die Weltgeschichte, die Dir in Warschau abhanden gekommen war, aber ich sehe wohl, daß Du sie noch nicht recht sicher wiederentdeckt hast.

Ja, ich habe sie wiedergefunden, sagte Halm, wenn auch das alte Verzagen mich noch zuweilen ergreifen will, und trostlose Gedanken Raum gewinnen, denen ähnlich, die ich eben geäußert habe. Als ich die Umherschweifenden aus der Ferne zurückrief in dieses enge Gemach, in meinen beschränkten Beruf, und Trost suchend mit neuem Eifer trieb, was

meines Amtes ist, dort vor dem Bilde des Göttlichen, in stiller Erwägung Dessen, was Gott durch ihn gewollt; da wurde ich inne, daß das Maß und die Ordnung der Geschichte auf andern Blättern geschrieben steht, als in den Zeitungen, daß die im Hause Gottes versammelte Gemeinde ein höheres Parlament ist, als irgend eins um bürgerliche und politische Interessen streitet, und daß in dem Reiche Gottes, der Zukunft des Herrn, die Lösung des Räthsels der Geschichte liegt. Wenn ich stark bin und gläubig in jene Zukunft hinausschaue, dann erkenne ich den Sinn Gottes, und nichts macht mich irre. Dann sehe ich auch, warum sein Weg über zertrümmerte Völker führt, bedeckt mit den Merkzeichen der weiten Gräber, welche die großen Lebensgestalten aller Zeiten verschlungen haben. Aber das Leben selbst ist nicht mit hineingesenkt: die Gestalten sind nicht zerstört, sie haben nur die Masse abgethan. Sie selbst schweben über den Gräbern in heiligem Zuge vereinigt nach dem göttlichen Ende hin, Schatten, welche nach Elysium wallen. Von Völkern und Staaten gilt, was wir Einzelnen gläubig von persönlicher Fortdauer hoffen. Es wird gesäet verweslich, es wird auferstehen unverweslich. Das wahrhaft Lebendige in den geschichtlichen Bildungen wird für die Zukunft des menschlichen Geschlechts erst fruchtbar durch die Verwesung. Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde gelegt wird und stirbet, so bleibet es alleine. Aber wenn es stirbt, bringt es viel Frucht. Dies ist das Evangelium der Geschichte. Würde nicht auch ein Volk in fortdauernd unversehrter abgeschlossener Eigenthümlichkeit einseitig erstarren, und indem es sich nach einer Richtung hin stetig entwickelte, seine Frucht in

der eigenen Scheuer bergen, ohne je dem großen Acker der Menschheit die lebendigen Keime mitzutheilen? Aber in seinem Untergange wird es eine reiche Saat. Darum ist Israel zerstreuet, Griechenland versunken, Roms doppelte Herrlichkeit zwiefachem Tode verfallen. Aber Israel hat uns die Bibel und den Erlöser gegeben, und es scheint nur zerstreut, damit es nirgends an lebendigen Zeugen der Zeiten der Weissagung fehle; die Tempel und die Säulen Griechenlands sind zerbrochen, damit die Götter herausgenöthigt würden aus den eifersüchtigen schönen Hallen, damit die lichten Gestalten der Kunst und Poesie auch bei den fernen Barbaren Wohnung suchten; Rom lebt noch, das ewige Rom, überall, wo Gesetz und Regel der Herrschaft ist. Aber sterben muß alles Große seinem Leibe nach, damit es nicht fortlebend den schlimmsten Tod erleide, das Zusammenschrumpfen des unsterblichen Tithon. Was wäre es, wenn die Aegypter noch Pyramiden bauten, anstatt sich zu rechter Zeit von den selbsterhöhten Riesengräbern bedecken zu lassen? Was wäre Hellas ohne die tödtliche Verwandlung anders, als ein Narcissus, welcher, mit der eigenen Schönheit buhlend, sich in der Flut beschaute, welche die Schönheit gebar? — Ein jedes Volk ummauert die Geschichte und will sie für sich haben, es baut seinen Thurm, daß er Alle vereinige; aber die Sprachen verwirren sich, die Bauleute gehn auseinander, hierhin und dorthin, und Jeder trägt in seinen Gedanken eine andere Gestalt des Baus, wie er geführt werden sollte, mit sich, und versucht das Werk, wo er kann. Es wird nicht vollendet, ehe denn Alle nach den langen Irrwegen sich wieder zusammenfinden, und Allen vereinigt das Geheimniß des Baues offenbar wird.

Der Prediger, dessen Rede im Verlauf immer kräftiger, begeisterter geworden war, hatte sich zuletzt von seinem Sitze erhoben, und stand vor Kaspar, statt der schwächlichen Gestalt ein mächtiger Prophet. Aber wie nach einer übermäßigen Anstrengung sank er jetzt wieder in sich zusammen. Kaspar ergriff seine Hand und sagte: Du hast in vielen Stücken da ganz recht gesprochen, obschon Deine Ideen den sogenannten fixen nicht gar zu unähnlich sind. Nun, jeder Mensch hat seine, und ich darf Dir, als einem Hauptpatienten der Art, die meinige am wenigsten vorenthalten. Richtig ist die Sache mit den großen und starken Völkern, auf deren Leichen die Geschichte wächst, oder, um medizinisch zu reden, die abgeblüht als getrocknete Kräuter für die weltgeschichtliche Destillation Spiritus und Aroma liefern. Aber dann muß auch was Ordentliches und Specifisches in ihnen stecken. Dieses Besondere, Originellkräftige, ein Element der geheimen Universaltinktur, die einst alles Menschliche göttlich machen soll, vermag ich in sehr vielen Exemplaren des historischen Herbariums weder zu sehn, noch zu riechen. Die alten Peruaner müssen eine ganz hübsche Nation gewesen sein, aber ich sehe von ihnen, in Deiner Art zu reden, auch nicht das geringste Gespenstchen gen Elysium wallen. So gibt mir denn auch das polnische Wesen kein absonderliches Aroma, so weit es nicht schon in der Gattung des Europäischen steckt, und Du thust Unrecht, den Fall von Griechenland oder Rom zur Vergleichung beizubringen. Ganz wo anders liegt die Bedeutung der gegenwärtigen Geschichte. Und gerade hierher pflegst Du nicht zu blicken, ein Uebersichtiger, dem das Nächste entgeht. Hier fängt meine fixe Idee an,

und wie vernünftig ich mich auch sonst stelle, bin ich doch hierin ebenso gut ein Narr, wie Du. Deutschland ist es, wogegen alles Andere, was irgendwo von Volk und Staat producirt wird, als unbedeutend und nichtig erscheint, Deutschland mit einer ungeheuern Zukunft in seinem Schoose, nicht hingegangen und verwest, sondern es hat sich, nachdem es auf Roms Trümmern die moderne Welt gebaut hat, zum Schlummer niedergelegt, zu einem gesunden, erquickenden Schlafe, welcher nach allen Nervenenden die Kraft führt, während die Seele sich in schönen Träumen wiegt. Wird es nicht erwachen, und das Wort des Friedens mächtig sprechen, daß alle jene unreifen Wesen, die jetzt ihr Gaukelspiel verworrener Bildung treiben, sich vor ihm beugen, wie vor dem ersehnten Befreier? Wirst Du nicht inne, daß wir in einer messianischen Zeit leben, und daß alle Weissagung sich an Deutschland bindet? — Doch, wo gerathe ich hin? gefährlicher Mensch, Du bist ansteckend, ich falle mit Dir in ein Delirium, welches sich weder vor der Polizei, noch vor der gesunden Vernunft rechtfertigen läßt. Ich glaube, diese Verstandesverdunkelung hat ihren Grund in diesem nicht allzu hellen Local, dessen Atmosphäre von Deinen Träumen vergiftet ist. Ich habe noch kein Wort vorbringen können von Dem, was ich Dir eigentlich zu sagen kam. Komm mit mir hinaus, wir wollen einen kleinen Weg um die Stadt machen, um dann bei mir einzutreten. Du bist ja ohnehin heute unser Gast, und es ist gut, wenn wir uns etwas früh einfinden, noch ehe der Vater aus der Session zurückkommt.

Bei diesen Worten, kaum daß er dem Freunde Zeit ließ, den Hut zu nehmen, zog ihn Hause eilig

fort. In der Thür trafen sie einen Amtsdiener, welcher dem Prediger ein Schreiben des Consistoriums überbrachte. Aber auch dieses Hinderniß wurde durch Kaspars Hast bald beseitigt. Er nahm den Brief und warf ihn auf den Tisch, obschon der Bote nicht ohne Aengstlichkeit bemerkte, daß er ihn eigentlich schon gestern habe abgeben sollen. Nur hinaus, sagte der Arzt, die freie Luft ist Dir besser, als der Wisch da, vor dem Du nach Deiner Art zusammenschrickst. Ich merke es an Deiner zitternden Hand, daß Dir die Courage wieder einmal gänzlich abgeht, die sich seltsamer Weise aus Deinem Nervensysteme in die Phantasie zurückgezogen hat.

So führte er den halb Widerstrebenden auf dem kürzesten Wege aus der Stadt, bis sie auf einsamem Pfade an den Gärten hingingen, welche sich an die Häuser anschlossen. Der rauhe Wind nahm die letzten Blätter von den Bäumen und trieb sie in verworrenem Spiele den Füßen der Wandelnden entgegen. Vortrefflich! rief Kaspar aus; dieses Luftbad ist die heilsamste Abkühlung nach der phantastischen Erhitzung, in die wir gerathen waren, und gewährt mir noch obenein einen für den Augenblick unschätzbaren Vortheil. Dieser uns fast entgegengesetzte Wind von so und so viel Fuß Geschwindigkeit, wie auch von höchstens 3 Grad Reaumür würde Deiner zarten Gesundheit schaden, wenn Du den Mund bedeutend öffnen wolltest, um zu sprechen. Ich gebiete Dir also als Arzt, zu schweigen, und mir das Reden zu überlassen, dessen wohl constituirte Brust die kleine Anstrengung leicht ertragen kann. Das Hin- und Herdisputiren kann ohnehin zu nichts führen, da Du immer gleich auf die Höhe steigst, oder in die Tiefe Dich senkst, und selten den doch so nöthigen

mittleren Ton triffst, in welchem sich Diplomaten, Kaufleute, Steuerbeamte, Regierungsräthe und überhaupt die regierendsten Personen ergehn, und dabei gut wegkommen. Du aber kommst immer schlecht weg, weil Du ein Schwärmer bist, und dies nicht einmal incognito, wie es doch in dieser vernünftigen Welt Pflicht ist. Nun höre meine Ermahnung. Stimme Dich etwas herunter zu den andern Menschenkindern, wirf Dein Heiliges nicht vor die Säue. Vor gemeiner Berührung muß man wie Sensitiven den Kelch seiner Gedanken verschließen. Sei vorsichtig in Deiner Amtsführung, und treib die Sache auf eine gute mittelmäßige Weise. Denn das Consistorium ist Dir auf dem Dache, und es könnte Dir leicht Unangenehmes begegnen. Aus Phantasie darf man einen Beruf nicht aufs Spiel setzen, den man so liebt, wie Du den Deinigen.

Halt! fuhr Hause fort, als der Prediger Miene machte, ihn zu unterbrechen. Nun kommt erst die Hauptsache. Noch eine andere Liebe, als die zum Amte sollte Dich bewegen, vernünftiger und kräftiger zu werden. Du liebst meine Schwester. Obschon Du es nie ausgesprochen hast, obschon Du seit einiger Zeit Dein Gefühl noch mehr zu verbergen suchst, so weiß ich es doch und freue mich darüber von Herzen. Denn auch meine Schwester liebt Dich, ich darf es Dir sagen, oder ich muß es vielmehr: wie solltet Ihr sonst zusammenkommen, wenn man Dir nicht den Staar sticht? Fasse den Muth, glücklich zu sein, und schaffe Dir nicht selbst unvernünftiger Weise Hindernisse.

Ist es möglich? rief Halm aus, indem er stehn blieb, und entzückte Blicke, doch noch zweifelnd, auf den Freund richtete. Cölestine liebt mich? O ich

war selig, als ich es dachte und doch nicht zu glauben wagte! Wenn meine Gedanken Alles verloren gaben, wenn ich der Welt und mir selbst ein Fremdling war, fand ich in ihren Augen die Heimath wieder. Aber ich wagte es nicht, die Herrliche mir zu eigen zu sprechen, und nicht lange ist es her, da faßte mich die Angst, als habe ich sie ganz verloren. — Sprich, mein Freund, mein Tröster, fuhr er mit gedämpfter aber dringender Stimme fort, wie ist es mit Idus?

Aha, sagte Kaspar lachend, daher der Kummer! das hätte ich nicht gedacht, daß Dich der Unbärtige eifersüchtig machen könnte! Nun, diese Angst laß fahren. Idus ist bereits verlobt, wie ich aus guter Quelle weiß, und ich erwarte von ihm keine Treulosigkeit, wie ich Dir auch dafür stehe, daß Cölestine keine andere als eine schwesterliche Zuneigung für ihn fühlt, die ich denn auch für meinen jungen sarmatischen Freund wol habe in Anspruch nehmen können. Komm nur, Du hast nicht die Idus zu fürchten, wie Cäsar. Die heutigen novembrischen machen bei Dir als Schicksalstag vielleicht wieder gut, was die des März an dem Römer verbrochen.

Damit führte er den Freund, dessen Züge in freudiger Hoffnung erglänzten, raschen Schrittes in die Stadt, sodaß sie bald im Hause des Geheimenraths angelangt waren.

Der Sohn des Hauses öffnete ohne Umstände die Thüre des Zimmers, um den Freund eintreten zu lassen. Aber dieser vermag nicht, den Fuß über die Schwelle zu setzen; erstarrt steht er da — der junge Pole in den Armen der Geliebten, sein Gesicht verborgen an ihrer Brust, Liebkosungen, von den zartesten Tönen ihrer süßen Stimme begleitet: — dies

ist die Erfüllung der Hoffnungen des in tiefer Freude jubelnden Herzens, welches kühn wie nie eben jetzt selig sich zu nehmen gedenkt, was es lange zagend und von der Ferne begehrte. Halm sieht sich von dem Freunde getäuscht — die Liebe verloren. Auch das Leben scheint dem Todbleichen zu entweichen. Er ist dem Umsinken nahe, aber er rafft sich gewaltsam zusammen und entflieht in stürmischer Eile dem vernichtenden Anblicke. Nichts hält den Verlassenen auf: Kaspar ist mit Idus beschäftigt, er hat den ältern Freund über dem Schmerze, den Thränen, die er auf dem Gesichte des Polen sieht, vergessen. Und Cölestinens Nachruf hört der Entweichende nicht mehr; auch würde er in den in Schreck und Liebe zitternden Tönen nur die Verlockung eines trügerischen Zaubers vernommen haben.

Als er über die Straße nach der einsamen Wohnung wankte, wurde er nicht gewahr, daß er der Gegenstand einer besondern Theilnahme Aller war, die ihm begegneten, oder in den Thüren der Häuser standen. Die Bürger, hier und da in Gruppen zusammenstehend, grüßten ihn mit ungewöhnlicher Freundlichkeit und Ehrerbietung, was er nur mechanisch erwiederte. Wenn er vorüber war, ließen sich bedauernde und unwillige Reden vernehmen, und man konnte aus dem vielstimmigen Gemurmel manches harte gegen Regierung und Consistorium gerichtete Wort unterscheiden.

Angelangt in seinem dunklen Gemache, bemühte sich der Prediger vergebens, der heftigen Bewegung, welche ihn ergriffen hatte, Herr zu werden. Er nahm erschöpft den gewohnten Sitz ein; seine Blicke suchten das Bild Desjenigen, welcher so oft tröstend auf ihn niedergeblickt hatte, aber als ob sie heute

dort nicht haften könnten, irrten sie bald wieder trübe umher. Er wollte arbeiten, aber in der aufgeschlagenen Bibel schienen ihm die Sprüche des Lichts in die alte Nacht der wüsten Masse ihres Anfangs zurückzufließen. Er sprang wieder auf und durchschritt die Stube. Da fiel ihm das Schreiben, welches der Amtsdiener gebracht hatte, in die Augen. Er öffnete es und sah hinein, ohne daß eigentlich seine Gedanken bei dem Papiere waren. Aber bald weckten ihn einzelne Ausdrücke, welche sich der Bemerkung aufdrängten, aus seiner Träumerei. Er las seine einstweilige Amtsentlassung mit dem Androhn völliger Absetzung.

Kein Laut des Schmerzes oder der Klage entwich den Lippen des Predigers. Aber sein Gesicht, seine Glieder bebten wie im Krampfe des heftigsten Schmerzes. Doch nur wenige Augenblicke blieb der Kampf unentschieden. Als ob der von Natur kräftige Geist nur eines so mächtigen Angriffs, so gewaltsamer Anspannung bedurft hätte, um mit einem Male seiner ganzen Stärke sich bewußt zu werden, gewannen die ringenden Gedanken über die eindringenden Schmerzen und die körperliche Schwäche den Sieg. Allmälig glätteten sich die bewegten Züge, die Augen glänzten verklärt durch die überwundenen Thränen, und auf der heitern Stirn war der Triumph zu lesen. Seine kraftlose Gestalt erhob sich gerade jetzt kühn und gebieterisch aus den Trümmern des Liebsten, was er hatte.

Es sei denn, daß es stirbet, so bringet es keine Frucht! sprach er vor sich hin. — Nun erfahre ich es in der Wahrheit: Tod ist Leben, Befreiung. Nur wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen. Leben ist Wollen, Gott wollen in der Zukunft. Der

Wille hat Alles hingegeben, was rückwärts liegt, denn die Vergangenheit ist die Knechtschaft. Was ist Sinnlichkeit, Sünde, als die Vergangenheit des menschlichen Geschlechts? Nothwendigkeit und Freiheit, Natur und Geist — aber der Geist ist auch Natur, wenn er nicht Wille ist. Der höchste Gedanke ist noch an die Natur gebunden, ihre Blüte, ihr Duft: der einfachste Wille ist frei: er hat eine Persönlichkeit aus Nichts über alle Natur hinaus geschaffen. Ein einfacher reiner Wille hat uns erlöset, weil er Alles hingab als ein Fremdes, Vergangenes, Todtes, was wir für ein Eigenes, Gegenwärtiges und Lebendiges halten. — Wir sollen auch hingeben, was dem Willen nicht unterthan ist. Es ist schwer, denn die Schmerzen peinigen wie gegenwärtige, und die irdische Liebe lockt in die süße Nacht der Vergangenheit zurück. Mich hat Gott geführt und den Willen befreit. Ich darf Nichts hingeben, denn er hat mir Alles genommen. Aber Du wirst mich nicht irre werden lassen, mein Gott, da ich Dich ja suchen und wollen kann! Ich war schwach, voll von Zagen und Weh, ein Knecht der Natur; jetzt bin ich aus dem trügerischen Traume erwacht.

Nicht ohne einen Zeugen war diese laute Selbstbetrachtung des Predigers geblieben Der junge Hause war eingetreten. Erstaunt blieb er erst im Eingange stehn, als er den Freund in abgebrochenen auffallenden Sätzen reden hörte. Eine traurige Vermuthung drängte sich ihm auf. Hatte vielleicht die heftige Aufregung den zu reizbaren Geist sich selbst verlieren lassen? dann mußte Kaspar seinen Leichtsinn anklagen, daß er durch eine vielleicht unnöthige Intrigue so großes Unheil herbeigeführt. Aber indem

er furchtsam forschend Gesicht und Haltung des Redenden betrachtete, indem er die Kraft und die Ergebung zugleich wahrnahm, welche in dem ruhigen Tone der Stimme lag, verschwand jede Besorgniß.

Du kommst wol, sagte Halm zu dem Eingetretenen, um einen gewiß wohlgemeinten Scherz zu entschuldigen, berechnet, mich von zu kühnen Einbildungen zu heilen? Oder Du hattest Dich vielleicht selbst getäuscht? In beiden Fällen bedarfst Du keiner Rechtfertigung. Dieses Weh und anderes noch hat kommen müssen, um in mir an die Stelle der Phantasie die That zu setzen. — Ich habe unrecht gethan, daß ich mich vorhin auf eine so auffallende Weise aus Euerm Hause entfernt habe. Ich will mein Versehn wieder gut machen. Komm, wir wollen zurück. Ich bin ja ein Geladener an Euerm heutigen Freudentage; es würde sich nicht ziemen, wenn ich mich ihm entziehn wollte, oder ein weniger heiterer Gast sein, weil ich meine doppelte Liebe verloren, die Gemeinde und Cölestinen, und weil der Gefeierte der Vater Deiner Schwester ist, und einer der Herrn, die mich für des Predigeramtes unwürdig erklären. — Du siehst mich befremdet an. Glaube nicht, daß Das, was ich sage, aus einer krankhaften Ueberspannung hervorgeht; glaube auch nicht, daß wie in der äußersten Schwäche ich die Größe meines Verlustes nicht mehr fühle. Mein Herz ist die Wohnung großer Schmerzen, aber es hat die Fremdlinge nur als Gäste aufgenommen. Ich werde sie behalten und tragen, aber als ein Freier. — Ein neues Leben geht mir auf. Weil ich sie als eine fremde erkenne, werde ich mich von jetzt an besser in der Welt zurecht finden. Ich habe den Zauber, welcher Gewalt über sie hat. Wille, That ist

Licht, Höhe: Gefühl, Gedanke, alle Weisheit, ja selbst der Glaube, Nacht, Abgrund. — Ich werde Schulmeister werden, oder sonst etwas vornehmen, wie es gerade geht, daß ich etwas wollen und thun kann. Ich werde mich mit den Menschen vertragen, auch mit ihrem kleinsten, widerwärtigsten Treiben. Was mich bisher beunruhigte, abstieß, darin will ich mich heiter bewegen, denn es ist nicht vergebens gesagt, daß Alles erfüllt werden muß.

Kaspar hatte, während Halm sprach, ihn bei der Hand ergriffen, und betrachtete ihn noch immer aufmerksam. Ja, begann er dann, es muß Alles erfüllt werden, ich will es mit Dir sagen, vielleicht in einem einfacheren Sinne. Wie es gekommen ist durch Deine und fremde Schuld, so hat Dir geschehn müssen, um Dich gesund zu machen. Eine beträchtliche Dosis Schmerz hat Dir vortrefflich gethan, und ich will mir den Fall für künftige Fälle in meiner Praxis wohl merken. Du bist noch nicht völlig genesen, aber die gefährlichste Krise ist überstanden; eine sanfte und wohlthätige wird die Heilung vollenden. Dein Puls ist noch ein wenig gespannt, und Deine Redensarten noch gespannter, ja sogar gänzlich im Sublimen. Vor Kurzem warst Du noch lauter Geschichte, jetzt riskire ich, daß Du mir als abstrakter Wille unter den Händen verfliegst. Jedoch schätze ich es recht sehr, daß Du in dieser fremden Welt heute noch ein Mal zum Scheine mit uns die Mittagssuppe genießen willst, welche zwar jetzt auch noch ein Wollen und eine Zukunft für uns ist, nach dem Essen aber freilich sehr in die Vergangenheit und das Natürliche übergeht. Die Natur ist übrigens doch auch nicht zu verachten, und Du wirst heute schon noch einige Schritte zu ihr

zurückthun müssen. Laß mich gehn auf Deiner Spur, wirst Du sagen, wie ein Kind am Gängelband, wenn Dir der nächste Augenblick Alles zurückgibt, was Du verloren glaubst.

Hier ließ sich ein Klopfen an der Thür vernehmen, an dessen Art Kaspar sogleich seinen Vater erkannte. Der Geheimerath trat ein zu nicht geringer Ueberraschung des Predigers, welcher sich kaum erinnern konnte, früher von ihm eines Besuches gewürdigt worden zu sein. Ich komme eben aus der Session, sagte der alte Herr mit ausnehmender Freundlichkeit, und da Einiges vorgekommen ist, was Ihnen nicht unangenehm sein wird zu hören, so beschloß ich Sie abzuholen, da Sie ja heute unser Gast sind. Nun kann ich Ihnen auf dem Wege das Nöthigste mittheilen. Lassen Sie uns gehn, es ist spät geworden, und Cölestine macht uns ein böses Gesicht, wenn wir zu lange auf uns warten lassen.

Nachdem Halm mit einer ruhigen und würdigen Freundlichkeit, in einer dem Unbeholfenen sonst ungewöhnlichen Art, dem Geheimenrathe Dank und Wunsch zu erkennen gegeben hatte, wie es die zuvorkommende Artigkeit und der Ehrentag des wohlwollenden alten Mannes verlangten, begaben sie sich auf den Weg, ohne von Kaspar begleitet zu sein. Dieser hatte sich sogleich bei dem Eintritte des Vaters entfernt, um eiligen Schrittes vor den Andern zu Hause anzulangen.

Der Geheimerath faßte auf eine ganz vertrauliche Weise den Prediger am Arm, und ging mit ihm wie mit einem alten Freunde über die Straße, zu nicht geringer Verwunderung und, wie es schien, auch Freude der Bürger, welche dem Paare begegneten.

Man sah in diesem Zusammengehn des angesehensten Dieners des Fürsten, mit dem allgemein geachteten und, wie man glaubte, ungerechterweise verfolgten Prediger, eine vielversprechende Allianz, welche die auch in diesem kleinen Staate in Sympathie mit dem übrigen Europa aufgeregten Gemüther, wenigstens für diesen besondern Fall beruhigte. Es fehlte wenig, daß man die freundlichsten Grüße, welche man an die Beiden richtete, mit lauten Akklamationen begleitete.

Der Zeitgeist, begann der erfahrne Staatsdiener, ist heutzutage, wie man nicht leugnen kann, eine sehr gefährliche Sache, gegen welche wir in den letzten Jahren schon viel Papier verbraucht haben. Sie sind ein guter stiller Mann, mein lieber Prediger, der sich nicht gerade auf die Gasse stellt und schreit, aber Sie haben doch einige Ansichten, die sich mit dem guten alten Geiste der Ordnung wenig vertragen. Diese Ideen scheinen Ihnen selbst nicht ganz deutlich zu sein, was wol bei Ihrer Unerfahrenheit in Geschäften ganz natürlich ist; und was mir davon in Ihren Reden und Aeußerungen vorliegt, würde mir es schwer machen, ein gehöriges Resumé zu stellen. Nun sehn Sie, mein Bester, wie gefährlich solche Irrthümer auch in ihrer unschuldigsten Unklarheit sind. Das Volk hat durch den Zeitgeist eine feine Nase für dergleichen, und nimmt bald Partei. Erst gestern konnte man von Ihrer Suspension wissen, und heute Morgen schon schicken die Bürger eine Deputation an Seine Durchlaucht, um sich für Sie zu verwenden, worin man deutlich den derzeitigen Conspirationsgeist erkennt. Einige Räthe waren deswegen auch der Meinung, daß man diesem Geiste den Daumen aufs Auge drücken müsse;

aber ich war in diesem speciellen Falle dagegen, und ergriff die Gelegenheit, Sie, mein Werther, in dem günstigen Lichte darzustellen, in welchem Sie meiner Tochter und mir immer erschienen sind. Es fand sich nachher, daß der Fürst selbst Ihnen eigentlich gewogen ist. Seine Durchlaucht meinten, daß die Beschuldigungen, die man gegen Ihre Predigten und Ihre theologischen Ansichten erhoben hat, so gut wie dumm seien; und was das Politische betreffe, so würden sich Ihre excentrischen Ideen schon geben, wenn Sie Consistorialrath oder so etwas geworden sein würden. Den alten Kirchenrath, dem es fast zu gönnen ist, geruhten Serenissimus beinah anzufahren, als er von gewissen die Pollaken betreffenden Versen sprach, die Sie gemacht haben sollen und welche Ihr Ankläger beigelegt hatte. Der Fürst, welcher bekanntlich selbst sich zuweilen auf die Poesie zu legen geruht, sagte, der Kirchenrath verstehe nichts davon, die Verse seien nicht schlecht, und die Polen seien, da sie nun einmal glücklicher Weise unschädlich gemacht worden, gar kein übles sujet für die Poesie. Er selbst habe einige französische Verse auf diesen Gegenstand versucht, die er uns nächstens mittheilen wolle, der wunderbaren Aehnlichkeit wegen, welche sie mit den ihm erst später bekannt gewordenen Versen eines berühmten Franzosen haben. — Noch fügte der Herr hinzu, daß die Behörden überhaupt sich in allen Stücken, welche nicht die Steuern und Seine Person angehen, etwas liberal benehmen sollten, weil man sich am Ende sonst gar die Ungelegenheit einer Constitution zuziehn könne. — Kurz, Ihre Sache steht vortrefflich, man wird auf eine für Sie ehrenvolle Weise Ihre Suspension zurücknehmen. — Sie werden zugleich, mein lieber

Prediger, aus diesem meinem kurzen Referate entnehmen können, welchen besondern Antheil ich an Ihnen nehme. Ich habe auch Ursache dazu. Sie haben sich um die Bildung meiner Tina große Verdienste erworben, und das liebe Kind ist ein lebendiger Beweis, daß Sie kein eigentlicher Mystiker oder Schwärmer sind. Ich habe Sie gern, lieber Halm, und ich denke, wir kommen näher zusammen. Sie haben bei meiner Tochter mehr als einen Stein im Brette, und sehn Sie, ehe ich riskire, daß Sie etwa gar nach einem andern Orte —

Der Rath hielt nur inne, weil sie am Ziele waren. Er liebte in seinen kurzen Relationen die Unterbrechungen nicht, und so war es Halm unmöglich gewesen, irgend etwas dazwischenzuwerfen, wie viel Veranlassung er auch dazu hatte. Die Aenderung, welche so unerwartet in Beziehung auf den drohenden Verlust seines Amts nach des Geheimenraths Mittheilung eingetreten war, machte einen tiefen und wohlthätigen Eindruck auf ihn, nicht weil seine äußere Lage seine Theilnahme in Anspruch nahm, was heute nach so tiefen und durchdringenden Bewegungen weniger als je der Fall sein konnte, sondern weil ihn die keineswegs erwartete Anhänglichkeit der Gemeinde im Innersten ergriff und rührte. Er hatte den einzelnen Bürgern, wie dies in seiner Art lag, immer fern gestanden, und nun fand er sich auf einmal durch ihre Liebe nahe mit ihnen verbunden. Dies war eine sanfte und tröstliche Mahnung, daß er sich nicht von der Liebe und dem Leben losreißen dürfe, um das Höchste durch ein freies Wollen, aber einsamen Herzens, zu erringen. Was in den starken Gedanken und Entschließungen, in welche ihn eben erst ein harter Kampf geführt hatte,

hart und herbe gewesen war, das schien sich jetzt ausgleichen und lösen zu wollen, ohne daß doch die gewonnene Kraft verloren ging. Aber mit diesem sanften Gefühle fand sich zugleich ein anderes ein, nicht ohne geheime Hoffnung, welche er sich bemühte zurückzudrängen, um nicht wiederum getäuscht zu werden. Wie stand es mit der Geliebten? was bedeuteten Kaspars wiederholte Verheißung, des Geheimenraths Andeutungen? — Aufs Neue bewegt, überschritt er mit seinem Begleiter die Schwelle, von welcher er kaum erst zurückgeschreckt geflohn war.

Sie fanden Frau Koratowska mit Kaspar allein, welcher ihr bedeutsame Winke gab, als der Geheimerath eintrat. Nach den ersten Begrüßungen, welche der alte Herr mit einer gewissen Galanterie anzubringen wußte, nahm die Polin, indem das blasse Gesicht eine leichte Röthe färbte, als ob sie sich dieser Eröffnung schämte, das Wort: Lieber Geheimerrath, Sie müssen heute sehr freundlich sein an Ihrem Geburtstage, und uns vergeben, was wir verbrochen haben. Ich muß mir vorwerfen, daß ich mitgemacht habe Complott. Unsere Kinder lieben einander sehr, aber Kaspar sagt, daß Sie nicht gern haben die Polen, und daß man abwarten müßte einen guten Tag, und daß heute sei guter Idustag. Ich habe mich verführen lassen für das Glück meines einzigen Kindes. Nun hängt es ab von Ihrem Spruch, ob wir hier finden sollen ein zweites Vaterland. — Sie werden uns nicht böse sein, fügte sie mit einem anmuthigen Lächeln hinzu, wenn Sie noch eine kleine Erinnerung haben an Anna Nasielska, gegen welche Sie freundlich waren, als wir in einem Hause wohnten in Pyrmont. Es ist lange her, und meine Leiden machen, daß Sie mich nicht

wiedererkannt haben, und ich habe es bis heute gespart, Sie daran zu erinnern.

Wie? Anna Nas — meine Liaison —? O ich habe es gleich gedacht — unverkennbare Aehnlichkeit — bitte tausendmal um Entschuldigung, meine verehrte Anna, meine gnädige Frau, daß ich's Ihnen nicht gleich ins Gesicht gesagt — aber in der That, ich fühlte bald ein gewisses tendre — Nun ja, dies ist ein guter Tag — Nun können wir uns der Jugend erinnern. —

Diese Reden ließ der Geheimerath mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit einander folgen. Er küßte der Polin zu wiederholten Malen die Hand, und war im Begriff, ein Gespräch anzufangen, worin er sich bald in die gute alte Zeit jugendlicher Gefühle verloren hätte, wäre ihm nicht durch einen Blick auf den ein wenig trübselig drein sehenden Prediger die Gegenwart wieder in den Sinn gekommen. Aber wie ist denn das? sagte er, indem er mit komischer Verlegenheit bald die alte Freundin, bald Halm ansah — Ihr Kind, sagen Sie — also Idus — folglich Tina — Ei, das ist doch bei Allem dem eine schlimme Sache, und gar nicht so, wie ich eigentlich dachte, daß die Willensmeinung meines guten Tinchens — —

Der Verlegenheit des Vaters, der Spannung des Predigers, welche ihm nicht erlaubte, die nahe liegende Lösung dieser Räthsel selbst zu finden, oder die gehoffte festzuhalten, wurde mit einem Male ein Ende gemacht. Aus dem Nebenzimmer trat Cölestine ein, an der Hand eine schöne junge Dame, in welcher man, wenn sie jetzt auch jungfräulich erröthend die kühn blickenden Augen niederschlug, ohne Mühe den muntern Idus erkannte.

Alsbald faßte Kaspar die holde Beute seines polnischen Feldzugs bei der Hand, führte sie vor den überraschten Geheimenrath und sprach: Ihren Segen, mein Vater, für meine Ida und mich!

Ah so! sagte der Geheimerath lächelnd und so, daß man sah, diese Wendung der Sache sei ihm nicht unangenehm; Idus — Ida — und J dumm kann ich wol sagen, daß ich die nicht gerade mit bedeutend diplomatischer Verwicklung angelegte Sache nicht früher gemerkt habe. Und nun bin ich denn der gute, etwas eigensinnige Alte in der Komödie, der schließlich seinen Segen gibt. Wären nur nicht so besondere Umstände vorhanden — so wandte er sich an Kaspar — Du Springinsfeld, welchem heute Serenissimus aus unverdienter Gnade den Rathstitel verliehen hat, wäre die Cholera nicht, und die Liaison, und Tina, unter deren Fittichen Du doch wol nur die Sache durchzuführen gerechnet hast: ich wollte Dich schon mit Deinem Theatercoup anlaufen lassen, wäre es auch nur, um Dir einen Strich durch die Rechnung zu machen. Nun statt dessen — komm her, laß Dich küssen, meine Tochter Ida, Du holdes Kind, ganz die Mutter; so gefällst Du mir, vor dem Idus habe ich mich ein Bischen gefürchtet. — Gibt nicht, werthe Jugendfreundin, dieses Paar hier ein, wenn auch nicht ganz vollkommenes, Bild Dessen, was wir einst waren? — Aber dort steht noch ein zweites, welches einigen väterlichen Segen acquiriren zu wollen scheint, oder eigentlich wahrscheinlich schon hat. Denn wenn ich recht sehe, so wird meine Tina nur noch geruhn, mir ihre eben vollzogene Verlobung mit dem Herrn Prediger Halm ergebenst anzuzeigen.

Der Geheimerath hatte wol recht, so zu sagen,

denn die Beiden hatten indeß, ohne Worte, doch einen unauflöslichen Bund geschlossen. Als Cölestine mit Ida eingetreten war, mußte in Halm jeder Zweifel an seinem Glücke schwinden, welcher ihn beunruhigt hatte. Aber wie sollte er jetzt der Geliebten nahn, die er ungläubig verloren gegeben hatte? — Da traf sein Blick den ihrigen, wie er in treuer Zuversicht sich zu ihm erhob. In diesen klaren Augen, welche ihn mild zu fragen schienen, wie er an ihrer Liebe habe zweifeln können, welche ihre Seele ihm zu eigen sprachen, leuchtete ihm eine lockende selige Welt. Er ergriff die Hand, welche sich nicht entzog; er beugte sich auf sie herab; die stolzen kalten Gedanken, vom Schmerze gerufen, wichen der Hingebung. Er flüsterte flehende Liebesworte, und Cölestine sank an seine Brust. Sie sah liebend und stolz zu dem Manne auf, welcher ihr heute größer und herrlicher erschien, als je; eine stille Verheißung ihres Herzens war erfüllt; indem sie an seiner Seite stand, kräftigte und erhöhte sie den Geliebten, in einer andern Erhebung, als des Einsamen ringende Gedanken hatten gewinnen können. O Gott, sprach Halm, ist es denn Sünde, daß ich so selig bin? Jetzt ist Alles mein, Vergangenes und Zukünftiges. Ich bin gebunden und doch frei. Natur, Gedanke, Wille gehn feindselig auseinander, aber es ist auch ein Friede gegeben, welcher sie vereinigt: es ist nichts so groß und so hoch, was nicht auf der Erde seine eigne Wohnung fände!

Nur keine excentrische Gedanken, sagte der Geheimerath; lassen Sie, Herr Sohn, denn so muß ich Sie, wie es scheint, wol nennen, obschon ich immer noch nichts Officielles erfahre, lassen Sie das mystische Wesen in Ihrer dunkeln Stube zurück,

welche, wie ich heute zu bemerken Gelegenheit gehabt habe, für dergleichen Phantasmata ein ganz vorzüglich geeignetes Dämmerlicht besitzt. Sie werden in der Folge in meinem Hause wohnen, damit Sie mir meine Tina da nicht etwa auch verdämmern, und damit mir die Böse nicht abhanden kommt. Glauben Sie mir, sie führt ein Pantöffelchen, welches für uns Beide vollkommen ausreicht; weiß ich doch immer noch nicht, ob ich ihr heute auch Alles recht gemacht habe.

Cölestine, Kaspar, Ida, Halm wetteiferten jetzt in Liebeserweisungen gegen den wohlwollenden alten Mann, welcher mit nassen Augen scherzte. Die Polin, die blasse Mutter gefallener Söhne, sah lächelnd darein, mit der ersten Thräne, die seit Warschau nicht dem Schmerze geweint war, und von der Straße herauf tönte ein heiterer Gesang, welchen das Schülerchor zu Ehren des verehrten Geburtstagskindes anstimmte.

III.

Die Ahnenprobe.

Novelle

von

Ludwig Tieck.

In der Martisstraße konnten die Einwohner, deren Häuser oberhalb standen, genau am Morgen die Stunde wissen, wenn sie die Uhr überhört haben sollten. Pünktlich eröffnete sich am großen, mächtigen Hause, das man einen Palast nennen konnte, das Thor in der Zeit, die der Frühmesse kurz vorhergeht, und ohne Begleitung schritt dem Portier ein langer, alter Mann stumm und aufrecht wandelnd vorüber. Er war im Winter und Sommer in einen Scharlachmantel gehüllt, dessen Kragen von einer goldenen Tresse umgeben war, sein weißes Haar war vom Puder noch heller und mit einem dreieckigen kleinen Hute, von weißen Federn umlegt, bedeckt. In der Hand trug er ein langes spanisches Rohr, mit hohem goldenen Knopfe und einer glänzenden Schnur geschmückt; er stützte sich im Gehen auf diesen Stab, indem sein bleiches Gesicht mit den schwarzen Augen gerade aussah, ohne rechts und links irgend etwas zu beachten, sodaß auch die Nachbarn, die seine Gemüthsart kannten, ihn nicht mit Grüßen oder Zeichen der Ehrfurcht behelligten, oder seinen Weg zur Kirche störten.

Weder Kränklichkeit noch Vorfälle in seiner Familie konnten den Grafen Seestern, den Oberkäm-

merer, von diesem frühen Gange zur Kirche abhalten. Aber ebenso pünktlich war er in seinen Functionen am Hofe, er erschien niemals um eine Minute zu spät oder zu früh, niemals hatte er seit zwanzig Jahren ein Geschäft, welches ihm oblag, wenn es auch noch so unbedeutend war, aufgeschoben, niemals einen Bittenden mit Versprechungen oder halben Worten hingehalten, sondern Jeden, dem er nicht willfahren konnte, stets mit einem kurzen, runden Nein abgefertigt. Er hatte deshalb den Ruf eines harten, adelstolzen Mannes. Man sah ihn selten, fast nur, wenn die Geschäfte es erfoderten, mit Bürgerlichen sprechen; doch vermied er auch den Umgang mit Leuten seines Standes, und deshalb nannten ihn diese einen Menschenfeind, wenn die jungen Adeligen behaupteten, er sei kurzsichtig und fühle sich in der Gesellschaft aufgeklärter und lebhafter Geister verlegen, weil seine Beschränktheit es ihm unmöglich mache, ihren Einsichten zu folgen oder ihre Meinungen nur zu verstehen.

In seinem Hause lebte der Graf viele Stunden einsam auf seinem Zimmer. Er hatte sich die Zeit genau eingetheilt und wich von dieser Ordnung nicht ab, wenn ihn nicht die dringendsten Umstände zwangen. In einer gewissen Stunde las er die Zeitungen, in einer andern geistliche Bücher, ebenso ordnete er seine Geschäfte und arbeitete Das aus, was der Dienst seines Königs foderte. An bestimmten Tagen war er mehr im Kreise seiner Familie und ergötzte sich in ruhigen Gesprächen mit seiner ältesten Tochter, dem General, seinem Schwiegersohne, und den Enkeln. Manchmal lasen die beiden jüngern Töchter vor oder sangen, und Elisabeth, die Jüngste, war besonders mit einer schönen Stimme begabt, wenn

er Katharina lieber vorlesen hörte. Der Vater des Hauses war der Meinung, der Mensch lebe nur, wenn sein Leben regelmäßig, wie eine Uhr, ablaufe, und jedes in der Stunde unwiderruflich geschehe, wie es bestimmt sei.

An einem trüben Novembermorgen, als die Straße noch nicht sehr belebt war, hörte man ein Geschrei, Jauchzen und Toben heraufkommen, und die neugierigen Bewohner erhoben sich vom Frühstück, um wahrzunehmen, was den Tumult veranlassen könne. Ein Gedränge von Knaben und gemeinen Straßenbuben strömte lachend und schreiend herauf, und vor ihnen her ging ein alter Mann, mit Geschirr beladen, das ihn als Kesselflicker bezeichnete, wie auch sein geschwärztes Gesicht und der von Ruß befleckte Anzug bemerken ließ. Es mußte auffallen, daß der Alte schon am frühen Morgen betrunken war oder den gestrigen Rausch noch nicht ausgeschlafen hatte, und die schadenfrohe Jugend benutzte seinen Zustand, um ihn mit Lachen, Spott und Schimpfreden zu verfolgen. Von Zeit zu Zeit rannte der Trunkene in den Haufen fluchend und tobend hinein, der dann auseinanderstob, um sich sogleich wieder zum Verspotten zu vereinigen. Die Anzahl der Knaben vermehrte sich, und einige Aeltere, die zum müssigen Pöbel gehörten, schlossen sich dem Triumphzuge an.

Da der Kesselflicker mit seinem Drohen nichts gewann, und seine Gegenreden nur lauteres Gelächter erregten, keiner seines Gefolges auch der Versicherung, er sei ein nüchterner und vernünftiger Mann, Glauben beimaß, welchem sein taumelnder, unsicherer Gang und seine lallende Stimme auch zu auffallend widersprachen, so suchte er endlich nach Steinen, um diese in die Rotte zu werfen. Jetzt stand der

Zug vor dem Hause des Grafen, und als der Tumult am lautesten war, trat der würdige, ernste Greis aus dem Thore seines Hauses, das sich sogleich wieder hinter ihm verschloß. Er sah sich nach dem Getümmel kaum um, sondern wendete sich ernst nach der Gegend, in welcher die Kirche lag, die er besuchen wollte.

Als der Betrunkene die hohe Gestalt des Grafen, dessen Scharlachmantel und in der Hand des Mannes den Stab mit dem goldenen Knopfe gewahrte, ließ er alsbald von seiner Vertheidigung ab, taumelte zum Oberkämmerer hin, suchte sich vor ihm aufrecht hinzustellen und rief mit lauter Stimme: Ach! gut, daß Sie kommen, Herr Graf! Sie haben auch gerade den Stock in der Hand; hauen Sie, schlagen Sie in das Gesindel hinein, was Sie nur können! Prügeln Sie darauf los, theurer Gönner, denn mir sind die Canaillen zu schlecht!

Der Graf stand einen Augenblick still, zitterte ein wenig mit den bleichen, schmalen Lippen und wandte sich dann mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verachtung von dem niedrigen Plebejer ab, der auf eine so sonderbare Art seine Hülfe in Anspruch genommen hatte. Ohne sich noch einmal umzublicken, setzte er festen Schrittes seinen Weg zur Kirche fort. Aus dem Hause war ein alter Jäger getreten, der den Betrunkenen in die Stube des Pförtners nahm, ihn zu beruhigen und den Auflauf zu stillen, worauf sich auch der tobende Haufe bald zerstreute und sich die Fenster der Nachbarschaft auch nach und nach wieder schlossen.

Aus dem obern Fenster des Palastes hatte Edmund Frimann, der Secretair des Grafen, der sonderbaren Scene mit Aufmerksamkeit zugeschaut. Der

junge heftige Mann war im Begriff, bewaffnet hinunterzueilen, um seinen hohen verehrten Herrn aus den Händen des rohen Trunkenboldes zu befreien, als er sah, wie schnell der Haufe beschwichtigt, wie gelinde der Ruhestörer vom Jäger besänftigt wurde. Er trat zurück und mußte jetzt über seine im Eifer entbrannten Wangen, sowie über den Auftritt lächeln, den er angesehen hatte. Indessen nahm er sich vor, die jungen Gräfinnen zu besuchen und ihnen die sonderbare Begebenheit mitzutheilen, damit sie ihren Vater, falls er sich gekränkt fühlte, bei Tische beruhigen könnten. Die Aeltere schlief noch, aber Elisabeth saß in ihrem Zimmer am Fortepiano und spielte und sang. Die Gesellschafterin der Gräfinnen war zugegen, mit einer künstlichen Stickerei beschäftigt. Elisabeth stand freudig auf, sowie sie den Eintretenden bemerkte.

Elisabeth lachte laut, als ihr Edmund die Geschichte ganz ernsthaft erzählt hatte. Ich glaube, sagte sie dann, daß man in unserer ganzen großen Stadt keinen schärfern Contrast hätte auffinden können, und es ist eine spottende Laune des Schicksals, daß meinem guten Vater dies hat begegnen müssen. Indessen, so viel ich ihn kenne, wird er darüber so wenig verdrießlich sein, als wenn ihn, vom Dache stürzend, ein Haufe Schnee bestreut hätte, denn dergleichen dringt nicht in sein Gemüth.

Die Gesellschafterin, ein junges Fräulein, hatte der Erzählung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört, und da sie vernahm, daß der trunkene Kesselflicker noch im Hause sei, so bat sie um die Erlaubniß, nach dem Vorhause gehen zu dürfen, um den merkwürdigen Mann, der sich so Großes unterfangen hatte, in Augenschein zu nehmen.

Das neugierige Kind! sagte Elisabeth, ihr mit klaren, freundlichen Augen nachsehend. Das ist ein glückliches Alter, in dem uns noch Alles wichtig ist, und eine glückselige Stimmung, wenn man sie so nennen will, die uns noch frisch erhält, auch das Unbedeutende, Nüchterne und Geringe gern mit Aufmerksamkeit aufzufassen und nicht als ein Störendes oder Nichtsnutziges abzuweisen. Ja, mein Edmund, ich war auch ein Kind, und wir gewinnen, wie es scheint, indem wir höher zu steigen glauben, nur ebenso viel, als wir verlieren. Verlust und Erwerb, vielleicht in gleichem Maaße, ist wol der Inhalt und die Geschichte unsers Lebens.

Kann Elisabeth so denken und fühlen? antwortete Edmund; o nein, sie weiß es ebenso gut als ich, daß unser Leben mehr ist als ein Spiegel, an welchem die Erscheinungen vorübergehen, ohne eine Spur zurückzulassen. Erst wenn wir uns selber finden, gibt es Gegenstände für uns; auch das Geringste, wenngleich nicht dieser Kesselflicker, kann dann in einige, wol prophetische Beziehung zu uns selber treten.

Richtig, mein junger Prophet, sagte die Comtesse mit schalkhaftem Lächeln, und seit ich Dich kennen gelernt und verstanden habe, ist mir erst die Vortrefflichkeit meines eignen Wesens klar geworden.

Wie glücklich bist Du, sagte Edmund seufzend, in dieser nie getrübten Fröhlichkeit.

Und soll ich etwa, rief die hohe Jungfrau aus, indem die große Gestalt, um noch länger zu werden, sich auf die Zehen stellte, wie meine Christine bei ihren Büchern thut, immer ächzen und weinen? Nein, mein theurer Freund, es werden noch Stunden genug kommen, in denen wir ernsthaft sein müssen; genießen

wir die Gegenwart, so lange sie heiter ist. Brauchte unsere Liebe ein Geheimniß zu sein, wenn die Menschen verständen, was die Welt und unsere wahre Freundschaft zu bedeuten hat? — Aber hier, mein Freund, wird mein Vater, wenn er endlich die Sache erfährt, und wir müssen sie ihm doch mittheilen, nicht so gleichgültig sein. Alles in der Welt würde er leichter begreifen, als daß wir auf eine Verbindung denken und auf seine Einwilligung rechnen.

Wenn Du mir nicht den Muth gäbst, Geliebte, erwiederte Edmund, so würde ich ihn niemals in mir selber finden. Aber es muß geschehen, ich bin es mir und seinem edeln Charakter schuldig. Die Folge wird aber sein, daß ich sein Haus, wahrscheinlich die Stadt verlassen muß.

Einen guten Augenblick, sagte Elisabeth, eine fröhliche Stunde muß ich bei ihm abwarten. Er liebt Dich, er zeichnet Dich aus; bei seiner zurückhaltenden kalten Weise ist es mir immer auffallend gewesen, wie er gegen Dich freundlicher und vertrauter ist, als ich ihn jemals zu irgend einem Manne gesehen habe. Oft ist er so zu Dir wie zu einem Kinde seines Hauses; nie hat er eine bittere Bemerkung über Dich gemacht oder Dich nur getadelt; dazu schützt Dich der General, mein Schwager, viele Vornehme in der Stadt sind Deine Freunde, von Deinen Arbeiten sprechen Alle, auch der Vater, immer mit Hochachtung. Ich hoffe Alles; freilich wie man hofft, wenn der schmerzlichste Verlust näher liegt als die Erfüllung.

Die Liebenden hatten in ihrem Gespräche die Umgebung vergessen; er drückte die schöne große Gestalt an seine Brust und legte Alles, was er ihr sagen konnte, in einem schmerzlich süßen Kusse auf ihre

Lippen. Sie erwiederte die Umarmung, als Beide jetzt erst bemerkten, daß die junge Gesellschafterin schon wieder an ihrem Stickrahmen saß. Mit einem langen prüfenden Blicke betrachtete diese das Fräulein und den jungen Mann. Dieser war erschrocken und verlegen, er schlug den Blick mit glühender Röthe nieder und konnte seine Fassung nicht wiederfinden. Elisabeth aber erholte sich früher von ihrem Schrecken, indem sie sagte: Wilhelmine, wundere Dich nicht allzu sehr, noch weniger sei ängstlich darüber, was Dir jetzt obliegen möchte. Morgen, spätestens übermorgen, erkläre ich es meinem lieben Vater selbst, daß ich eine Verbindung mit diesem Manne wünsche. Sei unbesorgt, Kind, durch mich sollst Du nicht in Verdruß gerathen oder Deine Lage verschlimmert sehen. Und so, Edmund, sei uns diese Unbesonnenheit ein Wink unsers Schicksals, daß wir nicht länger zaudern dürfen, sondern handeln müssen.

Edmund küßte die dargebotene Hand und entfernte sich, viel denkend und sinnend. Auf seinem Zimmer angelangt, sah er von oben herab, wie der alte Graf vom Gottesdienste zurückkam. Er erschien ihm ganz anders als sonst, und sein Herz klopfte ungestüm, wie er seit jenem Augenblicke in ein ganz verschiedenes Verhältniß zu ihm getreten sei. Sollte er seinem Glücke und der Güte des greisen Hofmannes vertrauen?

Oft schon hatte Edmund in verschiedenen Gesellschaften einen Baron von Werden gesehen, der ihm wegen seiner Seltsamkeit aufgefallen war. Jetzt ging er zu ihm, weil er ihm eine kleine Summe vom

Oberkammerherrn zu überbringen hatte. Der Baron war in vielen Gesellschaften nur ungern gesehen, weil er in einigen um so lieber aufgenommen wurde. So alt er auch schon war, so bemühte er sich doch, noch jung zu erscheinen. Er verachtete das Herkömmliche und alle Förmlichkeit. Hielt sich der Graf an Stunde und Zeit gebunden und war ein Sklave der Ordnung, so meinte der Baron im Gegentheil, der Mensch könne sich nur als freies und selbständiges Wesen empfinden, wenn er vergesse, daß es Uhren, oder Tag und Nacht gebe. Früher waren er und der Graf Freunde gewesen, aber seit vielen Jahren schon sahen sie sich kaum, sie vermieden sich Beide mit gleich starkem Widerwillen, und wenn der Oberkämmerer niemals von seinem ehemaligen Freunde sprach, so suchte der Baron jede Gelegenheit auf, den alten Grafen zu verlästern oder lächerlich zu machen.

Als Edmund in das Haus trat, welches abgelegen in der Vorstadt zwischen Gärten lag, hörte er oben einen lauten Wortwechsel. Es war der Baron, der mit seinem Sohne zankte, der sich ebenso heftig verantwortete. Edmund ging zögernd hinauf, und sowie er nur die Thür öffnete, wendete sich der Baron zu ihm und rief: Sie kommen gerade recht, lieber junger Mann, helfen Sie mir der Range da den Kopf zurechtsetzen. Er ist nun schon achtzehn Jahr alt und will immer noch nichts lernen. Alles Geld, was er mir abzwackt, verspielt er und macht mir dann noch Vorwürfe darüber.

Ja, rief der ungezogene Jüngling, denn hätte ich nur einige Thaler mehr gehabt, so hätte ich Alles wiedergewonnen. Aber so ist es immer, daß ich aufhören muß, gerade dann, wenn sich das beste Glück wieder melden will.

Und wovon geben, antwortete der Vater, wenn ich selbst nichts habe? Aber ich versichere Dir, ich werde andere Maßregeln ergreifen. Bisher habe ich Dich als einen freien Menschen behandelt, aber wenn Du mir wieder Streiche spielst, so werde ich Dich ins Zuchthaus bringen lassen.

Der Sohn sprang auf, ging davon und warf die Thüre donnernd hinter sich zu. Das hat man davon, sagte der Baron, wenn man gegen seine Kinder zu gütig ist. Uebrigens ist die Drohung mit dem Zuchthause nicht mein Ernst, wie Sie wol denken können; Sie sehen aber selbst, wie tief dieses einzige Wort auf den Burschen eingewirkt hat. Er ist erschreckt, er sieht meine Festigkeit, er wird nun in sich gehen. Ja, mein junger Freund, was hilft es mir nun eigentlich, daß ich den Emil von Rousseau, sowie alle spätern berühmten Erziehungsschriften studirt habe! Die menschliche Natur läßt sich nicht bändigen, und alle sogenannte Erziehung ist nur Einbildung und Gaukelspiel, das sehe ich jetzt am Ende meiner Tage.

Edmund wußte nicht, was er dem Baron antworten sollte. Er händigte ihm die Summe und den Brief des Grafen ein und wollte dann seinen Abschied nehmen. Bleiben Sie noch, sagte der Baron, indem er den jungen Mann zum Sitzen nöthigte, ich habe Sie lieb und möchte Ihnen gern Beweise davon geben; aber Sie sind mir immer ausgewichen, und das sollten Sie nicht thun, denn durch meine Verbindungen, meine Menschenkenntniß, durch meinen Einfluß und meine Erfahrungen kann ich Ihnen nützlich sein. Ich habe schon manchen jungen Mann gebildet, schon manchen glücklich gemacht, und wenn ich meistens auf Undankbare gestoßen bin, so ist das

nur eine Erfahrung, die nothwendig ist, da der Undank in der Natur des Menschen liegt.

Edmund betrachtete die bleiche Gestalt, die ohne Haltung und Kraft ihm gegenübersaß; er verwunderte sich über den Mann, der, selbst ohne Vermögen, im ärmlichen Anzuge, von Dürftigkeit umgeben, ihm solche Anträge zu machen wagte. Ja wohl, fuhr der redselige Baron fort, war dieser Graf einst mein vertrauter Freund, aber seine Einfalt und noch mehr sein Mangel an Charakter, seine elende Höflingsnatur haben mich gezwungen, mich ganz von ihm zurückzuziehen. Seinen Vorurtheilen opfert er Alles, Gewissen und Pflicht, Religion und Tugend. Wir lesen in der alten Geschichte von den grauenhaften Menschenopfern, und diese grau gewordenen Staatskünstler, diese von allen Thorheiten und der Verderbniß der Welt aufgesäugten Adeligen, was thun sie anders, als Freunde, Brüder, Kinder und Aeltern, wenn die Umstände dringen, einem Moloch aufzuopfern? — Darum habe ich schon seit lange gewünscht, Sie, junger Freund, im Vertrauen zu sprechen, um Sie zu warnen. Hüten Sie sich vor dieser kalten Schlange, die Eiswasser in ihren Adern hat. Er wird Sie misbrauchen, Zeit und Jugend und Gesundheit werden Sie in seinem Hause verlieren, und dann wird er Sie wie eine ausgepreßte Citrone wegwerfen.

Bei dieser kalt ausgesprochenen Behauptung erschrak Edmund. Sein Gehalt war bedeutend, ihm war Hoffnung auf eine ansehnliche Stelle gemacht, er hatte, von seiner Liebe geblendet, nur wenig an seine Zukunft gedacht, und plötzlich ward ihm die Möglichkeit ausgesprochen, daß er auch in seinen billigen Erwartungen getäuscht werden dürfte. So

sehr ihm alle Klätschereien verhaßt waren und er alles Geschwätz dieser Art, das ihm gemein erschien, vermied, konnte er doch nicht umhin zu fragen, indem er dem Redenden fest in die Augen sah: Sie glauben also, daß der Graf zu jenen Egoisten gehöre, die im Stande sind, nur ihrem Eigensinn oder ihrer Verblendung zu folgen?

Junger Mann, sagte der Baron mit dem Ausdrucke der Herzlichkeit, indem er ihm die Hand reichte, — würde ich so sprechen, wenn meine Worte nicht die ausgemachteste Wahrheit wären? Vor mehr als dreißig Jahren war mir dieser Graf der nächste und vertrauteste Freund, unsere Verbindung schien für eine Ewigkeit auszureichen, ich kannte jeden seiner Gedanken, und wir waren in gegenseitiger Liebe höchst glücklich; wir schwärmten für alles Edle und schwuren uns einen hohen Eid, nur der Tugend zu leben und alle Vorurtheile stürzen zu helfen. Poesie, Natur, Philosophie und Kunst, sowie das Wohl der Menschheit, die Verjüngung und Veredlung der Zeiten, diese waren unsere Götter, die wir anbeteten. Sowie er aber in die Nähe des Hofes kam, erstarben alle edeln Vorsätze in seiner Brust. Um eine reiche Gräfin aus einem alten Hause heirathen zu können, um Einfluß zu gewinnen, brach er das Herz eines höchst edeln Wesens, deren Liebe er mit allen Künsten der Schmeichelei gewonnen hatte. Als ich mich unzufrieden zeigte und ihn an seine Pflicht erinnern wollte, sagte er auch mir seine Freundschaft auf; seinen neuen Verwandten zu gefallen wurde er ein Frömmler und schalt auf Philosophie und Aufklärung. Er zog sich von allen Vernünftigen zurück, viele Einsichtsvolle vermieden ihn von selbst, den kräftigen Gemüthern ward er ein Spott, den Edeln

ein Abscheu, und so consumirt er jetzt in trauriger Einsamkeit ein gedankenleeres Dasein und freut sich seufzend über jeden Tag, den er zurückgelegt und mit ihm die Portion der drückendsten Langeweile überstanden hat.

Nein, bei Gott, rief jetzt Edmund aus, diese Schilderung paßt nicht auf ihn, und er wird von Ihnen verkannt. Der Graf ist unterrichtet, beschäftigt sich auf edle Weise und ist in vielen Stunden im Kreise seiner Familie höchst glücklich. Hat er sich fast ganz von der Welt zurückgezogen, so ist das seine freie Wahl. Seine Kinder lieben ihn von Herzen, und an allen erlebt er Freude.

Auch an der jüngsten Tochter, Elisabeth? fragte der Baron mit spitzigem Tone.

Wie meinen Sie das? sagte Edmund erstaunt und verwirrt.

Nun, fuhr jener höhnisch fort, sie hat ja einen Liebhaber, bürgerlichen Standes, einen ausgelassenen, aber höchst geistreichen Menschen, der den Ruf dieser alten Familie mit Scandal bedecken wird.

Edmund war aufgestanden. Herr Baron! rief er, zitternd in Zorn und Schreck, Sie sagen da etwas, das Sie niemals gut machen können, und ich bitte mir darüber eine nähere Erklärung aus.

Gut, wenn Sie wollen, antwortete der Alte ruhig genug, übermorgen, wenn es Ihnen gefällt. Im rothen Löwen kommt an dem Tage eine Gesellschaft aufgeklärter Menschenfreunde aus allen Ständen zusammen, man ist geistreich, witzig, selbst ausgelassen, und da sollen Sie die Bekanntschaft von dem jungen Wildfang machen, der sich für den Liebhaber der Gräfin Elisabeth erklärt hat.

Also, fuhr Edmund schnell heraus, haben Sie mich nicht gemeint?

Sie? sagte der Baron schnell, indem er seinerseits erstaunte und sich wieder niedersetzte. — O Jugend! Jugend! sagte er dann nachdenkend und seufzend; immerdar bist du doch so höchst unbesonnen und gibst dich in die Gewalt eines Jeden; jetzt, junger Herr, bin ich also im Besitze eines Geheimnisses, das Sie vielleicht dem Himmel selbst gern verschwiegen hätten. Nun, das muß uns noch fester aneinanderbinden, denn Sie sehen wol, wenn ich nicht Ihr Freund bleibe oder noch inniger mich mit Ihnen verbinde, daß Sie mir unbesonnen die gefährlichste Waffe gegen Sie in die Hand gegeben haben.

Doch nicht, sagte Edmund, der sich wieder gefaßt hatte, denn in diesen Tagen wollte ich dem Oberkammerherrn selbst meine Leidenschaft gestehen.

O! sagte der Baron lachend, setzen Sie sich noch ein Weilchen hin, damit ich erst mit Ruhe lachen kann. — Er erschütterte sich durch ein heftiges Gelächter, welches nicht enden wollte; endlich sagte er mit Thränen in den Augen: Nun, bei der Scene möchte ich zugegen sein, das muß das ehrbarste Lustspiel auf Erden abgeben; Sie, ein Bürgerlicher, von unbekanntem Herkommen, und dieser Graf! In einem solchen Gespräch sich gegenüber! — Da ich aber dies Verhältniß weiß, muß ich heute Mittag eine Flasche mehr als gewöhnlich trinken.

Edmund beschwor ihn, sein Geheimniß wenigstens nicht kund zu machen; dies versprach ihm der lachende Baron, wogegen Edmund geloben mußte, ihn übermorgen zu jener Gesellschaft zu begleiten, wo er seinen Nebenbuhler kennen lernen sollte, der die Absicht habe, Elisabeth heimlich zu entführen. Und

dies, schloß der Baron, ist auch das einzige Mittel, durch welches Sie, mein guter Frimann, die junge Person erlangen können; alles Andere taugt nichts und führt zu gar nichts. Aber zur Entführung bieten ich und meine Freunde Ihnen unsere Hülfe an.

Edmund war nachdenkend nach Hause gekehrt. Er hatte an diesem Tage die Familie seines Beschützers nicht mehr gesehen. Eine unruhige Nacht quälte ihn mit verwilderten Träumen, und wenn er wachte, gingen ihm die Worte des Barons wie böse Geister durch seine Seele. Oft glaubte er dem Bericht und der Schadenfreude des Alten; dann erklärte er Alles für Verleumdung. Er erinnerte sich dann, wie er vor zwei Jahren in das gräfliche Haus gekommen sei, von einem Freunde und Beschützer empfohlen, der ihn in seiner Geburtsstadt liebgewonnen hatte. Dieser Adelige stand mit dem Oberkammerherrn in Verbindung und hatte sich, da er seit lange die Rechtlichkeit des jungen Mannes, sowie dessen Gelehrsamkeit kannte, da er wußte, wie fleißig er auf der Universität gewesen war, seiner angenommen. Schüchtern war der junge Frimann in das große gräfliche Haus getreten, und es verflossen Monate, bevor er seine Verlegenheit überwinden konnte. Die jüngste Comtesse, Elisabeth, faßte gleich vom ersten Tage Zutrauen zu ihm. Sie erleichterte und erheiterte sein Leben, und bald war er an die Eigenheiten des Grafen gewöhnt. Jetzt arbeitete er gern mit dem alten Herrn, sang und musicirte mit Elisabeth, war oft zugegen, wenn Christine vorlas, auch übernahm er zuweilen dieses Amt des Recitirens, und der Graf lobte dann seine Stimme und seinen Ausdruck. Der

Vater selbst liebte es nicht, sich Romane oder poetische Sachen vortragen zu lassen, er wählte ernste Bücher, meist geschichtliche; aber es traf sich zuweilen, daß er in den Lesestunden anders beschäftigt war, und dann foderten die jungen Mädchen sowie die schöne Frau den Secretair wol auf, auch einmal eine Tragödie oder eine poetische Erzählung vorzutragen. Vorzüglich war es dann der General, wenn er zugegen sein konnte, der diese Ergötzung mit Eifer betrieb, er wählte selbst die Trauerspiele aus, und Edmund konnte dann nicht stark und rührend genug im Ausdrucke sein, indem er ihn wiederholt ermunterte, ganz mit der vollen Empfindung des Herzens zu declamiren.

Man hatte in einer Woche, als der alte Graf verreist war, schon den Wallenstein, die Maria Stuart und den Egmont gelesen, als der muntere General, der an allem Großen und Phantasiereichen eine fast übertriebene Freude hatte, dem Vorleser Romeo und Julie überreichte. Lesen Sie aber heute, rief er aus, die Liebesscenen so, als wenn Sie selber ein Verliebter wären. Bei diesem Worte ward Elisabeth plötzlich roth, und ihr Auge, das eben noch klar in den freundlichen Blick Edmunds gesehen hatte, fiel plötzlich zu Boden und erhob sich dann mit einem fremden, seltsamen Glanze wieder zu ihm empor. Tausend Gefühle, Gedanken, Erzählungen und Phantasien, Vergangenheit und Zukunft lagen in diesem Blick. Edmund las an diesem Abend so schlecht und ohne Ausdruck, wie noch niemals, sodaß der General verstimmt ward und endlich selbst den Vorleser machte. Sein scharfer Provinzialdialekt aber, verbunden mit seinem falschen Accent, brachte die jungen Frauenzimmer zum Lachen, und so endigte die Lecture die-

ses Abends in Thorheit und Scherz. Edmund hatte immerdar über diesen Blick gegrübelt, er hatte weder vom Vortrage des Generals noch von seiner eignen Stimme etwas vernommen. Immer wieder begegnete sein Auge dem der Gräfin, und ihm war, als würde ihr Blick mit jeder Minute herzlicher und vertrauter. Als die Vorlesung geendigt war und er beim Abendessen neben ihr saß, berührten sich ihre Hände einigemal zufällig. Er hatte noch niemals diese Finger so schön gefunden; er hörte das Gespräch der Gesellschaft nur wie aus einer weiten Ferne, und es wurde ihm schwer, Fragen zu beantworten, denn er mußte seine ganze Aufmerksamkeit zusammennehmen, um nur zu verstehen, was man fragte. Als die Gesellschaft sich trennte, war Elisabeth einen Augenblick zurückgeblieben; sie reichte ihm die Hand zum Kusse und drückte die seinige sanft.

Nach einer schlaflosen und selig verträumten Nacht, nach einem wunderbar verlebten Tage bemächtigte er sich am Abend des Buches, um seine gestrige Versäumniß wieder gut zu machen. So sehr sich die Damen anfangs sträubten, so mußten sie die Tragödie Shakspeare's doch noch einmal hören, und er las nun so ausdrucksvoll, daß Keiner die Thränen zurückhalten konnte und selbst der General in heftiger Rührung schluchzte. Ohne das Wort Liebe zu nennen, waren Elisabeth und Edmund von jetzt an auf das Innigste verbunden.

Auf Spaziergängen, bei kleinen häuslichen Festen, fanden die Liebenden manchen Augenblick, sich in der Einsamkeit und ungestört zu besprechen. Jetzt war es seit vier Monaten geschehen, an einem schönen Frühlingstage, daß er in der Laube eines Gartens den ersten Kuß gewagt hatte. Nachher redeten sie

sich mit dem vertraulichen Du an und sprachen oft von ihrer Zukunft. Den Geschwistern blieb diese Liebe ein Geheimniß, auch meldete Edmund seiner Mutter, die noch lebte und mit der er viele Briefe wechselte, nichts von diesem glücklichen Unglück.

Denn welche Qualen hatte ihm im süßen Gefühle seiner ahndungsvollen Jugend diese Liebe schon gegeben. Hoffnung und Verzweiflung wechselten oft in seinem Busen. Jetzt überdachte er in der Nacht die Geschichte und das Wunder dieser Liebe; aber die bittersüßen Gefühle zogen wieder durch seinen Busen, und er gestand sich, daß diese Pein, sich seine Geliebte als eine Unwürdige zu denken, schärfer sei, als alle andere Schmerzen. Jener erste Blick, der Händedruck, das Gespräch und so viel später der Frühlingskuß waren bis jetzt in der Erinnerung das höchste Glück seines Lebens gewesen; in Nächten, unter dem bestirnten Himmel oder im Walde hatte er oft über die Wonne und das Wunder dieser Sympathie geträumt, die die Geliebte ihm entgegengeführt und sie diesen ewig unergründlichen Blick hatte blicken lassen. Zuweilen, wenn es die Einsamkeit erlaubte, stritten sie, wer den Andern zuerst geliebt habe, jeder wollte alsdann den Andern einer Säumniß oder Unentschlossenheit anklagen, und doch tröstete sich Edmund im Stillen mit der Ueberzeugung, sie sei ihm zuerst, vom Geheimniß des Lebens bezwungen, entgegengekommen, denn er war überzeugt, daß durch jenen seltsamen Blick seine Liebe aus ihrem Schlafe erwacht sei und sich zum Bewußtsein verklärt habe. Freilich dünkte ihm wieder, diese Bestimmung seines Lebens, dieses Mädchen zu lieben, sei längst als ein verschlossenes Geheimniß in seine Seele versiegelt gewesen. War ihm bisher dies Entgegengehen als sein höchstes Glück

erschienen, so raunte ihm jetzt sein böser Geist zu, Alles sei nur Gefallsucht in dem angebeteten Wesen, die mit seinem Wohl spiele, ihn bethöre und sich ihrer Gewalt über seine Seele frevelhaft freue; sie sei ohne Gefühl und würde selbst seinen Untergang mit Leichtsinn betrachten; sie habe ebenso jenen übelberüchtigten Jüngling in ihr Netz gezogen, mit dem es ihr vielleicht sogar mehr Ernst sei.

Unter diesen Phantasien brach der Morgen an. Edmund setzte sich an seine Arbeit, er sah dann den Grafen zur gewohnten Stunde nach der Frühmesse gehen, er wollte die Gräfinnen besuchen, die ihn aber nicht annahmen, weil sie sich beide unwohl fühlten. Nach einer Stunde ward er zum Oberkammerherrn gerufen. Er stieg mit klopfendem Herzen die breite Treppe herunter, um sich in das abgelegene Studirzimmer des Grafen zu begeben. Er ging an Elisabeths Zimmer vorüber, die Thür war halb geöffnet, er sah sie im Sessel mit rothen, verweinten Augen ruhen; ihr thränenvoller Blick, den er nur im Vorübergehen erhaschen konnte, sagte ihm Alles und schlug beschämend seinen Argwohn zu Boden.

Die Thür des Grafen, vor der er jetzt stand, war ihm heut eine ganz andere als am vorigen Tage, er betrachtete sie mit ahndungsvoller Scheu und zögerte ein und noch einmal, bevor er sie eröffnete. Im Zimmer saß der Graf an seinem Schreibtische im weiten Schlafrock. Da der Tag finster war und es draußen regnete, hatte er die schweren dunkeln Vorhänge vor den Fenstern heruntergelassen, und die geschirmte Lampe, die ihn nur erleuchtete und seinen Tisch, brannte matt, das Zimmer war dunkel.

Auf einen Wink des Alten mußte sich Edmund ihm gegenübersetzen. Feierlich war das bleiche, tief-

gefurchte Antlitz des Grafen; sein weißes Haar, nach ehemaliger Weise in Locken auf der Seite zusammengelegt und durch Puder glänzender, gab dem klugen feinen Angesicht etwas von einem geschnitzten Bilde. Edmund fühlte, daß er mit einer Gestalt aus einem andern Jahrhundert und aus einer fremden Welt zu thun habe, und daß er niemals zu diesem seltsamen Wesen ein wahres Zutrauen fassen könne.

Nachdem ihn der Graf lange stillschweigend betrachtet hatte, sagte er endlich mit ruhiger Stimme: Es thut mir leid, mein junger Freund, daß wir uns trennen müssen, und zwar recht bald, in diesen Tagen noch, ich erwarte nur die Antwort auf einen Brief, den ich eben abgeschickt habe. Es war nicht meine Absicht und mein Wunsch, daß wir uns so früh entfremden sollten; indessen ist es ein Schicksal, dem wir Beide gehorchen müssen.

Ich soll, sagte Edmund stammelnd, Excellenz und dieses Haus verlassen?

Nicht anders, erwiederte der Alte, denn nach dem Geständniß, welches mir meine jüngste Tochter heut früh gemacht, mit einer Freimüthigkeit gemacht, die ich, da ich mir der guten Erziehung bewußt bin, die sie genossen hat, noch nicht begreifen kann, ist es von der bestimmtesten Nothwendigkeit, daß Sie sich entfernen, je früher, je besser. Denn Trennung und Entfernung ist nach Erfahrung und Beobachtung das sicherste, oft einzige Mittel, um derlei Seelen- und Herzenskrankheiten zu heilen.

Sie wissen Alles, Herr Geheimerath? fragte Edmund wieder.

Wie Sie sehen, antwortete der Graf; und fern sei es von mir, mit Ihnen zu schelten, oder zu rech-

ten, oder Sie bekehren zu wollen. Denn wie dergleichen bei einer physischen Krankheit zu gar nichts führen würde, so erleidet Ihr Liebeszustand auch keine vernünftige Einrede. Hätte die Leidenschaft nicht damit angefangen, die Vernunft völlig zu unterjochen und ihr Fesseln anzulegen, so säßen wir Beide nicht hier, um uns so zu besprechen, wie wir es thun, und mein ehemals verständiges Kind hätte den Muth nicht gehabt, mir die Eröffnungen zu machen, die sie mir heute früh, noch in der Dämmerung des Tages, mittheilte.

Jetzt faßte in seiner hoffnungslosen Lage Edmund aus der Verzweiflung einen plötzlichen Muth und sprach gefaßt: Wollen mir Euer Excellenz erlauben, etwas zu erwiedern, und frei, aus voller Seele zu Ihnen zu sprechen? Ist es denn unerhört, daß ein Bürgerlicher, ohne Ahnen und Reichthümer, ohne Familienverbindung und Ansehen, ein solches Glück erlangt, wie mir aus dem Herzen Ihrer angebeteten Tochter winkt? Alte Geschichten erzählen dergleichen; arme Jünglinge sind so emporgestiegen und haben Geschlechter gegründet, die nachher mit dem Ruhm und der Würde der Vorfahren wetteifern durften. Sie haben keine Söhne, verehrter Mann, des Königs Gnade hat dem Herrn General, Ihrem Eidam, das Majorat Ihrer Familie verliehen, Ihre zweite Tochter, sagt man, ist die Braut eines reichen Erben eines großen Hauses, der jetzt noch in Italien verweilt. Die jüngste Gräfin wird, wie ich glaube, keine Ansprüche auf Ihre Güter und Ihr Vermögen machen, sie wird mit einem bescheidenen Glücke zufrieden sein, da sie Einsamkeit und Zurückgezogenheit liebt. Wenn der Glanz Ihres Hauses also nicht leidet, wenn Sie jedes Ihrer Kinder das Glück finden

lassen und ihm gewähren, welches seiner Eigenthümlichkeit zusagt, handeln Sie dann unrecht? Ist es Ihnen Schande oder Kränkung, einen Sohn zu erhalten, der Sie um so mehr ehren und lieben wird, wenn er Ihnen Alles zu verdanken hat, wenn er sich stündlich sagen muß, daß er ohne Sie und Ihre Güte ein Nichts, ein Unglücklicher wäre? Der General und Ihr zweiter Eidam können im Stillen die Meinung hegen, sie hätten auch eine feste Stellung im Leben, ihre Dankbarkeit wird also immer nur eine beschränkte bleiben, wenn ich ohne Bedingung und Einrede des eignen Verdienstes nur das Geschöpf Ihrer Güte und Liebe würde. Und sehen wir auf die Welt und unsere Zeit — wie hat sich seit mehr als zwanzig Jahren Alles verwandelt! Wie sind die Säulen gefallen, von denen man wähnte, daß sie Reiche und Welttheile stützten! Sie sind gefallen, und die Geschichte geht ihren Gang, und die neuen Geschlechter gedeihen. Ein unbekannter Emporkömmling beherrscht die mächtigste Nation von Europa, und durch sie unsern Welttheil, unser Deutschland wenigstens. Sein gestifteter Adel hat sich unter die ältern Familien gemischt und gilt neben diesen. Unser deutsches Vorurtheil ist von ihm gestürzt und hat in dem wahrhaft aristokratischen England niemals gegolten. Ja, ist es nicht vielleicht die sicherste Erhaltung und Wiederherstellung des deutschen Adels, wenn die jüngern Söhne, vorzüglich aber die jüngern Töchter, nicht auf den Adel der Familie Ansprüche machen und in das Erbe eintreten? O ehrwürdiger, edler Mann, geben Sie mit freiem Herzen Ihrer Umgebung ein Beispiel, bringen Sie das Opfer eines veralteten deutschen Vorurtheils, um zwei Herzen wahrhaft glücklich zu

machen, die keine Begier nach Reichthum fühlen oder als Adelige glänzen wollen.

Der alte Graf betrachtete seinen Secretair lange mit scharfem, prüfendem Blicke und sagte dann mit fester Stimme: Ich habe Sie ausreden lassen, junger Mann, um mich ganz von dem Zustande Ihrer Krankheit zu überzeugen, denn daß Sie im Fieber sind, weiß ich ganz gewiß, ohne Ihren Puls zu fühlen. Es ist dieselbe Fieberhitze, die jetzt die Welt umtreibt und alles Leben und alle Gesundheit zu zerstören droht. — Haben Sie in dem lehrreichen Briefwechsel des großen Friedrich von Preußen niemals die Stelle gelesen: „Ich habe die Gesinnungen meines Standes." Mit den wenigen inhaltschweren Worten konnte er jene Sophistereien niederschlagen, die ihm aus der Erfüllung seiner Pflicht einen Vorwurf machen wollten. Wir lachen, wenn wir hören, daß es Einsiedler gibt und gab, welche trinken und sich berauschen, die sich von Zeit zu Zeit in die weltlichen Zerstreuungen drängen. Warum wählte dieser gestörte Mann diesen Beruf? fragen wir mit Recht. Und diese Fragenden sind meistentheils ebenso verirrt. Der Gelehrte klagt über seine einsame, abstumpfende Beschäftigung; er möchte in das Staatsleben eingreifen. Der Geschäftsmann schämt sich seiner Bestimmung und jammert, daß er nicht Dichter sein darf, ohne daß er noch weiß oder erfahren hat, ob ihn die Natur mit Talenten ausstattete. Der Dichter fühlt sich zurückgesetzt, weil ihm nicht die weltliche Ehre eines Ministers oder Generals erwiesen wird. Der Militair möchte Prediger und Apostel sein, er weissagt und steht geistlichen Zusammenkünften vor. Der Geistliche verachtet seinen Beruf und sehnt sich in das Getümmel der Welt hinaus. Feldherr möchte

jener kleine, dürftige Mann sein, den die Natur und sein Studium zu gelehrten Forschungen anwies. Der Bürger verwünscht sein Handwerk, und der Bauer sieht mit Neid den Städter an. So ist Alles aus seinen Fugen, und Jedermann ist unzufrieden, eben nur deshalb, weil er unzufrieden sein will. Diese Verstimmung nennen die Verblendeten den Fortschritt des Zeitalters und verlästern alle Diejenigen, die von der Treue zu ihrem Beruf begeistert sind, als Beschränkte, Armselige, vom Vorurtheil Befangene. Ihre scheinbare Philosophie möchten sie mit Gewalt ausbreiten, und Jeden als Blödsinnigen unwirksam machen, der sich ihrem Thun widersetzt. Ist ein Jüngling an diesem Zeitgeist erkrankt, zugleich noch von der Liebe begeistert, so nennt er seinen Wahn göttliche Eingebung, und möchte sich und das Theuerste seinen Hirngespinnsten aufopfern. Nein, mein junger Freund, kehren Sie um, wenn es noch möglich ist. Denn diese Grillen von Gleichheit der Stände und was damit zusammenhängt, sind allzu unhaltbar. Erlaubt es sich der Mensch erst, sich gegen die Bedingungen seiner Natur aufzulehnen, so muß er im Wahnsinn endigen. Denn keine Grenze, keinen Halt gibt es für dies Bestreben. Sollen mich Leidenschaft, Grille und Willkür regieren, so muß ich mich gegen Alles auflehnen, was da ist, denn mein Dasein fängt mit Resignation an und ist auf diese gegründet. Diese Lebens-Bedingnisse, ohne welche es keine Freiheit gibt, fodern von mir die Aufopferung vieler sogenannten Freiheiten. Das innerste geheimste Leben der Natur webt in Zahlenverhältnissen und mathematischen Gesetzen. Das System unserer Erde, Sonne und der Planeten, ja die ganze denkbare Welt ist ein unermeßliches Uhrwerk, das ohne Tact und Ord-

nung nicht da sein könnte. Diese Ordnung und Kraft der Zahl ist das innerste Grundwesen unserer Seele; und das Erringen der Freiheit, das Vernichten oder Hemmen der Ordnung, die sich in unserem Leben auch äußerlich gestalten muß, ist nichts als ein Streben, das Chaos und das Nichtsein wiederherzustellen.

Hier machte der Graf eine Pause, indem er sich eine Tasse Thee einschenkte. Edmund wußte nichts zu erwiedern, denn die sonderbare Stimme des Alten scholl ihm wie aus einer weiten Ferne. Nach einer Pause fuhr der Graf fort: Ein Staat, wenn er irgend von Umfang ist, wenn er diesen Namen verdient, kann nicht ohne Unterschiede des Volkes, ohne Stände sein. Im Nächsten bildet sich hier das vorige Grundgesetz der Sterne und aller Naturen wieder ab; das Niedere existirt nicht ohne das Höhere; es Ist! und nur der Wahnsinnige fragt: Warum? Denn diese Frage ist keine Frage, und nur einem Aberwitzigen kann es einfallen, darauf antworten zu wollen. Der Adel, der angeerbte, ist von allen Einrichtungen die mildeste, um das Wohlbefinden der unteren Stände möglich zu machen. Wie er sich vergangen hat, wie man sich an ihm versündigt hat, wie er ausgeartet ist, wie ihm wieder könnte geholfen werden: diese Aufgaben sind zu ungewiß und weitsehend, um sie eilig erörtern zu können. Wenn wilde Eroberer ihre usurpirte Kraft daran setzen, zu zerstören, so kann doch auch ihr Reich nicht auf Vernichtung gegründet sein, sondern sie müssen wieder bauen und jene unverrenkbare mathematische Ordnung auf ihre Weise wiederherzustellen suchen. Wer den Adel vernichtet, muß einen andern wieder aufbauen, sei es aus Geld, oder roher Soldatenkraft, oder Gunst.

Auch das haben wir erlebt, und nicht zu unserer Freude.

Es entstand wieder eine Pause, und da sich Edmund ruhig verhielt, fuhr der Alte, nachdem er seine Tasse geleert hatte, fort: Je mehr in unsern Tagen alle jene ehrwürdigen Anstalten der Vorzeit unterzugehen drohen, um so mehr ist es die Aufgabe und die höchste Ehre Derjenigen, die von dem Werthe dieser Einrichtungen durchdrungen sind, sie aufrecht zu erhalten. Diese, die am Alten festhalten, sind Streiter für das Göttliche, sie kämpfen für die ewigen Rechte. Wer nachgibt, diese überkommenen Vorrechte wissentlich oder leichtsinnig schmälert, seinen Nachkommen die angestammte Herrlichkeit verkümmert, ist ein Frevler und Sünder. Was fabeln manche christliche Secten von der Gnadenwahl! Daß ich Der geboren bin, der ich bin, mit diesem gesunden Körper, unter diesen Umständen, in dieser Zeit, nicht unter Lappländern, Hottentotten oder Türken, mit Geist, Verstand und Glaubensfähigkeit ausgestattet, — das ist die Gnadenwahl, die unbegreifliche, für die ein Jeder dem Himmel danken muß. Noch mehr Derjenige, der zu allen diesen Vorzügen noch den zählt, einer alten, berühmten Familie anzugehören.

Edmund hatte es nun schon aufgegeben, seine Bitten und Wünsche auf irgend eine neue Weise vorzutragen; die Worte des Alten hatten ihn so zerstreut gemacht, daß er den Redenden nur wie einen wunderbaren Ueberrest aus einer uralten, längst verflossenen Zeit betrachtete.

Der Graf fing, nachdem er den jungen Mann ebenfalls eine Weile starr betrachtet hatte, von neuem an: Nichts in der Welt hat an und für sich und von den Augen der sogenannten Vernunft betrachtet,

einen wahren Werth: ein Vorurtheil, eine liebende Ehrfurcht, die sich ebenso willkürlich als nothwendig an die Sache heftet, gibt ihm erst eine heilige Weihe. Und indem wir Menschen diese wahre Liebe, die schönste Kraft unserer Natur, dieses Vorurtheil, daran heften, wird die Sache etwas, und wir als Menschen wachsen mit dem Gegenstande, den wir geweiht und groß gemacht haben. So entsteht die wahre Geschichte, so bauen sich Völker und Staaten, Sitten und Gesinnungen auf, und ein mächtiger Baum des Lebens erwächst und gibt Tausenden Schatten und Erfrischung. Der Holzhändler, der aus Eigennutz, eines vorübergehenden Gewinnstes wegen, diese tausendjährige Eiche fällt, thut nichts Sonderliches, obgleich es jetzt an der Tagesordnung ist, diese Trödler und Höcker als die Helden der Menschheit zu bewundern. Sie können also jetzt vielleicht begreifen, warum ich Ihre Wünsche und Absichten als sündliche ansehe, und von einer Einwilligung meinerseits niemals nicht die Rede sein kann.

Edmund wollte sich jetzt entfernen, aber der Alte winkte ihm, sitzen zu bleiben, indem er fortfuhr: Wenn ich so viele Bücher der neuern Zeit ansah, wenn ich sah, was um mich vorging, so habe ich die Kräfte und Leidenschaften bedauern müssen, die sich so vielfältig an Irrthümern und Schattengebilden zersplittern. Ein Baron oder Graf aus einer alten Familie, der ein Bürgermädchen heirathet, handelt viel schlimmer und liebloser als Derjenige, der sie in seinem unmoralischen Taumel verführt und erniedrigt, oder der sich heftig seinen jugendlichen Leidenschaften und Lüsten auf eine Zeitlang in der schlechtesten Gesellschaft überläßt. Dann wenigstens untergräbt er doch die Ordnung des Staates nicht, und

13*

seine Sünde fällt nur auf sein Haupt, das Unglück trifft nur Einige, die es oft durch Leichtsinn verschuldet haben. Aber auf jenem scheinbar tugendhaften Wege macht er sich und das Mädchen unglücklich; wenn sie Aeltern und Verwandte hat, auch diese; mit seiner eignen Familie, Aeltern, Oheim, Basen, geräth er in das traurigste Misverhältniß; seinen Kindern raubt er die Auszeichnung und Vorzüge, zu welchen das Schicksal sie bestimmt hatte; er gibt andern Leichtsinnigen Beispiel und Rechtfertigung und verschuldet es, daß noch in später Nachwelt sein heilloser Irrthum traurige Früchte trägt. Und ein Mädchen, die sich, ihre Familie verleugnend, erniedrigt! Welch ein elendes Loos steht ihr bevor? Nicht lange, so wird sie sich zurücksehnen nach jenen Geschwistern und Verwandten, von denen sie sich muthwillig getrennt hat; der Mann genügt ihr nicht, der alte Stolz ihres Blutes erwacht, und sie muß dieselbe Liebe Thorheit schelten, die ihr vor Kurzem noch als das glänzendste Kleinod ihres Lebens erschien.

Jetzt stand er auf und schloß einen Schrank auf; Edmund hatte sich auch erhoben. Bleiben wir noch etwas beisammen, fing der Graf wieder an, denn ich habe Ihnen noch Einiges zu sagen. Er faltete ein Papier zusammen und legte es vor sich, mit einem andern, viel freundlichern Tone sprach er dann: Lieber Edmund, Sie sind mir sehr werth, sehr theuer gewesen, ich habe Sie wahrhaft geliebt, und daß wir uns auf solche Weise und durch diese Veranlassung trennen müssen, schmerzt mich innigst. Der Himmel hat mir keinen Sohn geschenkt; als Sie nun das erste Mal zu mir durch diese Thür hereintraten, fiel mir Ihr Wesen, Gang, Antlitz, der Ton Ihrer Stimme, alles so auf, daß ich tief gerührt war. Ei-

nen solchen Sohn möchte ich wol haben! sagte ich zu mir selbst, so hätte ich ihn mir gewünscht, so hat ihn meine Phantasie mir so oft vorgemalt. Täglich wurden Sie mir lieber, so sehr, daß ich immerdar über mich wachen mußte, um nicht mit Ihnen in den vertraulichsten Ton zu fallen. Aber freilich, so oft es mir beifiel, daß Sie durch meine Tochter mein Sohn werden könnten (wie man denn viel Thörichtes in den Stunden schlafloser Nächte zusammenphantasirt), so hatte ich Augenblicks einen Widerwillen, ja einen Abscheu vor Ihnen, wie es Ihnen vielleicht auf ähnliche Art ergeht, wenn Sie mit jenem Simonssohne beisammen sind, mit welchem ich Sie recht vertraulich habe wandeln sehen, und es fällt Ihnen plötzlich ein, daß dieser Mann ein Jude ist. Sehen Sie, dergleichen, was die Seele unseres Blutes ist, was wir weder vergessen können noch sollen, sind unsere Vorurtheile. Sie werden, wenn ich Sie jetzt rauh von mir entferne, darum nicht von mir gehaßt. Hier ist die Eingabe, daß Sie die Hofrathsstelle dort in jener angenehmen Stadt erhalten mögen, die Sie lieben; der Gehalt ist sehr bedeutend, mehr als Sie gewünscht haben, dort können Sie Ihre Mutter zu sich nehmen; es fehlt Ihnen nicht, bald höher zu steigen, wozu ich meinen Einfluß und die Gnade unsers Königs nicht verabsäumen werde. Eine reiche Gemahlin kann Ihnen, wie liebenswürdig und gut Sie sind, nicht entgehen, und so genießen Sie eines wahren irdischen Glücks, indem Sie jenes phantastische aufgeben, welches doch früher oder später eine Quelle der Trübsal für Sie geworden wäre.

Edmund konnte sich einer seltsamen Empfindung nicht erwehren, die aus Rührung und Bitterkeit gemischt war. Auch eine Art Schadenfreude überschlich

ihn, wenn er an jenen unwürdigen Nebenbuhler dachte, dessen Aussage doch vielleicht keine Lüge sein könnte. Freilich, sprach er zu sich selber, wird ein solcher Lump, falls er nur Edelmann ist, dem ehrwürdigen Thoren immer noch lieber sein als ich Aermster.

Excellenz, fing er zögernd an, ich habe jetzt von Ihren Lippen viel Böses, wie Gutes, Kränkendes und Erhebendes hören müssen; ich bitte Sie um die Erlaubniß, noch eine Zeitlang in Ihrem Hause verweilen und die Gräfin sehen und sprechen zu dürfen. Ich bin überzeugt, unser Beider Gemüth findet sich leichter und edler in Das, was durch Ihre Grundsätze und Ueberzeugungen ein Unabänderliches geworden ist. Unsere Trennung wird uns dann weniger gewaltsam erscheinen, unsere Seelen gewöhnen sich allgemach an den ewigen Abschied. —

Nein! rief der Graf, dazu kann ich meine Erlaubniß niemals geben. Bis Ihre Bestallung ausgefertigt ist, mögen Sie, wenn es Ihnen bequemer ist, in meinem Hause bleiben, aber Sie geben mir Ihr Ehrenwort, die Comtesse in der Zeit nicht zu sehen und zu sprechen, denn ich werde ihr den Befehl ertheilen, ihr Zimmer nicht zu verlassen. Ich bin überzeugt, Ihre Stimmung und Liebe ist jetzt die lauterste und heiligste; oft vergessen sogar die jungen Leute in ihrer hochgestimmten Leidenschaftlichkeit, daß die körperliche Vereinigung in der Ehe das Ziel ist, wohin die Natur alle diese überirdischen Schwärmereien führen muß. Ich traue Ihnen selbst und halte Sie für edel, aber ich vertraue der menschlichen Natur nicht, die in ihrer höchsten Verstimmung sich nur zu leicht überspringt und auch das Niedrige umarmt und sich ihm verbrüdert. Vielleicht lasse ich

meine Tochter zu ihrer Tante, meiner Schwester, verreisen, um vor allen Thorheiten so mehr gesichert zu sein.

Der alte Mann ging jetzt zu einem andern Schranke, schloß ihn bedächtig auf und öffnete dann ein geheimes Fach. Edmund wollte sich nähern, aber der Graf wies ihn stumm mit der Hand zurück, und bei dem ungewissen Schimmer der Lampe schien es dem Jüngling, als wenn er den Greis eine Thräne vom Auge trocknen sähe. Der Graf verschloß das Fach und den Schrank wieder sorgfältig, nachdem er einige versiegelte Papiere herausgenommen hatte. Diese betrachtete er lange und näherte sich dann dem jungen Manne, welcher ungewiß war, ob er gehen, ob er bleiben solle. Nehmen Sie hier, fing er an, einige Briefschaften, die ich Ihnen vertrauen will, sehen Sie sie durch, doch mit der Bedingung, daß Sie gegen Niemand, auch meinen Schwiegersohn nicht, davon sprechen. Die Papiere betreffen und erörtern ein altes Verhältniß, eine Epoche meines Lebens, die mir sehr wichtig war. Sie werden mich aus ihnen näher kennen lernen, und ich vertraue sie Ihnen, damit Sie daraus ersehen, wie edle Seelen sich fassen, wenn sie in Lagen und Stimmungen sind, der Ihrigen ähnlich.

Edmund empfing die vielfach versiegelten Blätter aus der zitternden Hand des Greises. Wenigstens, sagte er dann, bleiben Sie in meinem Hause, bis Sie dieses durchgesehen haben, lesen Sie aber bei verschlossenen Thüren, und wenn Sie ausgehen, rechne ich darauf, daß Sie diese Blätter jedem Auge entziehen. Haben Sie geendigt, so senden Sie sie mir im versiegelten Umschlage zurück, denn es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sich unsere Augen nicht wieder

begegnen, am wenigsten möchte ich Sie unmittelbar nachher sprechen, wenn Sie diese Papiere angesehen haben. Und nun, mein junger Freund, den ich wie einen Sohn geliebt habe, umarmen Sie mich zum Beschluß unserer Bekanntschaft recht herzlich. Dieses körperliche Zeichen des Wohlwollens und Vertrauens ist mir, mir selber unbegreiflich, bei Ihnen nothwendig; eine Berührung, die ich seit dreißig Jahren immer geflissentlich vermieden habe.

Er drückte den jungen Mann wiederholt herzlich an seine Brust, er war so bewegt, daß er sich nur mit Mühe losmachen konnte. Endlich setzte er sich wieder in seinen Armstuhl, winkte mit der Hand, und Edmund entfernte sich mit den seltsamsten Gefühlen.

Frimann eröffnete, in seinem Zimmer verschlossen, die vielfach versiegelten Blätter, aber er war so zerstreut und aufgeregt, daß er den Inhalt nicht fassen konnte; die Buchstaben blieben ihm nur todte Zeichen. Er verbarg Alles, ging dann im Zimmer umher, sah auf die Straße hinaus und überdachte sein Schicksal. Bald zeigte sich ihm das Bild des Grafen in einer ehrwürdigen Gestalt, bald erschien es ihm gespenstisch und fratzenhaft. Das Leben selbst drohte ihm in ein unzusammenhängendes Possenspiel zu verrinnen; er zweifelte selbst an der Wahrheit seiner Liebe und der Tugend seiner Geliebten. Wie sein Blick den dunkel schwebenden Wolken nachzog, war es ihm, als sei es ein Glück, daß seine Leidenschaft auf diese Art gestört sei, indem er nun wieder ein freieres, glücklicheres Leben beginnen könne. Dann fiel ihm jener erste Blick wieder in die Seele, die holden Worte folgten, das Gepräge ungefälschter

Wahrheit, alle jene Wonnestunden erhoben sich wieder im vollsten Glanze, und sein Wunsch nach Freiheit erschien ihm als Frevel und Lästerung.

Er verließ das Haus und die Stadt, er aß in einem fernen Gasthause, weil er die Menschen und ihre Gespräche vermeiden wollte. Dann streifte er durch den nahen Wald, und kam am Abend zur Stadt zurück, um den alten Baron nach jener Gesellschaft abzuholen, wo er seinen seltsamen Nebenbuhler finden sollte. Der Baron erwartete ihn schon und sagte, indem sie fortgingen: Sie müssen nur, mein junger Freund, nicht Das erwarten, was man gemeinhin eine reputirliche Gesellschaft nennt, denn wir humoristische Köpfe haben uns vereinigt, uns eben einmal in der Woche das vollständige Gegentheil von dieser darzustellen. Darum darf auch ein Mitglied nur Einen Freund an jedem Abend mitbringen, für dessen Verstand und Bildung er sich verbürgt, daß dieser nicht zu den Prüden oder Frömmlern gehört, damit der harmlose Spaß, zu welchem wir zusammenkommen, nicht bei den Tugendhaften der Stadt ein übles Gerede und schlimme Verleumdung der unschuldigen Mitglieder zuwege bringe. Sie finden also allerlei Menschen in unserm humoristischen Club, denn Stand und Würde, Niedrigkeit oder Höhe schließen keinen aus; nur irgend eine Seltsamkeit, Caprice oder Thorheit muß Jedermann, der aufgenommen zu sein wünscht, aufweisen können. Ich wüßte an Ihnen, geehrter Freund, nichts von dieser Art zu nennen, und darum können Sie wol mein Gast, aber nicht leicht ein Mitglied werden. Jede Gesellschaft muß irgend eine Ordnung, ein waltendes Gesetz beobachten, wenn sie sich nicht selber zerstören will. Der Präsident wird alle Monate neu gewählt;

jetzt ist es ein Schuster aus der Vorstadt, ein kleines, buckliches Männchen, der aber Jedermann Rede und Antwort zu geben weiß. Der Küster von Lambertus ist auch in der Regel zugegen, sowie der Glöckner von St. Peter. Sie werden sie ja selbst sehen und sich auswählen können, wer Ihnen am meisten zusagt.

Ich gehe nur wegen jenes verworfenen Menschen mit Ihnen, antwortete Edmund, der sich gerühmt hat, der begünstigte Liebhaber der Gräfin Elisabeth zu sein. Ist er auch ein Mitglied Ihres Kränzchens?

Gewiß, antwortete der Baron; aber warum wollen Sie ihn schelten, ehe Sie ihn näher kennen? Der junge Herr Wendelbein ist nicht so ganz übel und ruchlos, er hat neben seinem Leichtsinn und seinen drückenden Schulden auch seine guten Qualitäten, und für unsern Cirkel ist er einer der belebendsten Geister, denn er erfindet immer etwas Neues und Behagliches, bringt Gespräche und Untersuchungen, Dispute und Gleichnisse auf die Bahn, die kein Anderer so in Bewegung setzen könnte. Ich bin nur neugierig, welchen Gast er heute herbeischleppen wird, denn er weiß stets die seltsamsten Originale aufzutreiben. Man sollte es nicht glauben, wie viel unkluge und sonderbare Menschen in jeder Stadt leben; man bemüht sich nur zu selten, sie aufzufinden. Das ist aber auch ein Vorzug unserer Akademie, daß man Charaktere in ihr kennen lernt, die man sonst wol nicht so leicht sehen würde.

Sie waren durch mehre dunkle Gassen geschritten und standen jetzt vor einem unansehnlichen Hause, in welches der Baron einging und an der Hand seinen Begleiter über einen dunkeln Gang nach sich zog, der fast gar nicht von einer unscheinbaren Lampe

erleuchtet war. Sie stiegen eine enge Treppe mühsam hinauf, ein Krüppel kam ihnen entgegen, der als Aufwärter die Thür öffnete, und jetzt stand Edmund im Saal, in welchem schon der größte Theil der Gesellschaft versammelt war.

Oben an einem Tische saß der Schuhmacher als Vorsteher, eine breite, etwas gekrümmte Figur; neben ihm der Küster, ein hageres, langes, blasses Männchen, welches eine politische Miene machte und immerdar mit Feinheit lächelte. Noch einige Gesellen, unansehnlich genug, saßen nach ihrer Ordnung, und der Baron nahm jetzt seinen jungen Freund bei der Hand, führte ihn vor den Präses, verneigte sich und sprach, indem die Uebrigen aufstanden: Ein junger, trefflicher Mann, für dessen Bildung und Discretion ich einstehe, wünscht unsere Societät kennen zu lernen, und ich habe ihm seinen Wunsch, sich zu erheben und zu verbessern, nicht verkümmern mögen.

Er ist willkommen, sagte Knorr, der Schuhmacher; es ist uns heilige Pflicht, Denjenigen, welcher nach Wahrheit dürstet, brüderlich aufzunehmen. Zugleich gab er dem Eingetretenen die harte Hand, und Edmund fühlte die seine so heftig gedrückt, daß er hätte aufschreien mögen. Dann mußte er sich neben den Küster niedersetzen, der ihm lächelnd seinen Platz anwies. Ein dicker Mann, mit aufgeblasenem rothen Gesicht, welcher unten an der Tafel saß, dem Präsidenten gegenüber, rief mit heiserer Stimme: Obgleich der Name eines Menschen nur Schall und Rauch ist, und niemals zu der Wesenheit der Schöpfung gerechnet werden kann, so müssen wir den neuen Gast doch schwarz auf weiß in unsere Chronik eintragen, damit die lesebegierige Nachwelt wissen könne, er sei heut, den vierzehnten November, im

Jahre 1810, in unserer Mitte gewesen, oder vielmehr am obern Ende des Tisches, neben dem wohlgelahrten Herrn Custos Ehrenfried.

Verzeihung, Herr Secretair, rief der Baron, der sich neben den Präsidenten gesetzt hatte, daß ich meine Pflicht verabsäumt habe; dieser junge hoffnungsvolle Schüler der Weisheit benennt sich Edmund Frimann und steht als Privatsecretair bei Sr. Excellenz dem Herrn Oberkammerherrn Seestern in Diensten; er bewohnt in dessen Palast eine Stube, zwei Treppen hoch gelegen, nach vorn heraus, geht des Morgens gewöhnlich, wenn er nicht den Gräfinnen seinen Besuch macht, in einem blauen Oberrock und hat die Eigenheit, daß er diesen niemals, es müßte denn sehr kalt sein, zuknöpft. Auch will man von ihm sagen, daß er in den Zeitungen die nach den Weltgeschichtsartikeln folgenden Anzeigen fast mit derselben Begier als die Politik liest; wenigstens ist allgemein von ihm bekannt, daß er oft die eine und andere bedeutende Nachricht laut und mit Ausdruck vorgelesen habe, sogar mit Rührung jüngst die bekannte wehmüthige Nachfrage nach jenem Mops, der sich verlaufen hatte. Die ganze Familie des Oberkammerherrn war von dieser Lecture so tief erschüttert, daß sie sich noch nicht völlig von dieser schmerzensreichen Stunde erholt hat.

Der Freund hat also Gaben, rief der dicke Secretair. Ich werde diese höchst interessanten biographischen Notizen, die mir soeben vom Forscher mitgetheilt worden sind, nicht verabsäumen, unserem Buche und der Geschichte unserer Akademie einzuverleiben.

Der Graf, schmunzelte der Küster, ist in der That unermüdlich, die Memoirs unserer Societät gründ-

lich auszuführen. Er widmet sein Leben der Aufgabe und opfert alle seine Kräfte diesem unsterblichen Streben. Aber wie wird ihm auch die Nachwelt staunend danken, wie wird sein Name und sein Werk glänzen, wenn Eroberer längst vergessen sind und die Urenkel unserer Urenkel ihre ungeputzten Schuhe oder Stiefel vom Staube manches längst eingestürzten Pallastes und Tempels bepudern lassen.

Edmund, der sehr verstimmt war, fragte den hagern Küster: Wie heißt der Herr Graf dort unten?

Es ist der Graf Krusing, sagte der Geistliche; er hat einmal ein Freibataillon commandirt, dann hat er große Reisen gemacht, er wollte dann wieder in Dienste gehen, aber die Welt verkennt seine Größe und ließ ihn warten und warten, bis er endlich, jetzt sind es zehn Jahr, die Geduld verlor, und nun sein undankbares Vaterland wieder auf sich warten läßt, denn er hat geschworen, nunmehr sich dem Müssiggange zu ergeben. In seinem Hause steht in einigen Folianten ein ungeheuer gelehrtes Werk, welches er auf seinen Reisen ausgearbeitet hat. In diesem finden Sie die authentischsten Nachrichten, immer mit den eigenhändigen Rechnungen der Gastgeber belegt, vom Preise der Lebensmittel, der Wohnung, der Weine rc. in den meisten Wirthshäusern und Ländern von Europa. Der Mann, wie Sie ihn da vor sich sehen, hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in die tiefsten Weinkeller mit seiner Corpulenz hinunterzusteigen, nach den Austern zu forschen an der Stelle, wo sie gefangen werden, den Aalen wie den Aalpasteten nachzugehen, wie oft, um nur seiner Pflicht, die er mit Enthusiasmus erfüllt, genug zu thun, Indigestionen nicht gescheut, Kopfschmerz und Gicht, damit nur endlich der Irrthum und das leere Wortgeschwätz verschwinde

und die Welt endlich mit Sicherheit wisse, dort sind die und die Weine, so und so, an jenem Ufer kriecht die Schnecke, die auf diese Art verspeiset werden muß, der Hummer sieht so aus, wenn er eben frisch aus dem Meere ans Land steigt. Aber nicht allein hat er alle Naturreiche so durchforscht, daß er jeden Geschmack wirklich zu erleben suchte, und sich nicht mit Hörensagen begnügte, indem er tausend Gerichte prüfend und als Denker verspeiste, die ihm nicht oder nur wenig mundeten; er hat sogar alle jene noch lieber in sich aufgenommen, die er wohlschmeckend fand und die er mit einem gewissen einseitigen Eifer verzehrte. Und sollten Sie's glauben? Sein Wahrheitstrieb ist so unermeßlich und erstaunenswürdig, daß er noch täglich dieselben Prüfungen anstellt und wiederholt, weil ihm immer wieder ein philosophischer Zweifel kommt, ob er auch die Wahrheit, und die ganze Wahrheit, und nichts als die Wahrheit in seinem Werke ausgesagt habe; so forscht er denn Tag und Nacht von Neuem und ist nicht selten ein Märtyrer seiner Gründlichkeit. Sagen Sie selbst, wo bleibt ein Buffon, ein Linné, ein — etcetera bei solchem?

Küster! rief der Graf, macht mich nicht schamroth; die Röthe auf meiner Nase incommodirt mich schon außerdem; alles Lob, auch das verdienteste, muß sich in den Schranken einer gewissen Mäßigkeit erhalten. Die Griechen scheuten es, ihr Verdienst zu hoch anzuschlagen, um die Götter nicht zu erzürnen. Soll uns das Schicksal der Arachne nicht abschrecken, welches uns Ovid, nebst manchen andern Verwandlungen, so rührend schildert? Wißt Ihr nicht mehr, Freunde (aber Ihr vergeßt Alles, obgleich ich unter Euch am meisten esse), wie ich noch neu-

lich, da ich auch meinem Enthusiasmus zu edel folgte, an dem unüberwindlichen Magenkrampf litt?

Der Präses erhub sich jetzt und sagte mit einer polternden Stimme: Meine Herren und Brüder! Edle! Biedre! dem Zeitalter Voreilende! Nur wenige Worte, die aber dennoch, wie ich im Voraus versichern kann, überflüssig und höchst unnöthig sein sollen, wie es stets bei dergleichen aufmunternden Anreden gebräuchlich und herkömmlich gewesen ist. Wir kommen hier zusammen, theils um bei einander zu sein, hauptsächlich aber, weil wir an diesem Tage nichts anderes zu thun wissen. Die Menschheit will vorschreiten, das ist gar keine Frage. Es ist wie beim Komödienhause in Drury-Lane in London und im Covent-Garden, wo ich auch gewesen bin. Im Anfange ist der Eingang breit, breit; wol funfzig, sechzig können in Einer Reihe stehen. Das scheint ein ganz bequemes Leben. Man schiebt, drängt, stößt vor; hinter mir haben sich schon neue Sechzig angefügt. Immer schmäler wirds, denn der Eingang, wo man sein Zeichen löst, ist ein Triangel, der in einer Spitze endigt, wie die weltberühmten Pyramiden so nach oben schließen. Nun bin ich schon in der Mitte eingeklemmt, wo etwa nur noch Zehn neben einander stehen können. Tausend, das drückt und arbeitet mit den Ellenbogen in meine Rippen hinein! Ich ginge gerne zurück, das ist aber völlig unmöglich, ich muß und muß vor, ob mir gleich der Athem vergeht. Dazu kommt, daß, wenn Alles im qualvollen Vorschreiten ist, sich hinten an die äußerste Reihe eine Menge unnützen Gesindels schließt, die gar nicht vorschreiten wollen und können, weil sie keinen Schilling besitzen, um einen Einlaß zu kaufen. Diese machen sich den Spaß, von hinten mit

aller menschenmöglichen Gewalt die arme vorschreitende Menschheit nachzuschieben, daß Mancher gerne so, wie ich, wieder draußen stände. Der dumme Zuschauer, der die Geschichte nicht kennt, sollte meinen, diese Habenichtse hätten den größten Trieb, in das Heiligthum einzudringen; es ist aber buchstäblich nichts dahinter, denn sie sind die letzten und schieben nur, um zu schieben und die vorderen Schillingsfürsten zu ängstigen. Endlich, mit schmerzenden Seiten und Hüften, bin ich die Spitze, die Eins, der Vorderste geworden, der man nur einen Augenblick sein kann; man gibt sein Geld eiligst, tritt eiligst in das angefüllte Haus, und nun ist noch die Frage, welche Dummheit das weltberühmte Kunstwerk sein mag, sodaß ich doch noch vor dem Ausgange mich wieder in die freie Luft begebe. — Sehen Sie, meine Herren, dieser Eingang sollte Sie nur darauf aufmerksam machen, wie man wol etwas höchst Ueberflüssiges beibringen kann, wenn die Umstände dazu nöthigen. Ich wollte nur sagen, daß wir unsere edeln und heiligen Vorsätze nicht vergessen sollen, nämlich: Nichts zu thun; — nicht den Nachbar zu kneifen und mit dem Ellenbogen zu stoßen, unter der Ausrede, man müsse mit der Menschheit vorschreiten. — Nicht wahr, meine verehrten Freunde, es lebt sich eigentlich erbärmlich draußen in der Masse? Die Gottesfürchtigen klagen über Laster und Bosheit, über den Abfall von Gott, über die Ränke des Teufels, und welche ungeheuere Sünden im Schwange gehen. Das, ihr Auferbauten, stört mich nicht; nein! Die Tugend, das Vortreffliche, Vollendete ist es, wogegen ich allenthalben schmerzhaft anrenne. Jedermann ist edel, patriotisch, keusch, verschämt, der beste Sohn, der edelste Vater und Gatte; Kindesliebe, Aufopfe-

rung, Bescheidenheit von allen Sorten, Uneigennützigkeit, Fleiß, Tiefsinn, religiöse Gesinnung, Freundschaft, — o, wie sie nur alle heißen mögen, diese Tugenden unseres Jahrhunderts, Einsicht in Politik und Staaten, Rathgeben in der höchsten Angelegenheit und die Allwissenheit unserer Jünglinge gar nicht einmal mitgerechnet, alle diese großen Eigenschaften, die alle Menschen fast ohne Ausnahme schmücken, sind meinen hausbackenen Empfindungen und Handwerkszartheiten so völlig entgegen und contrair. In keine Bierstube trete ich, über den Markt gehe ich nicht, zu mir kommt Keiner, daß nicht alle, alle, ohne Ausnahme, so verdammt tugendhaft und so verflucht zart und anmuthig sind, daß mir Hören und Sehen darüber vergeht. Soll mir Einer ein Paar Stiefeln bezahlen, die er mir schon seit einem Jahre schuldig ist, so kann er nicht dazu kommen, weil er sich aufopfern muß; meistentheils hat ers für die Menschheit gethan, und die Stiefeln sind auch schon wieder zerrissen, weil er so sehr mit dem Geiste der Zeit hat fortschreiten müssen. Geh ich einmal für mein weniges Geld in die Komödie, um aus all dem Tugendgesindel herauszukommen, so muß ich hier auch von ungeheurer Kindesliebe und von so zarter Keuschheit und feinraffinirter Unschuld hören, daß ich alter Kerl mich vor Scham nicht zu lassen weiß. O ihr goldenen Tage des spaßhaften Hanswurstes, wo seid ihr geblieben! Sagte der alte Freund auch einmal eine Zote und Dummheit, so litt er doch wenigstens an dieser Ueberfülle von Tugend nicht. Freilich kann man jetzt die tragischen Heldinnen und Väter, wenn man will, die Hofräthe, die Jünglinge und zarte Mädchen, auch als etwas verkleidete Hanswürste ansehen, die im Grunde alle jene Tugenden, von denen

sie schwatzen, lächerlich machen; die Jünglingshelden sind auch meistentheils fast wie der alte Hanswurst bunt genug angezogen, doch dies Alles nur im Vorbeigehen, wie Jener sagte, der eine Semmel vom Bäckerladen nahm. Ich denke nun, unsere Einsiedelei, die wir hier gestiftet haben, um uns hier wenigstens, in diesem Zimmer des rothen Löwen, von der Tugend rein zu erhalten, verdient einiges Lob, denn sie bietet eine Zuflucht den alten Curiern mit ungekämmten Haaren aus der alten Zeit an, und wie man denn nicht leben kann, ohne geboren gewesen zu sein, so kann man auch gewiß unsern stillen Umgang nicht schätzen, wenn man nicht eine Zeitlang in den Stricken der Tugend gelegen hat, und darum haben wir es zum Bedingniß unserer Loge gemacht, daß auch selbst als Gast kein Tugendhafter hier eintreten darf; denn wie unser Horaz schon damals ausrief: Odi profanum vulgus et arceo, das heißt auf deutsch: Kein Tugendknauser komme zu uns in den rothen Löwen!

Man klatschte dem nicht ungelehrten Schuster, der in seiner Jugend die Welt gesehen hatte, Beifall zu, und Edmund war unschlüssig, ob er sich in einer guten oder schlechten Gesellschaft, behaglich oder verdrießlich fühlen sollte. Ein stammelnder Leineweber, der ihm gegenüber saß, nahm jetzt das Wort und sagte stotternd: Wenn man den meisten Völkern, vor allen aber den Franzosen, vorwerfen kann, daß alle Menschen des Landes zu sehr Ein Gepräge haben, und daß namentlich von den Pyrenäen bis Calais dieselbe Meinung über Theater, Philosophie und Galanterie herrscht, so gibt es in Deutschland gewiß kein so kleines Nest, in welchem nicht Ein Mensch wenigstens denken sollte: Gerade darum, weil Alle

das und das glauben, will ich es bezweifeln! Derselbe verehrungswürdige Separatist setzt dann seinen dreieckigen Hut schief auf ein Ohr, wenn alle seine Landesgenossen schon längst runde Hüte tragen. Das ist aber die wahre deutsche Freiheit, die wir nie aufgeben dürfen, daß, wenn Alles klug wird, Der und Jener mit Vorsatz dumm bleibt. Sollen wir uns denn beherrschen und zu Sklaven machen lassen? Sei es von einem Kaiser, einem System, einem Dichter oder einer Wahrheit? Nein! Wie meine Landsleute aus Instinct geborene Schüler jeder nur auftauchenden Narrheit sind, so sind auch wieder andere, die sich hartnäckig auch dem Edelsten und Besten entziehen und mit echtem deutschen Sinn das Große verkennen und verlästern. Wir wollen und müssen zu Zeiten Hussiten und Bilderstürmer sein. Wer kriecht dagegen wieder mit solchem Eifer unter den Mantel eines neuen Doctors und Professors, als eben der Deutsche? Ist das nun nicht vortrefflich und vielseitig?

Jetzt traten zwei Männer zur Gesellschaft, ein junger und ein alter. Der Baron winkte Edmund, und dieser erkannte daraus, daß der Jüngere jener Nebenbuhler sei, den er hatte kennen lernen wollen. Aha! rief der Graf, da kommt der durchlauchtige Herzog! Ja! rief der Präsident, der Regent des großen Reiches Nichtsnutzigbengelland. Setzt Euch, Durchlaucht, wir haben Eure Herrlichkeit schon seit Stunden vermißt. Aber, wen bringt Ihr uns da, höchst excellenter Wundermann?

Der junge Mensch, aus dessen bleichem Gesicht und matten Augen die Zügellosigkeit predigte, sagte mit frechem Wesen, welches unbefangen sein sollte: Ich komme etwas später, weil ich erst diesen großen

Mann abholen mußte, der gern unsern erleuchteten Zirkel wollte kennen lernen. Er war noch nicht angekleidet, und das hat unsere Ankunft verzögert. Er ist jener berühmte Dichter und Volkslehrer, dessen neuerschienene Tragödien uns Alle vor einigen Monaten so tief erschüttert haben.

Man bewillkommte den Fremden, der nur von geringem Ansehen war und sich mit linkischen Manieren für die gütige Aufnahme bedankte. Beide setzten sich, und als ihn Edmund beim Lichte genauer betrachtete, glaubte er jenen gemeinen trunkenen Kesselflicker wiederzuerkennen, der neulich den Auflauf erregt hatte. Wie er vor einigen Tagen schon am frühen Morgen berauscht war, so war er jetzt am späten Abend nüchtern, und da die Uebrigen sich nicht viel um ihn kümmerten, so verlor sich seine Verlegenheit bald. Die Andern schienen ihn nicht zu kennen, nur der Küster grüßte ihn mit einem vertraulichen Kopfnicken und sagte dann: Es freut mich, Dero Bekanntschaft zu machen, hochberühmter Mann. Wie denken Sie aber über jene Reinigung der Leidenschaften, welche Aristoteles der Tragödie für unerläßlich hält? —

Es war jetzt die Zeit gekommen, in welcher Jedem der Societät ein Maß leichten Weins vorgesetzt wurde; der angebliche Tragiker schenkte sich ein, trank wohlgemuth und sagte dann: Diese Reinigung, mein Bester, wird auf verschiedene Art bewerkstelligt; ist das Fundament und die Materie tüchtig, so ist Kratzen und Schaben immer das Beste; bei gebrechlichen Sachen muß man mit der Verdünnung und dem einfachen Waschen sich behelfen.

Der junge Mensch, der Wendelbein genannt wurde, freute sich über diese Erklärung, der Küster lächelte,

und die Uebrigen schienen von diesem Gespräche nichts zu verstehen. Edmund aber war unwillig, daß man den gemeinen Trunkenbold eingeführt hatte; auch betrachtete er den jungen verwilderten Wendelbein mit Haß und Verachtung, er fühlte sich aufgereizt und bereuete es jetzt, daß er sich in diese schlechte Gesellschaft hatte einführen lassen.

Dieser Tragödiendichter, sagte Wendelbein jetzt, der, wie Sie gehört haben, nicht nur eine, sondern sogar verschiedene Arten in seiner Gewalt hat, die Leidenschaften zu reinigen, ist aber auch außerdem ein Säuberer der Staaten, ein Held, wie Hercules. Wir Alle kennen die herrlichen Stellen in seinen Tragödien, in welchen er so groß und wohllautend für Recht und Freiheit spricht, den Despotismus schilt, und Fürsten und Ministern mächtige Wahrheiten kühn und deutsch sagt; aber das wissen Sie vielleicht nicht, daß seine That so viel gilt als sein Wort. Er befindet sich erst seit einigen Tagen in unserer guten Stadt, und schon hat er etwas Außerordentliches gethan. Alle guten Bürger, ich aber am allermeisten, haben Ursache, über die Tyrannei des Grafen Seestern, des Oberkammerherrn, zu klagen. Er unterdrückt das Gute, beschützt das Böse, so weit er nur reichen kann, und er ist um so gefährlicher, weil er das Ohr unseres gütigen, arglosen Königs besitzt. Nun hat diese Excellenz einen lieben, guten Secretair, einen Mann des Volkes, der, weil er die ganze Correspondenz seines Herrn kennt und großentheils selbst führt, auch in alle die Bosheiten und Schlechtigkeiten seines Herrn eingeweiht ist. Dieser adelige Bürger hat, vom vielfältigen Unrecht empört, dem Oberkammerherrn gedroht, dem Könige alle die Abscheulichkeiten anzugeben. Was geschieht? Er jagt, der

Graf, diesen edeln jungen Mann, ohne ihm nur sein Gehalt auszuzahlen, ohne ihm selbst seine Kleider verabfolgen zu lassen, aus dem Hause, will ihn sogar aufheben und auf die Festung setzen lassen. Ist die Verruchtheit nicht ganz so, wie sie uns unsere edeln deutschen Dichter, Kotzebue und Iffland, und ihnen ähnliche, mehr wie einmal auf dem Theater gezeigt haben? Aber, was geschieht? Dieser edle Deutsche hier, unser großer Poet, den ich Ihnen heut einzuführen die Ehre gehabt habe, erfährt von dieser Unthat, und sein tragisches Gemüth wird bis zum Erhabenen darüber entrüstet. Er läßt sich beim Grafen melden, als dieser eben die große Treppe heruntersteigt, um in die Frühmesse zu gehen, die dieser Frömmler an keinem Tage versäumt. Er stellt sich dem Grafen vor, und dieser, wie es so die Art der herzlosen Aristokraten ist, wirft sich in die Brust, behandelt ihn wie einen Menschen aus der Hefe des Pöbels, schimpft ihn, nennt ihn Papierverderber, Hungerleider, und belegt ihn mit noch schlimmeren ehrenrührigen Schimpfnamen. Umher stehen die Bedienten und Hausleute, oben auf der Treppe die Töchter. Alles freut sich, daß der edle Dichter so behandelt wird. Dieser aber, seiner wohlverdienten Lorberen, seines europäischen Ruhmes eingedenk, erwiedert mit noch härteren Redensarten, und da jener Elende hierüber noch mehr in Zorn geräth, nimmt unser Schicksalsdichter das spanische, goldknopfige Rohr aus den Händen des Verräthers und prügelt ihn, der mit dem Scharlachmantel geziert ist, auf der Diele seines eignen Hauses weidlich herum, und keiner der Gegenwärtigen wagt es, der Hand, welche die Nemesis selber zu regieren scheint, Einhalt zu thun. Ist das nicht groß?

Eine große, niederträchtige Lüge ist es! rief Edmund ganz im Zorn, indem er aufsprang und heftig mit der Faust auf den Tisch schlug. Er erzählte nun die seltsame Begebenheit, die er selbst mit angesehen hatte, und schloß dann: Dies, meine Herren, ist der trunkene, elende Kesselflicker, den jener Lügner wagt, in Ihre Gesellschaft einzuführen.

Ein Kesselflicker? riefen Alle. — Nichts anders, erwiederte Edmund, Sie können ihn selbst täglich in den Straßen und in Ausübung seines Gewerbes sehen. Ich zweifle jetzt keinen Augenblick, daß Sie ihn und den saubern Herrn, der so frech seine abscheuliche Lüge vorgetragen hat, aus Ihrer Gesellschaft entfernen werden.

Junger Mann, sagte der Graf mit dem rothen Angesichte, ich begreife gar nicht, in welcher schlechten Gesellschaft, unter welchen Philistern Sie bisher gelebt haben müssen, daß Sie sich so gar nicht in den Ton der größern Welt zu finden wissen. — Also, ein Kesselflicker sind Sie in der That? So sein Sie mir von Herzen begrüßt, denn Sie sind der Erste dieser Art, der in unserm Kreise erschienen ist.

Er stand auf und umarmte ihn herzlich, die Uebrigen folgten seinem Beispiele, und Alle sahen mit einer gewissen Geringschätzung auf Edmund hinab, indem der alte Baron sagte: Es bleibt wahr, keiner von uns Allen weiß uns immer so angenehm zu überraschen als unser Wendelbein, er ist unerschöpflich an neuen sinnreichen Erfindungen, und das Tollste und Wildeste wird in seinen Händen natürlich und anmuthig.

Eigentlich, sagte der Präsident mit lauter Stimme, nachdem sich Alle wieder niedergesetzt hatten, steht eine schwere Strafe auf dieser moralischen Erhitzung

und Vergehung, die wir soeben zum allgemeinen Scandal haben erleben müssen; indessen da dem jungen Fremdling, der sehr zum Aristokratischen zu incliniren scheint, unsere Gesetze und Statuten unbekannt sind, so mag es ihm und dem Herrn Baron, der den ungezogenen Jüngling eingeführt hat, für diesmal verziehen sein. Indessen soll der Baron doch, damit er fühle, wie er sich vergangen und wie er seine Bürgschaft etwas zu übereilt gegeben hat, den achtzehnten Artikel unserer Gesetztafel dem jungen Menschen laut vorlesen. Secretair! reichen Sie ihm einmal das ehrwürdige Document.

Der Graf erhob sich, eröffnete einen Schrank und nahm ein Buch heraus, welches in rothen Sammet gebunden und mit Gold verziert war. Er küßte den Band und überreichte ihn mit tiefer Verbeugung dem Baron, welcher aufschlug und las:

Item, soll es die Pflicht und die Obliegenheit eines jeden Mitgliedes sein, so viel zu lügen, als es nur immer mag und kann, und nur im äußersten Nothfalle die sogenannte Wahrheit zu sprechen; damit wir nicht in das Laster der Weltmenschen fallen, die unter dem Namen der Wahrheit ihre Heuchelei, Unsitte, Verfolgung und Bosheit schadenfroh an den Mann bringen. Wer noch das Bedürfniß hat, Wahrheit zu sprechen, findet in den übrigen Gesellschaften dazu hinreichende Gelegenheit. Hier fällt Derjenige, der sich für Wahrheit ereifern sollte, in die Strafe des Tabackrauchers oder eines sonst moralischen Menschen.

Das Buch wurde zugemacht und wieder in den Schrank geschlossen. Sie sehen, mein junger tugendhafter Herr, sagte der Präsident hierauf, wie milde wir mit Ihnen verfahren, weil es uns Freude macht,

uns als humane, gebildete Wesen zu zeigen. — Ich glaube übrigens, meine verehrte Herren Collegen, daß der Jüngling niemals auf die Ehre wird Anspruch machen dürfen, ein wahres Mitglied unseres Clubs zu werden, da er in den Anfangsgründen noch so außerordentlich zurück ist; auch trage ich darauf an, daß es unserm verehrten Herrn Baron in einem ganzen Monate nicht vergönnt sein soll, einen Fremden einzuführen, weil er diesmal mit seiner Bürgschaft so voreilig gewesen ist.

Alle stimmten für diesen Vorschlag, und als Edmund gereizt und beleidigt sogleich die wunderliche Versammlung verlassen wollte, wurde ihm angedeutet, daß dergleichen nicht erlaubt sei, weil es auch gegen die Statuten laufe; er müsse bis zur aufgehobenen Sitzung verharren. Es thut mir leid, meine Freunde, sagte der Baron, daß der junge Mann, den ich immer geliebt und hochgeachtet habe, mir gewissermaßen Schande macht. — Schreiten wir nicht vielleicht zur Lecture?

Der Küster nahm einige Blätter aus der Tasche und sagte: Ein guter Freund vom Lande, ein denkender Amtmann und Pachter, hat mir folgenden Aufsatz gesendet, um ihn unserer verehrten Akademie mitzutheilen, da er die Ehre genießt, ein geehrtes und gelehrtes Ehrenmitglied unseres von aller Welt hochgeehrten Kreises zu sein. — Er las:

Mein geehrter Freund, Küster bei St. Lambert, wirkliches Mitglied der Gesellschaft für Humanität zum rothen Löwen, Vorsänger der Gemeine, Katechet u. s. w., auch Schulhalter u. s. w., Freund der Aufklärung u. s. w., Professor der Kalligraphie u. s. w., Expectant der goldenen Medaille u. s. w., Mitglied der Schützengesellschaft in Kundorf u. s. w.,

Abonnent im Lesezirkel u. s. w. — Meine Herren, wendete sich der Küster an die Gesellschaft, ich lasse lieber meine noch übrigen Titel aus, weil die Sache und Anrede in der That zu weitläufig ausgefallen ist. Man muß einem vertrauten Freunde, der uns durch dergleichen zu ehren glaubt, schon verzeihen. Ich wende mich nunmehr zur Lecture selbst.

Werthgeschätzter Gevatter und mein Bruder im Christenthum, aufgeklärter Dogmatiker, wie nicht weniger verehrlicher Vorleser im Kreise vertrauter Freunde, Corrector der Neujahrsgedichte, wohlbestallter Censor der Kirchennummern, welche die Gesänge beim Gottesdienste anzeigen, Doublüre des künstlichen Orgelspielers, Tacttreter und dritte Unterviolinе beim jährlichen Concert —

Der Küster unterbrach sich wieder und sagte: Ich sehe, mein Freund kann es nicht unterlassen, mich zu ehren, und bei dieser Gelegenheit fällt mir es selber erst recht auf, welche wichtige Person ich in unserem Jahrhundert vorstelle. Also:

Ihr seht, Freund (so las der Küster jetzt), wie ich ohne Vorbereitung gleich zur Sache schreite, von der ich Euch Meldung thun wollte. Man spricht hier auf dem Lande viel von einer alten, aber erneuerten Entdeckung, die Euch Großstädtern fast den Verstand und die Beurtheilung rauben soll. Ich meine jene Geschichten mit dem thierischen Magnetismus, dem Somnambulismus, oder jener Hellseherei, in welcher die Menschen im tiefen Schlafe denken, prophezeien, in die Ferne sehen und dergleichen mehr. Was die Application dieser Entdeckung betrifft, was Magistrat, Ministerium, Goldmacherei, Politik und Wahrsagekunst, nebst der Religion und allen ähnlichen Behörden aus dieser Entdeckung für Nutzen ziehen werden,

das Alles lasse ich dahingestellt sein und wende mich nur an die Kraft selbst, diesen hellsehenden Schlaf hervorzubringen, der mir und vielen in unserer Gegend etwas Längstbekanntes und ganz Alltägliches scheint, sodaß wir uns hier nur verwundern, wie man in Eurer großen Stadt ein so mächtiges Aufheben davon hat machen können.

Die Gabe und die Kraft, die Menschen in diesen künstlichen und heiligen Schlaf zu versetzen, ist nicht Allen, selbst nicht Vielen mitgetheilt, auch hat sie Ein Auserwählter stärker als ein anderer. Das will ich wol glauben. Ich habe sie zum Beispiel gar nicht, wüßte auch nicht, was ich mit einem so sonderbaren Talente anfangen sollte. Im Gegentheil muß ich des Morgens früh herumlaufen und mit meiner starken Stimme und nach Gelegenheit mit einem hülfreichen Instrumente die faulen Knechte und Mägde aus ihren Betten wecken. Das fehlte noch, daß ich diese einschläferte, da sie schon ohne Nachhülfe zum Schlaf und Schnarchen incliniren. Wenn das also für mich eine völlig brotlose Kunst wäre, so will ich doch nicht in Abrede sein, daß sie in andern Verhältnissen ihren großen Nutzen haben könne.

Und das haben wir Alle hier in unserem Kirchspiele auch schon seit vielen Jahren erlebt, denn beiläufig gesagt, es ist kein so kleiner Ort, wo man nicht Etwas erlebt. Also, aus der nächsten Hand haben wir hier etwas Wunderbares erlebt, und nicht etwa seit gestern, sondern schon seit zwanzig, dreißig Jahren, und die ganze Gemeinde zu Ulndorf, sowie das zweite Filial, Almenberg, sind immer Zeuge davon gewesen, sowie jeder Fremde, der sich nur darüber hat bekümmern mögen. Verstehen Sie mich jetzt, verehrter Custos. Seit fünfundzwanzig Jahren

steht ein Herr Rathmann der hiesigen Gemeine vor, als Prediger, Seelsorger, Pfarrer, oder wie man ihn nennen will. Nun habe ich schon viele Geistliche gesehen, die es wol dahin bringen können, daß einige ihrer Zuhörer nach und nach in Schlummer oder Schlaf gerathen, oder mindestens gähnen, zerstreut sind und eben nicht hinhören, welche Ermahnungen und Ermunterungen zur Tugend ihnen vorgesprochen werden. Es war auch vormals in Eurer Residenz ein Seelenhirte, der gewiß in dieser schönen Gabe, die Gemüther zu beruhigen, nicht zu verachten war. Unser Rathmann aber, sehen Sie, Freund, sowie er die Kanzel bestiegen hat und das Vaterunser gebetet, so lehnt er sich über das Pult mit seinem wohlmeinenden Gesicht, macht zwei oder drei Striche mit den Händen, die Kunststriche und Strichkunst aller psychischen Aerzte, und sagt etwa nur: Meine andächtigen Zuhörer, — und Alles, Alles schläft, vom Schulzen bis zum Nachtwächter, und zwar einen derben, gesunden Schlaf. Nun kommt der Kanzelvers, die Gemeine singt (Sie wissen ja, daß wir hier nicht, wie Ihr Heiden in der Residenz, altkatholisch, sondern rechtgläubig protestantisch sind), und sowie der Vers oder das Lied geendigt ist, und Alles noch eben aus voller Kehle mit aller Macht geschrieen hat — und Er, seine zwei, drei Striche mit den kraftbegabten Händen machend, meine andächtigen oder christlichen Zuhörer sagend — und schon bei der letzten Sylbe schläft die ganze Gemeine so fest, daß ein londoner Taschendieb sie alle mit der größten Bequemlichkeit ausrauben könnte. Wenn das keine Zaubergaben sind, verehrter Küster, so gibt es keine mehr. Ich traue Euch und Euerm weltberühmten Probst ganz außerordentliche Talente zu, uns Men-

schen zu langweilen oder zu ennuyiren, aber das sollztet Ihr einmal versuchen, und Ihr würdet Euch nur Schand' und Spott zuziehen. Und glaubt Ihr etwa, die Hellsehenden schnarchten nun? Den Schulzen ausgenommen, der es noch vom Chorsingen in der Jugend an sich hat und es unmöglich lassen kann, kein einziger. Man könnte die Fliege summen hören, in dem sanft einförmigen Wellenschlag der frommen Worte des geistlichen Ermahners. Was also Eures Gleichen oder selbst die besten Magnetiseurs und Manipuleurs nach und nach erreichen müssen, indem sich die prosaische Wachsamkeit des Kranken gegen den einschläfernden Einfluß stemmt und wehrt, und erst mit vielen wunderlichen Strichen bezwungen wird, das richtet unser kleiner Prediger in dieser weiten Entfernung, oben auf seiner Kanzel, mit zwei, drei Strichen aus, die er herabfallen läßt, und zwar nicht auf ein nervenschwaches confuses Frauenzimmer, sondern auf hundertsechsundsechzig derbe, robuste Menschen, die gar nicht wissen, daß sie Nerven haben. Wundert Ihr Euch in Eurer Stadt, so kommt einmal auf unser Dorf heraus, um erst mit viel größerer Ursach in Erstaunen zu gerathen.

So geht nun die Predigt fort und dauert wol eine Stunde. Keiner hört äußerlich ein Wort, denn sie sitzen alle da, die Männer mit geblümten Westen, die Weibsleute mit ausgewaschener aufgesteifter Haube, alle fest versiegelt, der Welt und dem Irdischen entrückt; aber innerlich vernimmt ihr Geist die geistigen Worte, und das edlere, unsichtbare Wesen des Schulzen, seiner Frau, der Bauern, Cossäthen und Knechte wird gebessert; denn auferbaut, christlich, tugendsam sind sie auf einige Tage. In diesem unerschütterlichen, gesunden, heilsamen Schlafe sind sie befangen,

und unser zauberbegabter Seelenhirt sagt am Schlusse seiner Predigt nur „Amen“ und macht einen einzigen Gegenstrich — und alle fahren auf, sind so munter wie die Wiesel, und schreien und brüllen den Gesang, mit dem der Gottesdienst beschließt, so fürchterlich, daß die Todten in den Gräbern des Kirchhofes davon erwachen möchten.

Noch mehr. Ich behaupte, die hölzernen Bänke und Kirchenstühle sind von dem geistlichen Zauber unsers Rathmann so imprägnirt, daß auch ohne alle Predigt aus ihnen und dem so oft magnetisirten Mauerwerk der Schlaf unüberwindlich herausquillt. Ich habe wol bemerkt, daß, wenn einmal junge Candidaten bei Krankheitsfällen oder Reisen den Alten ablösen, die Gemeine anfangs, vielleicht selbst einige Minuten, mit sich kämpft, sie können den Anfangspunkt ihrer gewöhnlichen Schlafgerechtigkeit nicht gleich finden; aber bald ist Alles in Ordnung und das liebliche Vergessen der Gegenwart behauptet seine Rechte.

Ich ersuche Euch nun, Küster, dem es um Aufklärung wie mir zu thun ist, diese uralte hiesige Erfahrung Eurem Medicinalcollegium oder dem Ministerio der jahrhundertlichen Fortschritte mitzutheilen, damit man nicht länger eine Trivialität, über welche sich seit dreißig Jahren hier im Dorfe kein Mensch mehr wundert, eine neue Entdeckung schelte. Wollen jene Magnetiseure aber einmal was Außerordentliches thun, welches Epoche macht und künftigen Jahrtausenden noch blendend in die Augen leuchtet, so sollen sie Euch und andere Küster einmal in den prophetischen Schlaf zaubern, denn da Ihr immer singen, die Orgel spielen, oder den Blasbalg treten müßt, so seid Ihr gegen alle jene Stricheleien ge-

panzert, die niemals in Euer Herz oder Ganglien-system dringen können.

Bitte diesen Aufsatz aber nicht unter den Schriften Eurer Hofakademie abdrucken zu lassen, damit er der Lesewelt nicht völlig und auf immer entzogen werde.

Kallmus, Amtmann.

Die Heiterkeit der Versammlung war durch diese Vorlesung erhöht, und Edmund mußte sich nur darüber wundern, wie diese Gesellschaft und ihre Unterhaltung aus guten und ganz verwerflichen Elementen so seltsam gemischt sei. Jetzt ließ sich auch der Kesselflicker vernehmen, indem er sagte: Was ich auch in meiner zurückgezogenen Lebensweise von diesem Magnetismus gehört habe, so sehe ich doch ebenfalls nicht, was dabei zu verwundern ist, denn Alles in der Welt geschieht so mit Streichen und Stricheln in verschiedener Manier. Wenn man die großen unbehobelten Kupfersteine sieht, wie sie aus der Erde kommen, wer sollte wol denken, daß sich aus dem Unfug ein vernünftiger Kessel erziehen ließe? Das kommt nun ins Feuer, und dann wird mit Hämmern so lange an dem Dinge geklopft und überredet, bis es sich fügt und brauchbar wird. Was die Drahtzieherei für eine Bildungs- und Streckanstalt ist, ist bekannt. Das Gold läßt sich durch Klopfen verflachen, wie es kaum mit dem Menschen möglich ist, wo auch, wenn die Bildung gut ist, am Ende zehntausend Seelen mit ihrer Vernunft kein Loth wiegen. Dies Hämmern, was sonst mit Stäben auf dem menschlichen Rücken geschah, um Gelehrsamkeit, Tugend, Gedächtniß, Religion und Soldatenmuth in Kopf und Herz zu bringen, ist neuerdings, als eine barbarische Methode, verworfen worden.

Ihr habt Gedanken, Freund Frimann, sagte der Küster, und darum hättet Ihr höher steigen und Euch nicht am Ausbessern und Flicken der Kessel begnügen sollen.

Das Flicken, rief Jener, ist die wahre Schöpferkraft. Aus einem großen und mächtigen Stück Kupfer oder Messing so ein rundes Ding nach und nach mit Hülfe von Feuer, Hammer und Zange zusammenzukneifen, ist nichts Besonderes, denn die Masse ist da und fügt sich, wenn man sie recht behandelt; aber einem schadhaften, ein- und ausgebeulten, verlöcherten und zerschabten Kesselwesen wieder zu einem Ansehen zu verhelfen, daß es wie neu aussieht, das ist eine Kunst, der nur wenige Menschen gewachsen sind. Und nun vollends die an sich zerbrechliche irdene Waare! Und doch macht hier der gutgeführte Draht das Märchenhafte möglich. Denn ein gutumsponnener Topf ist besser als ein neuer, und widersteht allen Fügungen des Zufalls mit mehr Kraft. Und so ist eigentlich alles Bessere in der Welt, alles Aufstreben, Bekehrung, Lernen, die Erhebung zum Göttlichen, oder wie es heißen mag, nur Flickerei. Die alten Schaden bleiben und sind unverbesserlich; man sucht nur zu heilen, zu verkleistern, zuzustopfen, und Feuer, Wasser, Alles, was Anstoß erregt, setzt den veredelten und frommgewordenen Töpfen und Tröpfen doch immer von Neuem wieder zu, sodaß die flickende Hand mit der wohlthätigen Hülfe niemals ausbleiben darf.

Frimann heißen Sie? fragte Edmund erstaunt.

Ja, junger Herr, erwiederte der Kesselflicker; Frimann, Freimann, wie Sie wollen; Frank ist wol dasselbe Wort. Seltsam genug, daß die Kirche von unserm Küster ein altes Vermächtniß, eine uralte Stiftung von einem Frimann in Verschluß und Ver-

wahrung hat, welches schon 1510 ist gemacht worden. Daran hängt eine Geschichte und eine vielleicht höchst merkwürdige Entdeckung. Ich habe nachgeforscht, und dachte von diesen Frimanns abzustammen und so vielleicht durch die Eröffnung was Besonderes zu gewinnen, aber mein Vater war oben aus Norddeutschland und hieß zu Zeiten Fragmann, oder Fraymann, und er arbeitete, wie ich zu meinem Leidwesen erfuhr, seinen Namen in späteren Jahren um und erzählte mir noch auf seinem Sterbebette, daß er von dieser Familie Frimann nichts wisse.

Wie? rief Edmund bewegt; was ist das für ein Vermächtniß oder Geheimniß? Sie wissen, Herr Baron, daß Frimann mein Name ist, mir kann vielleicht — oder ist alles dies nur wieder, nach den Gesetzen und Freiheiten dieser Gesellschaft, Spaß und Lüge, um den gutmüthigen Fremden zu hänseln und zu beschämen?

Der Präsident erhob sich und sagte: Für die nächsten fünf Minuten ist hiermit das Lügen verboten, und die Wahrheit ist erlaubt und selbst anbefohlen für diesen Zeitraum. Redet, Freund Küster, sprecht kurz und bündig, was Ihr von dieser Sache wißt, die dem jungen Manne wichtig scheint.

In unserer Kirche, sagte der Küster, steht in einem nie besuchten Winkel hinter der Sacristei eine uralte Truhe, die mich immer an jenen berühmten Kasten in der Ratcliff-Kirche in Bristol erinnert hat, die, seiner Aussage nach, dem unglücklichen Chatterton jene alten Gedichte lieferte. Sie besteht aus zwei Abtheilungen. Die zweite ist immer versiegelt und verschlossen geblieben, und soll nach jenem Vermächtniß des ersten Frimann 1810 am dreizehnten December eröffnet werden, dem dann lebenden Abkömmling,

wenn er sich als solchen ausweisen kann. In dem ersten Schubfache liegen die Zeugnisse der verschiedenen Frimanns, wer sie waren, was sie erlebten, nebst einem Zeugniß des Probstes, daß Alles Wahrheit sei. So ist es fortgegangen seit diesen dreihundert Jahren. Die meisten Frimanns, wie mir unser achtzigjähriger Probst erzählt hat, waren hier in der Stadt ansässig, der Letzte, von dem man weiß, lebte 1750 in Schwäbisch-Hall. Seitdem hat sich Keiner gemeldet, und der Probst ist Willens, mit dem neuen Jahre, wenn Niemand erscheint, die etwanigen Nachkommen in den öffentlichen Blättern aufzurufen. Vielleicht ist die Familie ausgestorben. Sprechen Sie aber, geehrter Herr Frimann, selber mit unserm Probst, um die Umstände vielleicht noch genauer zu erfahren.

Edmund wurde sehr nachdenkend. Er hatte von seinem Vater gehört, daß seine Vorältern in der Residenz gewohnt hätten, daß sein Großvater ein Bürger in Schwäbisch-Hall gewesen sei. Sein Vater war plötzlich gestorben, als er selbst noch jung und unmündig war, sodaß dieser eine deutliche Nachweisung nicht hatte geben können.

Ich danke Ihnen, sagte er gegen den Küster gewendet, und wenn ich auch nicht die Verwandtschaft unsers gelehrten Kesselflickers annehmen kann, so habe ich von dem zufälligen Besuch dieser gelehrten Gesellschaft doch vielleicht den allergrößten Vortheil.

So geht es immer im Leben, sagte der Graf; vielleicht ist dieser unscheinbare Abend die Ursache, daß Sie mit den größten Familien hier im Lande, wol gar mit mir selbst in nahe Verwandtschaft treten. Und wäre ich nicht so klug gewesen, schon vor Jahren meine weitläufigen Güter zu verkaufen, so

müßte ich besorgen, daß Sie mit gegründeten Ansprüchen hervortreten dürften. Ich werde aber in unsere Chronik eintragen, daß wir heute mit einem verhüllten Souverain in Gesellschaft gewesen sind.

Ihrem Herrn Principal, fing jetzt der verwilderte Wendelbein wieder an, wird aber eine elende Geschichte zubereitet. Sie wissen, meine verehrten Herren, auf welchem vertrauten Fuß ich schon seit lange mit seiner jüngsten Tochter Elisabeth stehe. Das Mädchen nun liebt mich mehr, als jemals Julie ihren St. Preux. Sie ist keine Spröde, keine gezierte Tugendheldin; indem sie liebt, hat sie sich dieser edeln Leidenschaft ganz und ohne Rückhalt ergeben. Wenn ich nicht der vorzügliche Mensch wäre, der ich bin, so könnte ich sie nun sitzen lassen; aber fern sei von mir ein solcher Leichtsinn, ich betrachte sie im Gegentheil schon jetzt als meine rechtmäßige Gemahlin. Uebermorgen in aller Frühe wird sie also von mir entführt. Alle Anstalten sind getroffen, und sowie wir über die Grenze sind, lassen wir uns trauen. Dann muß der Alte uns, er mag wollen oder nicht, sein großes Gut Rosenheim abtreten, und wir leben so glücklich wie Adam und Eva im Paradiese. Schade, daß die Fundamentalgesetze unserer Societät die Weiber ausschließen, sonst würde meine Elisabeth gewiß mit Freuden diesen geselligen Kreis verschönern helfen.

Edmund zitterte vor Wuth. Er sprang so schnell auf, daß einige Weinflaschen umstürzten und zerbrachen. Himmel und Erde! schrie er, sich ganz vergessend: diese Lügen — und er hätte gewiß die leidenschaftlichste Rede und eine zornige Ausforderung seinem vorgeblichen Nebenbuhler entgegengeschleudert, wenn ihn nicht ein unmäßiges lautschallendes Gelächter der ganzen Gesellschaft unterbrochen und so in

Erstaunen gesetzt hätte, daß ihm alle Worte auf der Zunge liegen blieben. Verwirrt sah er umher, und als die Lachlust der frohen Gesellen sich endlich gestillt hatte, sagte der Präsident kopfschüttelnd: Ei! ei! junger Mann! Sie sind wahrhaft unverbesserlich! An Ihnen fruchtet keine Ermahnung. Sie haben schon wieder vergessen, daß es uns hier nicht um Wahrheit zu thun ist; der interimistische Bann war ja schon längst aufgehoben, die Freiheit war wiederhergestellt. Wie wollen Sie es denn in der Welt zu etwas bringen, wenn Sie sich immer so vergessen? Als wenn dort weniger gelogen würde! Nur mit mehr Salbung und Anstand geschieht es dort! — Meine Herren, ich trage darauf an, daß dieser Tugendhafte niemals wieder unter uns erscheine. Stimmen wir ab.

Es kam aber nicht zur Entscheidung dieser Frage. Der Baron war eilig abgerufen worden und trat jetzt erschreckt herein, indem er Edmund winkte und ihn bat, ihn zu begleiten, weil er schnell einen Besuch machen müsse. Als sie im Freien waren, sagte der Baron: Der Geheimerath Brockes schickt zu mir, ihn jetzt, schnell, noch in der Nacht zu sprechen. Ich kenne diesen Mann nicht und erinnere mich nicht, auch nur je seinen Namen gehört zu haben. Helfen Sie mir dies Abenteuer bestehen; der Bediente, der mich in meiner Wohnung aufgesucht hat, ist, da sein Auftrag dringend war, mir hierher nachgefolgt.

Edmund begriff ebenfalls nicht, was diese Sendung bedeuten könne, und folgte dem alten Freunde durch die finstern Gassen in gespannter Erwartung. Mitternacht war schon vorüber. Der Regen strich dünn und kalt, von einem schneidend kalten Winde getrie-

ben, ihnen entgegen. Sie kamen an ein großes dunkles Haus. Eine erleuchtete Treppe und dann ein anmuthig durchwärmtes großes Zimmer empfing sie. Hier saß ein freundlicher alter Mann, welcher sogleich aufstand und sich an den Baron wandte: Vergeben Sie, wenn ich Sie in so später Nacht gestört, vielleicht erschreckt habe. Sie kennen mich nicht; ich bin Vorsteher der Irrenanstalt, mit welcher zugleich das Zuchthaus für Verbrecher verbunden ist. In der Nacht hörten wir unvermuthet die große Glocke des Hauses anziehen, man öffnete, so ungewöhnlich die Stunde auch war, und meldete mir einen jungen Menschen, der mich durchaus sprechen wolle. Er ward zu mir geführt und trug mir zu meinem äußersten Erstaunen mit kaltem Blute die Bitte vor, ich möchte ihn doch in die Strafanstalt des Zuchthauses aufnehmen. Ich glaubte erst, daß er auf falsche Fährte geriethe und vielleicht bei den Gestörten ein Unterkommen suchen müßte. Er blieb aber auf seiner Bitte, und da ich sie ihm von Neuem abschlug, sagte er ganz ruhig: Es ist Nacht, es regnet draußen, mein Weg ist weit, und wenn Sie mich auch fortschicken, läßt mich mein Vater doch morgen früh wieder herbringen. Er erzählte mir nun, ohne sonderliche Rührung, wie er Ihre goldene Repetiruhr entwendet und verspielt habe, und wie Sie ihm längst gedroht hätten, ihn unserm Hause zu übergeben. Er nannte mir Ihren Namen, Herr Baron, und ich ließ Sie eiligst aufsuchen, um mit Ihnen selbst wegen dieser traurigen und sonderbaren Begebenheit Rücksprache zu nehmen.

Der Baron sah abwechselnd den Rath und Edmund mit großen Augen an, endlich sagte er: Lassen Sie den Burschen hereinkommen.

Der Sohn erschien; Bösewicht! fuhr der Vater ihn an, also weder Furcht noch Schande kann Dir etwas anhaben? Lauf nach Hause, auch diesmal sei Dir noch vergeben, das heißt, ich will Dich nicht Deines letzten Verbrechens wegen strafen und Dich hier einsperren lassen, aber darauf kannst Du sicher rechnen, daß ich Dich enterben, daß ich Dir keinen Thaler nachlassen werde!

Ohne nur zu grüßen, ging der Ungezogene trotzig fort, der Rath aber erging sich in einer weitläufigen Rede, er bat, er beschwor den Alten, ein ungerathenes Kind, welches vielleicht noch in sich gehen könne, nicht so gar hart zu strafen, wodurch der Arme nachher nur um so mehr durch Mangel aller Versuchung ausgesetzt sei. Der redselige Mann ließ nicht nach, bis der Baron ihm versprach, es sich noch besser zu überlegen, bevor er zur Enterbung schritte. So nahm der Rath vergnügt von jenem Abschied, daß seine Redekunst so viel vermocht hatte. Auf der Straße sagte der Baron: Das sind doch alles dumme Menschen! Die Enterbung wird sich ganz von selbst machen, denn wo nichts ist, hat selbst der Kaiser, wie vielmehr ein ungezogener Bengel, sein Recht verloren. Die Kunst wäre, ihm etwas zu vermachen. Dazu gehörte Ueberredung.

Edmund ging tiefsinnig und mit quälenden Gefühlen in seine Wohnung. Sohn und Vater, Elisabeth und Oberkammerherr, Ernst und Spaß, das Niedrige und Hohe, Alles verwirrte sich auf widrige Art in seinen wilden Träumen.

Edmund war nach einer unruhigen Nacht früh munter gewesen. Er ging, sobald es schicklich war,

nach dem Hause des Probstes, um sich nach jenem Familienvermächtnisse seines Vorfahren zu erkundigen. Der Probst war abwesend und sollte erst, wie die Dienerschaft aussagte, am folgenden Abend von seiner Geschäftsreise zurückkehren. Ein alter Priester bestätigte ihm Das, was er gestern Abend erfahren hatte, konnte ihm aber die Kammer und den Schrein noch weniger eröffnen, weil der Probst zu Beiden den Schlüssel in Verwahrung habe.

Ungemuth und von vielfachen Gedanken bestürmt, ging Edmund in sein Zimmer zurück. Er schloß sich ein, um ungestört und mit Sicherheit die Papiere lesen zu können, welche ihm der Graf jüngst anvertraut hatte.

Als er das Packet eröffnete, sah er, daß die Schriften von unterschiedlichen Händen waren. Die Blätter waren alle fast vierzig Jahr alt, und wie erstaunte der junge Mann, als er in den Briefen des Grafen die ungestümste, fast wahnsinnige Leidenschaft einer Liebe geschildert fand, die in ihrem wilden Kampf alle Vorurtheile durchbrechen und alle Verhältnisse zernichten wollte. Die Geliebte, deren Briefe eine milde und edle Gesinnung aussprachen, war nur eine Bürgerliche, die Tochter von Handwerkern, sie kämpfte gegen die Opfer und wollte sie nicht annehmen, die der Graf, um seinen Verwandten und Vorgesetzten, der Familie und seinem Vater zu trotzen, ihr bittend, beschwörend und drohend anbot. Alles stellte jene Zeit und Gesinnung dar, die sich damals durch Rousseau's Heloise, noch mehr aber durch Werther und dessen Nachahmungen in Deutschland verbreitet hatte. Der damals junge Graf und sein Freund, der Baron, gehörten zu den Enthusiasten, welche von jenen neuen Dichterwerken waren entzündet waren. War der Druck

von manchen Verhältnissen, die Beschränkung der Gesinnung und der Schmerz ängstlicher und kleinlicher Vorurtheile auch schon längst gefühlt worden, so waren doch jetzt erst die Worte ausgesprochen worden, die wie Zauberformeln alle jene Ketten und Riegel zu lösen schienen. Viele junge Gemüther glaubten damals, daß ein kräftiger Wille allein hinreichend sei, um alles Das zu vernichten, was gegen den gesunden Menschenverstand anzurennen und die Blüten und Früchte des Lebens zu vergiften schien.

Je weiter Edmund las, je mehr ward er gerührt. Er konnte sich einer Begeisterung für diesen Jüngling, der so die Qual und Seligkeit der Liebe erlebt hatte, nicht erwehren. Wie ein Gespenst rückte ihm das Leben alsdann näher, wenn er sich erinnerte, daß dieser Liebende derselbe förmliche Greis sei, der ihm seinen Abschied gegeben, dessen Haus er nächstens verlassen müsse. In der weiblichen Handschrift schienen ihm schon sonst gesehene Züge entgegen zu leuchten, doch konnte er sich nicht erinnern, wo ihm diese Buchstaben schon vorgekommen sein sollten. Erhoben ihn die Briefe der Liebenden zu Entschluß und edlem Zorn, so erregten die Antworten der Jungfrau eine erhabene Wehmuth in seiner Seele. Die Briefe des Barons waren dagegen von einem edeln, höchst anmuthigen Leichtsinn gefärbt, er nahm alle Verhältnisse des Lebens mehr von der poetischen und humoristischen Seite. Er war der Vertraute der Liebenden und wollte das Mädchen ebenfalls bereden, sich entführen zu lassen.

„Du willst also," schrieb der junge Graf, „nichts von mir, nichts von meinen Vorschlägen wissen? Kenne ich Dein Herz noch, Jakobine, seh ich noch Deine treuglänzenden Augen? Du zertrittst mein

Herz und wähnst Deine Pflicht zu erfüllen; Du vernichtest das Leben und die Liebe und gehst an einen schimmernden Traum verloren. Sind denn alle diese Pflichten, Herkommen, Gesetze und Einrichtungen, wenn sie unser nächstes, ja unser einziges Glück zerstören, etwas anders als leere Wortgebilde, den Wolken ähnlich, die ein frischer Wind über die Ebene dahinweht, und die, wie sehr sie in Figur wechseln und wandeln, wie dräuende Gestalten sie auch annehmen, doch nur wesenlos sind? Alles, was auf Erden groß und mächtig ist, was das Gemüth mit Staunen erfüllt, was das Nichtige und Niedrige der armen Natur aufwiegt, ist aus der Liebe und Begeisterung hervorgegangen. Traurig genug, daß Schicksal und Krankheit, Tod und Misverständniß nur zu oft den Götterfunken der Liebe verlöschen und nicht zur alles belebenden Flamme erwachen lassen. Soll unser Eigensinn noch schlimmer wirken und Das morden, was im klarsten Erkennen die Seele unserer Seele ist? Nein, Geliebte, Du wirst meine Worte, meinen Geist, mein Herz vernehmen. Alles, was unserer Verbindung entgegensteht, ist ein Nichts, ein Tod, oder soll es ein Wesentliches sein, so kann es nur Deine Untreue heißen, die vom ersten Begegnen unserer Geister in Dir schlief, und nur diesen Vorwand benutzt, um sich gegen die ewige Liebe aufzulehnen. Und wenn es so ist, wenn in Dir keine Wahrheit ist, in Dir, die Du wie der ungefälschte Spiegel aller Treue warst, — wohin hat sich meine Seele dann verirrt? Dann ist Alles Wahnsinn und Raserei in mir, was ich für das Rechte hielt, dann zertrete, vernichte ich auch den Glauben an meine Seele, an Erde, Himmel und Gott. Dann, Du trügerisches Bild, mir herabgesendet, um mich zu

verderben, verwundere Dich nicht, wenn Du von meiner Verzweiflung und meinem Tode hörst. Habe ich doch in Deiner herben Verweigeruug schon aufgehört zu sein. Ward mir dies Dasein gegeben, ohne daß mich Wer fragte, ob ich es annehmen wollte, so kann ich es auch von mir werfen, ohne daß Wer ein Recht hat, mich deshalb zur Rechenschaft zu ziehen." — —

Wunderbar erschütterten diese Blätter den jungen Mann, vorzüglich die Briefe des Mädchens, die so sanft und milde geschrieben waren, die das lauterste Herz und die klarste Einsicht bezeugten. Sie tröstete so freundlich und liebevoll, ihr Zurückziehen, ihr Versagen, Alles, was sie zugab und widerlegte, war so ganz in der Bewegung des schönsten Herzens geschrieben, daß Edmund immerdar mit Thränen an Elisabeth denken und sich fragen mußte, ob ihre Seele in so reiner Schönheit glänze, ob ihr Gemüth auch wol in dieser Krystallhelle leuchte.

„Nein, mein Geliebter," schrieb sie nach manchen andern Worten, — „nein, nicht Dein Geist sprach Deine Drohung aus, nur jener lockende Dämon der Unwahrheit, des Trotzes und der Schadenfreude, der auch zu Zeiten die edelsten Seelen verdunkelt, nur dieser konnte Dir jene Worte in den Mund legen. In ihnen leugnest Du die Liebe, an die ich ewig glauben muß, trotz allen Schicksalen und meiner Entsagung zum Trotz. Könntest Du so endigen, ja dann müßte ich mir in der Zerrüttung meines Schmerzes gestehen, daß meine Liebe ein Irrthum gewesen sei, und daß Derjenige, den ich mit voller Seele zu lieben glaubte, nur ein Scheinbild meiner eignen Phantasie gewesen sei. Wie kann ich Dich lieben, wenn ich Dich nicht verehre? Wie ich Dir entgegenkam,

war meine Seele noch nicht von dem schönen Kindheitstraum aus ihren Ahndungen erwacht. Ich wußte nicht, was es war, als ich Dich liebte, aber ich fühlte, daß ich zum Leben, zum Empfinden durch den Sonnenschein Deines herzdurchdringenden Blickes gereift wurde. Mich umgab die Geisterwelt mit allen ihren Kräften; das Unsichtbare, was ich bis dahin nie erschaut hatte, enthüllte sich mir in tausend schönen Bildern. Im zweiten Wesen, in Dir, hatte ich mich erst gefunden, und zugleich Himmel und Gott. Dieser Augenblick war die Ewigkeit selbst; die Zeit und alles Zeitliche war zerstört. Ja, mein Geliebter, es gibt ein Leben, das über alle irdischen Bedingungen erhaben ist. Die wahre Liebe führt uns in dieses Elysium ein, in dem wir dann die beseligten Bewohner sind. Aber hüten wir uns, durch die trübenden Leidenschaften diese Seligkeit nicht zu verscherzen. Ich habe es wohl gefühlt, daß das Ueberspringen, der Uebertrotz des Eigenwillens diesen Himmel selbst in Hölle verwandeln könnte. Soll sich denn immerdar das Irdische mit dem Unsterblichen vermählen? Wir haben jetzt die Zeit erlebt, wo man Alles, was dem geraden Sinn zu widersprechen scheint, Vorurtheil nennt. Ist denn Liebe nicht, und der Glaube, welcher eins mit ihr ist, das unbegreiflichste Vorurtheil? Wer Alles stürzen will, wie Ihr Begeisterten denn alle dieses wollt, was nicht mit der Vernünftigkeit aufgeht und von selbst zu begreifen ist, der müßte dann seine Vernichtung mit der Liebe zuerst beginnen. Hätte ich die Welt ins Auge gefaßt, wäre ich in Deiner und meiner Unschuld nicht so unaussprechlich glücklich gewesen, so hätte ich mich wol früher von Dir zurückziehen sollen. Aber Zeit, Raum, Abstand, die Welt war mir verschwunden, und mir

fiel nicht ein, daß Du anders fühlen, andere, ganz irdische Absichten haben könntest. Seitdem Du diese mit Deiner Liebe vermischt hast, bin ich vor Deiner Leidenschaft oft mit Erschrecken zurückgewichen. Ist denn Dein Stand, die Liebe und das Glück Deiner Aeltern, das Wohlwollen Deiner Familie, die Zukunft Deiner Kinder, Dein Verhältniß zu Deinem Könige und dem Vaterlande, Dein Verwachsen- und Verbundensein mit den alten großen Familien, ist alles dieses nicht auch ein Edles und Heiliges? Entkleiden wir es von diesem, so kann Alles freilich unserm aufgeregten Eigenwillen als Fratze erscheinen. Dann ist aber auch das ganze Leben nichts Besseres, denn alles Große und Schöne ruht auf einem geistigen Fundament, das nur dem Auge der Seele in Liebe und Begeisterung sichtbar werden kann. Versündigen wir uns nicht an uns selbst, daß wir vom Schicksal etwas mit Gewalt erringen wollen, was nicht mehr die Liebe ist. Ich weiß, Du würdest erwachen, und eben, weil Du edel bist, in innerster Seele Dich unglücklich und gelähmt fühlen. Mein Herz würde das Deinige auch in der künstlichsten Verhüllung fühlen und verstehen; um den Andern nicht Unglück argwohnen zu lassen, würden wir immerdar Einer den Andern und unsere eignen unbedeutenden Worte, ja Gedanken argwöhnisch bewachen. O, mein Freund, es gibt gewiß tausend Arten von geistigem Unglück, die drückender als Armuth und Elend sind. Bis zur Vernichtung alles Lebens und aller Wahrheit kann diese feinaushöhlende Seelenkrankheit mit ihrem langsamen Gifte verzehrend wüthen. Und — wenn wir uns nun in spätern Jahren so als ausgehöhlte leere Schatten, als fratzenhafte Erinnerungs- und Spottbilder unserer frühen schönen

Seelenzustände gegenüber ständen! O Du Geliebter meiner Seele, könnte ohne gewaltsame Zerrüttung Deines Lebens unsere Ehe sein, so würden wir in unsern Kindern ein neues Glück aufblühen sehen; wir dürften es wagen, uns der Welt und ihren Verhältnissen anzuvertrauen. Wir könnten hoffen, auch die Ehe als ein heiliges Verhältniß zu leben, und als Aeltern im Wechsel der Zustände, in Alter und Krankheit immer noch das Unsterbliche zu suchen und zu finden. Aber, wie das Schicksal, das wir anbeten und nicht verhöhnen sollen, uns gestellt hat, müssen wir der höchsten Liebe, der Wahrheit und Tugend ein Opfer bringen. Und, mein Albert, ist denn der Schmerz, den es uns kostet, ein Unglück? Er ist ja da der reine Schmerz der Liebe. Wo ich bin, was ich erlebe, immer wirst Du mir, auch durch weite Räume von mir getrennt, das Edelste, Höchste und Glückseligste sein, immer, wenn ich es auch nicht wollte, wird meine Seele in der Deinigen wohnen, und Dein Geist ist vereint mit dem meinigen. Warum wollen wir die Süßigkeit des geheimnißvollen Räthsels durch eine scheinbare Auflösung trüben? Glaubst Du nicht, daß wir tausend Freuden und Erhebungen einbüßen müßten, auch wenn ohne Sturm Dein Wunsch in Erfüllung gehen könnte?" — —

Noch Vieles sagte sie ihm, um seine Heftigkeit zu mildern, die aber mit jedem Briefe sich leidenschaftlicher zeigte. In den härtesten Ausdrücken warf er ihr Lieblosigkeit vor und wollte sie bald durch Drohung und Verzweiflung, bald durch Bitten und Versprechen zu dem Schritte verleiten und zwingen, den seine Leidenschaft für den nothwendigsten hielt. Endlich meldete er ihr, daß er nun etwas thun würde und müsse, was sein Verhältniß zu seinem Stande

und dem Könige, zu seinen Aeltern und Verwandten auf immer und ohne Rückkehr zerreißen würde, — da war sie plötzlich verschwunden. Man forschte ihr nach, vorzüglich der Baron, aber keine Spur war zu entdecken. Die wilde Leidenschaft warf den jungen Grafen auf das Krankenbette, auf welchem er ein lebensgefährliches hitziges Fieber überstehen mußte. Nach einem halben Jahre wollte der Baron erforscht haben, daß sie sich irgendwo in einer kleinen Stadt an einen Handwerker oder Krämer verheirathet habe. Da der Graf zur Reise zu schwach war, begab sich der Baron an verschiedene Orte, die man ihm angab, aber nirgend ward er ihrer ansichtig. Jugend und Gesundheit machten ihr Recht auf den Grafen wieder geltend, und er gab nun endlich dem Wunsche seines Vaters nach, sich mit einer Gräfin aus einem alten Hause zu verbinden. —

So hat denn dieser Greis, sagte Edmund zu sich selbst, alle diese Leidenschaften, welche er jetzt so bitter tadelt, selber erlebt. Was ist unser irdisches Leben? Wie Sonnenschein und Regen, wie Aprilwetter in gebirgiger Landschaft wechseln diese Zustände, diese Empfindungen, weite reiche Aussichten, glänzend blendende Lichter, dann Alles wieder von Finsterniß verdeckt, im Dunkel verschlungen, aufblitzt dann wieder plötzlich ein grünes Thal, eine Gruppe von schönen Bäumen, sieh, da reißt sich die Kuppe des Gebirges aus dem Nebel los, und es glänzt die Felsenkrone. — Und dennoch sind es diese Zustände und unsere Erinnerung an sie, die unser wahrstes Leben sind: Traum im Traum. Nur nicht, was die Altklugen die Wirklichkeit nennen. Daß wir den Schmerz überleben, ist ja nur ein neuer Schmerz. Alles wandelt und Nichts besteht, und im Wandeln

ist es nur unser; wir sind nur, weil wir uns immerdar verändern, und können es nicht fassen, wie ein Dasein ohne Wechsel ein Dasein heißen könnte.

Er verlor sich in diesen Vorstellungen, und das Räthsel des Lebens hatte noch nie so seltsam, als wenn es sich im vielfachen Geheimnisse lösen wollte, so seltsam vor seinen geistigen Blicken gelegen.

Sowie nur der alte Probst von seiner Reise zurückgekehrt war, ging Edmund zu ihm, um aus seinem Munde die Bestätigung jenes sonderbaren Vermächtnisses zu vernehmen. Der Greis bestätigte alles Das, was der Küster ausgesagt hatte, er führte ihn selbst zu der Stelle, wo das seltsame Document verwahrt lag. So freundlich er dem Jünglinge war, der sich mit seinem Taufschein und andern Beweisen als den Erben jenes Testamentes auswies, so wollte der Probst doch jetzt noch nicht die Truhe dem Erben verabfolgen lassen, bis jener Tag, den der Ahnherr anberaumt hatte, erschienen sei.

Als Edmund zurückkehrte, fand er auf seinem Zimmer ein Billet des Grafen, in welchem ihn dieser einlud, ihm, wenn er die Briefe schon gelesen habe, dieselben persönlich wieder einzuhändigen. Er versiegelte die Blätter also wieder sorgfältig und begab sich am andern Morgen mit ihnen zum Oberkammerherrn.

Mein junger Freund, fing dieser an: Ich hatte mir fest vorgenommen, Sie nicht wiederzusehen, und dennoch breche ich meinen Vorsatz, weil es mich zu sehr schmerzt, so von Ihnen zu scheiden. Sie haben es nun selbst gelesen, wie ich in meiner Jugend war, was ich erlebte und erlitt, und daß man irrt, wenn man meint, meiner Kälte seien alle Schmerzen un-

bekannt geblieben. Sie haben nun auch gesehen, mit welchem Edelmuth sich ein weibliches Wesen betrug, wie groß sie ihr Schicksal nahm und mein thörichtes Herz und meine Irrthümer beschämte. Glauben Sie mir, noch jetzt in meinem hohen Alter steht mir diese Jungfrau, wie eine wahrhaft göttliche Erscheinung vor den Augen meiner Seele; ich sehe sie immer noch in ihrer Schönheit, — und was habe ich ihr und ihrer großmüthigen Aufopferung zu danken. Zwar bin ich nicht so glücklich geworden, wie es mir meine damals berauschten Träume vormalten, zwar habe ich nicht jene Seligkeit gefunden, die unter Millionen vielleicht nur Einem zu Theil wird: aber ich konnte ein dankbarer Sohn bleiben, ein Freund meiner Geschwister und Verwandten, ein Staatsbürger und Freund meines Vaterlandes. Sie hat dieses edle Opfer gewiß unter tausend Schmerzen gebracht, denn sie liebte mich innigst. Der Baron, mein Jugendfreund, folgte unbedingt einer scheinbaren Begeisterung für das Höchste (wie wir damals unsere Irrthümer nannten), und sein ganzes Leben ist zersplittert und in Wahn und falsche Genialität aufgegangen. Eine Unwürdige, von niedrigem Stande, täuschte ihn, und als er ihre niedrigen Gesinnungen entdeckte, nahm er, so zerstört er im Innern war, die Maske des Freigeistes vor, der das in Gesellschaften laut belachte, was er nicht mehr ignoriren konnte. Sie starb, auch eine Tochter, nachdem sie sein Vermögen zerrüttet und ihn von jeder guten Gesellschaft zurückgezogen hatte. An dem übriggebliebenen Sohne soll er auch keine Freude erleben.

Edmund händigte dem Alten die Papiere wieder ein, indem er ihm mit Herzlichkeit für das schöne Vertrauen dankte, das er ihm durch die Mittheilung

derselben bewiesen hatte. Freilich, sagte er dann, muß ich es lernen, im Sinne dieses herrlichen weiblichen Wesens zu handeln, und in diesem Spiegel sehe ich nur meine eigne Misgestalt, die auch nicht von fern dieser schönen Seele ähnlich ist. Doch Ihr Vertrauen macht mich so dreist, Ihnen eine Bitte vorzutragen, deren Gewährung meine Entsagung, das fühle ich, mir unendlich erleichtern wird. Lassen Sie mich, verehrter Mann, noch in Ihren Diensten bleiben, verschließen Sie mir den Zutritt zu Ihrer Familie und der theuern Gräfin Tochter nicht; ich kann ihr meine Ansicht, mein Gefühl, meinen Entschluß freundlich mittheilen; wenn ich ihr auch von jenem edeln Wesen nicht sprechen darf, so wird sie, von mir überredet und geleitet, ebenfalls sich zur Entsagung Dessen, was sie ihr Glück nennt, entschließen können.

Nein, erwiederte der Graf mit einiger Lebhaftigkeit, meine Ueberzeugung ist, daß Trennung das beste, ja einzige Heilmittel ist. Wenn Sie auch den redlichsten Willen hätten, so würde in diesem Scheidungsproceß sich doch nur Ihre Leidenschaft von Neuem stärken. Und dabei übersehen Sie die Hauptsache. Dieselbe Großmuth, welche meine Geliebte damals begeisterte, mir zu entsagen, kann meine Tochter aufreizen, Ihnen treu zu bleiben, oder Sie selbst zu einem verzweifelten Schritte zu bereden. Jene sollte sich erheben und stieg begeistert herab, Diese wird ihre Aufopferung leicht, von der Leidenschaft angetrieben, in der Erniedrigung suchen. Sie verzeihen mir das Wort, welches die Sache richtig bezeichnet. Mich freut aber, daß Sie selbst schon so viel heiterer und sicherer sind; die Genesung und nahe Gesundheit leuchtet aus allen Ihren Mienen.

Die Krise Ihrer Krankheit haben Sie offenbar schon überstanden.

O mein theurer Gönner, sagte Edmund, mein Kopf ist so angefüllt von wunderlichen Erwartungen, mein Leben wendet sich so in das Seltsame und Märchenhafte, daß in meinem Glück und Unglück, in dieser Aufspannung, in welcher mir alle Gedanken entgehen, es aller Kräfte und Anstrengung bedarf, um nicht ganz wie ein Zerstreuter und Wahnsinniger umherzuwandeln. Es liegen solche Erwartungen, Entdeckungen vor mir, ganz nahe vor mir, daß vielleicht in wenigen Tagen ein anderes Schicksal, fremde Bestimmungen meine Thätigkeit und mein Dasein in Anspruch nehmen.

Der Graf sah hoch auf, schlug den Schirm der Lampe zurück, um den jungen Mann genauer zu betrachten, und bat dann, ihm, da Edmunds geheimnißvolle Andeutungen seine ganze Neugier rege gemacht hatten, Alles mitzutheilen, was ihn so sonderbar in Bewegung setzte. Edmund trug ihm den Fall umständlich vor, und der Greis hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu. Als Edmund seine Erzählung geendigt hatte, stand der Graf auf und ging tiefsinnend im Zimmer auf und ab. Endlich stand er stille, sah dem verwunderten jungen Manne mit hochglänzendem Blicke scharf in die Augen und sagte mit bebender Stimme: Glauben Sie mir, junger Herr, das ist etwas Großes, Mächtiges! Ihr Ahnherr hat einen Blick in die Zukunft gethan, und es ist nicht ohne höhere Zulassung, daß das Vermächtniß gerade an Sie gerichtet wurde, der sich mir und meiner Familie genähert hat. Wird das Alterthum so oft geschmäht und werden seine ehrwürdigen Institutionen eingerissen, so ist es gut, daß

das Große, Vergessene auch einmal wieder aus dem verdunkelnden Staube an das helle Licht des Tages gezogen werde. Um 1510 und schon dreißig Jahre früher war in unserem Lande eine große Periode der Entwickelung, eine gefährliche geschichtliche Krise. Die größten und ältesten Geschlechter hatten sich gegen die angestammten Fürsten erhoben, ihr Bund war mächtig; aber, so sehr auswärtige Regenten aus Eigennutz und Politik auch diese Zwietracht unterhalten und angefeuert hatten, so siegten endlich doch die Fürsten, und die Gefährlichsten des Adels mußten es sich gefallen lassen, als Rebellen behandelt zu werden. Hinrichtungen, Gefängniß, Aechtung und Verbannung traf und schmähte manche große und tapfere Häupter. Manche Namen sind seitdem verschwunden. Selbst ein Name ist verloren, der mit seinem Blute unserem Regenten verwandt war. So wenden sich die Zeiten nun wol um, und ein Edelstein, der so lange vermißt wurde, steigt aus den Trümmern wieder herauf, um neu zu glänzen. Offenbar ist Ihr Name Frimann ein angenommener; unbezweifelt, daß in jenen unruhigen Tagen der Verfolgung ein hoher Mann sich rettete, verbarg und mit großem Sinn auf die Zukunft dachte, daß sein Urenkel die erloschenen Rechte wieder lebendig mache. Ist es so, und so wird es sein, so biete ich Ihnen, junger Sprosse des Heldengeschlechts, alle meine Hülfe, um Ihre Ansprüche bei König und Vaterland geltend zu machen; dann auch sollen keine Schwierigkeiten Ihrem und meiner Tochter Glück mehr entgegentreten Aber — (doch warum dergleichen zu früh annehmen) wenn Sie vielleicht, wie es nicht unmöglich ist — doch darüber läßt sich nachher sprechen — sollten Sie in der That vielleicht nachher zur Familie un-

sers gnädigen Königs, auch entfernt, gehören — wie gesagt, — ich halte Sie für einen redlichen Mann und habe Sie immer so behandelt, — doch ich bemerke, junger Herr, ich bin wie berauscht, mehr als Sie selber, — und muß mich sammeln.

Gnädiger Herr! rief Edmund tiefbewegt aus — was auch das Schicksal über mich beschließen mag, wie auch jene Entdeckung ausfallen kann, — ich halte mich jedenfalls für gebunden, und mein größtes Glück wird dann sein, zu zeigen, wie rechtlich, wie edel ich denke, und daß ich es verdient hätte, gleich als solcher aufzutreten, der Ihrer Familie nicht unwürdig war.

Durch diese Worte war plötzlich der Graf wieder verwandelt. Er blickte noch einmal auf und setzte sich dann langsam nieder. So weit sind wir noch nicht, sagte er dann, und überhaupt: sprechen wir nicht fast wie im Traum? Ich bitte, kommen wir zur Wahrheit zurück, und falls Sie noch in der Stadt bleiben, bis sich jenes Räthsel enthüllt, würden Sie doch besser thun, sich eine andere Wohnung zu suchen. Wäre es mir vergönnt, das Antlitz jenes weiblichen Wesens, das meine Jugend erhellte, noch einmal zu sehen, noch einmal den Ton ihrer Stimme zu hören, so wäre ich unaussprechlich glücklich; es wäre mir das Abendroth einer untergehenden Sonne. — Wie die Erfüllung des wunderbarsten Märchens die Auflösung des Räthsels meines Lebens. —

Indem trat, was unerhört war, der Kammerdiener ohne Veranlassung herein. Bleich, verstört, zitternd, wie es schien, trat er an das Ohr des erstaunten Oberkammerherrn und flüsterte ihm einige Worte zu. — Der Graf fuhr zurück und lehnte sich dann in den Sessel bleich und mit geschlossenen

Augen zurück. Gewiß? rief er. Joseph, der Kammerdiener, bejahte nur mit einer stummen Neigung des Kopfes. Die ausgestreckte Hand des Grafen bedeutete den Diener, sich zu entfernen, welcher diesen stillschweigenden Befehl schleunigst befolgte. Der Graf stand auf, mühsam, angestrengt, zitternd. Er ging an das Fenster, kehrte dann zurück und faßte die Hand Edmunds. Der junge Mann erschrak, denn die Hand des Greises war todtenkalt, wie die einer Leiche. Mein junger, lieber Freund, stammelte der Alte, ich habe Sie ersucht, bald dies Haus zu verlassen, jetzt aber, bei näherer Erwägung, verlange ich Ihr Ehrenwort von Ihnen, daß Sie bei mir bleiben, bis auf Weiteres, bis ich Sie wiederum entlasse. Meine Tochter habe ich gestern schon zu meiner Schwester hingesendet. Es mag sich Alles enthüllen, wie es mag und kann, ich werde immer Ihr Freund bleiben; nur müssen Sie noch einige Zeit bei mir bleiben, weil ich Sie noch in nöthigen Geschäften brauche. — Edmund versprach es und entfernte sich verwundert. —

Als Edmund noch nachdenkend auf seinem Zimmer saß, hörte er draußen auf dem Gange leise schleichen und dann schüchtern anklopfen. Er öffnete selbst die Thür und erstaunte, als er mit Aengstlichkeit den alten Jäger eintreten sah. Dieser hatte immer eine große Vorliebe für den jungen Mann gezeigt, und da er viel beim Oberkammerherrn galt, so spielte er im Hause gegen die übrigen Bedienten fast die Rolle eines Haushofmeisters.

Als der alte Mann die Thüre wieder vorsichtig und leise zugemacht hatte, damit sie kein Geräusch machen sollte, so winkte er Edmund, der ihm in den fernsten Winkel des großen Zimmers folgte und sagte

flüsternd: Haben Sie Nichts gehört? Nichts vernommen? Ist Ihnen Nichts aufgefallen, als Sie vom alten Herrn zurückkamen?

Es war, antwortete Edmund, ein ängstliches Hin- und Herlaufen, die Domestiken waren Alle verwirrt, ich fragte, aber Keiner stand mir Rede, die Gräfin Christine lief über den Corridor und that, als wenn sie mich nicht sähe; käme ich nicht selbst aus dem Zimmer des Oberkammerherrn, so würde ich glauben, er sei gestorben oder gefährlich krank.

Er kann es auch noch werden, sagte der Jäger mit Bedeutung; denn mit einem Worte: die jüngste Comtesse ist verschwunden, Niemand weiß, wohin; ob sie schon gestern, ob sie in der Nacht, oder erst heute früh heimlich abgereist ist, weiß Niemand. Es soll vor der Dienerschaft verschwiegen werden, aber, lieber Himmel, wie es geht, Alle wissen es schon. Der alte Herr hat nun in seiner Herzensangst aussprengen lassen, daß er sie selber zu seiner Gräfin Schwester auf das Land hingeschickt habe, aber kein Mensch will es glauben; denn warum sollte es denn so heimlich geschehen? Und gerade in diesem kalten, häßlichen Wetter? Der Portier weiß auch von Nichts; er sagt, zwischen drei und vier heute Morgen sei ein Weibsbild aus dem Hause gegangen, da er aufgemacht habe. Er hatte sie für die Maria Anna gehalten, die zur kranken Schwester in der Barfüßergasse gehen wolle, um die Sterbende zu pflegen, ein zweites Frauenzimmer, die ihm des Kochs Frau geschienen, ist mitgegangen und wollte um Sieben wiederkommen. Die beiden Personen sind jedoch im Hause, aber die junge Fräulein Wilhelmine wird auch vermißt. — Aber, ums Himmels willen, verrathen Sie mich nicht, Herr Secretair, daß ich Ihnen

das Alles erzählt habe. Ich konnte es nicht lassen, weil ich weiß, daß Sie ein treuer Freund des Hauses sind, und die Comtesse Elisabeth immer große Stücke auf Sie gehalten hat.

Der Alte, der ein Geräusch draußen hörte, erschrak und entfernte sich dann wieder mit derselben Vorsicht, nachdem Edmund erst auf den Gang hinausgesehen hatte, ob ihn auch Niemand betreffen könne. Edmund fühlte sich durch diese Nachricht in einen Zustand der Verzweiflung versetzt. Jetzt mußte er wieder Alles, was jener Unwürdige von seiner Geliebten ausgesagt hatte, für Wahrheit erkennen. Er zweifelte nicht mehr, daß sie von diesem Frechen sich wirklich habe entführen lassen. Jetzt gereute es ihm, daß er das Haus des Grafen nicht schon längst verlassen habe; er war ergrimmt, daß er dem Vater sein Wort verpfändet hatte, zu bleiben und sich nicht zu entfernen.

Er sah in den Sturm des Wetters hinaus und entsetzte sich, wenn er die zarte Gestalt sich im Freien dachte, wo sie vielleicht hülflos umherirrte oder in ihrem Begleiter bald einen Elenden erkennen und verachten müsse. Im Mantel verließ er eiligst das Haus, um den Baron aufzusuchen. Dieser war über seinen frühen Besuch erstaunt, noch mehr aber über die Ungeduld und Hast, mit welcher er sich nach der Wohnung des jungen Wendelbein erkundigte. Was haben Sie mit ihm? sagte der neugierige Alte; ist denn etwas vorgefallen? Sie wollen ihn doch wol nicht gar herausfodern, weil er Ihr Nebenbuhler ist?

Nein! nein! rief Edmund ungeduldig; ich habe sonst ein Geschäft mit ihm abzumachen; nennen Sie mir nur Straße und Haus.

Der Jüngling, antwortete der Baron, liebt es,

mit dem Logis oft zu wechseln, auch hat er manchmal zwei, selbst drei Wohnungen, theils um sich der Zudringlichkeit der Gläubiger zu entziehen, theils auch um seine Liebschaften, deren er Viele hat, ungestört abzuwarten. Seine Wohnung für die Tugend ist in der Stadt, und die für das Laster dahinten, in der einsamen Vorstadt. Diese wird aber in der Regel verschwiegen und kaum den Vertrautesten offenbart; wenn Sie einen Ducaten daran wenden, erfahren Sie sie wol von der geldgierigen Aufwärterin.

Edmund hatte sich das Haus in der Stadt genau bezeichnen lassen und ging eilig fort, um nur dem neugierig forschenden und schwatzenden Baron aus den Augen zu kommen. Die Wohnung war leer, und der Wirth, ein überkluger Schneider, sagte: Ob und in wiefern der Herr Wendelbein von mir ausgezogen ist, weiß ich nicht zu sagen; so viel ist gewiß, daß er vorgestern in der Nacht mit übereilter Hast alle seine wenigen Mobilien heimlich an einige Trödler verkauft hat. Mir ist er noch bedeutend schuldig, er hat mir aber ein schön geschriebenes eigenhändiges Billet zurückgelassen, wie er denn im Schreiben, was die Hand betrifft, ein Meister ist, in welchem er mir meldet, daß er nur auf einige Tage auf seine Güter draußen da, auf dem Lande gehe, um sich mit seinen Pächtern und Verwaltern zu arrangiren. Ich soll ihm unterdessen seine Zimmer nicht vermiethen, so wenig, daß er sogar die andern der Etage noch begehrt, weil er im Sinne habe, mit einer Gemahlin und vielen Domestiken zurückzukehren. Wie Vieles oder wie Weniges nun an diesen Aussagen wahr oder falsch sei, bin ich nicht im Stande zu beurtheilen, weil der liebe junge Herr

ein außerordentliches Talent im Erfinden besitzt, und zwar so sehr, daß er zuweilen wol schon in acht Tagen Dasjenige völlig wieder vergessen, was er mir mit hohen Eiden vorgetragen hatte.

Wie ungeduldig Edmund war, mußte er diese und ähnliche Erörterungen anhören, ehe er sich von dem Redseligen losmachen konnte. Von einer Wohnung in der Vorstadt schien der Schneidermeister nichts zu wissen. Im Vorsaal bestürmte Edmund die listige Magd, ihm dieses Logis zu verrathen. Sie weigerte sich anfangs hartnäckig, doch konnte sie endlich dem dringenden Bitter und dem Goldstücke nicht widerstehen. Bei einem alten Töpfer war jenes verheimlichte Logis des verdächtigen Menschen, und als der alte Wirth sah, daß sein Verleugnen nichts fruchtete, führte er den Nachforschenden selbst in die leeren Zimmer und sagte: Hier, Verehrter, hauset manchmal jener arme Verfolgte, den die Menschen verkennen und der noch einmal eine große Rolle spielen wird. Daß er sich oft vor seinen Gläubigern hierher gerettet hat, die ihn dann nicht finden konnten, ist nur Nebensache. Er hat Geld und besitzt große Summen, sobald er nur will. Daß er zuweilen, und sogar oftmals, hier seine Liebschaften hegte, und sich mit Frauenzimmern von allen Ständen hier traf, ist auch nicht zu leugnen. Der junge Mann ist der Liebe fähig, auch verführen ihn seine Leidenschaften zu weit. Aber, die Hauptsache seiner Verborgenheit hier weiß nur ich. Sehen Sie, Bester, hier war sein Archiv, alle Correspondenz mit hiesigen und fremden Ministern und Gesandten. Er ist, verstehen Sie, einer von Denen, die da wirken, ohne daß er sichtlich und. augenscheinlich an einer hohen Stelle steht. Er hebt und stürzt, er lenkt und maschinirt,

ohne daß sich Tausende träumen lassen, aus welchem Winkel diese Politik und Tendenz herkommt. Zu großen Zwecken läßt er sich nur gebrauchen, und ist jetzt auf einer geheimen Mission begriffen, weit, weit in die Länder hinaus, über die See und so weiter, und es handelt sich um nichts Geringeres, als ganz Europa einen andern Zuschnitt zu geben. Dann kommt er zurück und tritt aus seinem Incognito hervor, und bezahlt mir Alles bei Heller und Pfennig, und hilft mir eine große Fabrik einrichten, in welcher wir dann lauter neumodiges Töpfergeschirr erfinden werden.

Unbemerkt war ein alter Jude hereingetreten und hatte das Letzte mit angehört. Er begleitete Edmund, als dieser sich wieder entfernte. Auf der einsamen Straße stellte er sich dicht vor den jungen Mann hin und sagte: Liegt dem Herrn viel daran, von dem Wendelbein das Sichere zu erfahren? Gewiß, sagte Edmund. So steht, fuhr Jener fort, hier der Mann vor Ihnen, der Ihnen den besten Bescheid geben kann, wo Sie den sonderbaren Jüngling finden werden. — Nun? sagte Edmund heftig, wo ist er? Er ist also in der Stadt? Nennt mir den Ort!

Umsonst nicht, umsonst nicht, schmunzelte der Alte und verneigte sich tief: Euer Gnaden ist, wie ich sehe, an der Sache gelegen, und ich bin ein armer Mann, ein sehr armer Israelit, der um Vieles gekommen ist; auch durch jenen Baron Wendelbein, der mir noch große Summen schuldig ist. Alles, was der gute Töpfer gefabelt hat, ist nur Muthmaßung und Windbeutelei, denn er kennt die wahren Umstände nicht.

Könntet Ihr mir, sagte Edmund, gewisse Nachricht geben, wo der Wendelbein sich aufhält, wäre

es wahr, daß er sich noch in der Stadt befindet, so wollte ich Euch gern diesen Ducaten für Eure Entdeckung geben.

Versterben will ich, sagte der Jude, hier auf der Stelle und niemals wieder in mein Haus kommen und meine Kinder sehen, wenn nicht Alles, Alles wahr ist, was ich entdecken kann. Gehen Sie nur hin, gnädigster Herr, Sie treffen ihn, bei meiner Seele, er kann Ihnen nicht entgehen, und ich würde Sie selber begleiten, wenn es für mich alten Mann von hier nicht zu weit wäre, und wenn ich nicht darüber ein Geschäftchen versäumen thäte, bei dem ich viel verlieren würde. —

Edmund gab ihm einen Ducaten, und der Israelit sprach nun, indem er neben ihm ging: Ich vertraue Ihnen, Herr Graf, mein gnädigster Herr, ein Geheimniß, ein gar großes Geheimniß; meine Leute werden es mir vielleicht sehr übel deuten, daß ich es Ihnen verschwatze. Der junge Mann Wendelbein, sehen Sie, hat keinen recht guten, ausbündigen Lebenswandel geführt. Er machte viel Schulden und thät niemals bezahlen. Das können nun die wenigsten Menschen vertragen, denn es ist gegen die Natur. Und was soll der Jude anfangen, wenn er seine ausgelehnten Gelder nicht wiedererhält? Sie sind sein Acker und Pflug, ganz anders noch als beim Christen, der vielerlei anfangen kann. So ist mir und andern Israeliten der junge Mann vielfach verschuldet gewesen, seit lange, und hat vertröstet und vertröstet, und ist niemals eingetroffen, wenn er von Wiederzahlen prophezeite. Nun hätten wir Alle schon längst mehr Lamento gemacht und laute Klage geführt, wenn das junge wilde Herrchen nicht so gar ein liebes Kindchen wäre. In seinem Herzchen

ist viel Gutes und wahre Liebe. Besonders hat er einen guten, echten Glauben. Ach! es ist nicht zu sagen, wie er unsere heiligen Bücher ehrt, wie bewandert er in den Propheten und den Schriften Mosis ist. Ich habe ihm auch den Talmud leihen und Vieles erklären müssen. So ist denn nach manchen Studien sein inwendiger Mensch aufgegangen, und er hat seine alten Irrthümer eingesehen. Immer inniger hat er sich uns angeschlossen und mir, auch dem reichen Zacharias, dem Levi auf der großen Straße, und noch zwei Andern, mit denen er am meisten Geschäfte gemacht hatte, hat er sich entdeckt, daß er zu unserm Glauben, als der echten Religion, hinübertreten möchte. Wir haben natürlich unserem Gott gedankt, der ihm das Licht seinen verdunkelten Augen gesendet hat, daß wir Verstoßenen, Verkannten aus den Christen heraus einen neuen Bruder erhalten sollen. Die Gemeine, so hoffe ich, wird mir, als dem Aermsten, meine Auslagen ersetzen. Er wird jetzt, der Neubekehrte, in der Synagoge sein; gewiß ist die Ceremonie schon an ihm geschehen, und er kann nun natürlicherweise nicht ausgehen.

Der Ducaten schien gut angelegt, und Edmund, um sich ganz zu überzeugen und sein Herz noch mehr zu erleichtern, ließ sich beschreiben, wo er diese Synagoge finden könne. Sie war in der entgegengesetzten Vorstadt. Er ging hinaus und seine Eile, sowie sein eifriges Nachforschen brachte ihn bald zu dem unansehnlichen Gebäude. Es war verschlossen, er ließ sich zu dem Vorsteher der Schule führen. Die Menschen waren verwundert, warum der junge Mann mit diesem Ernst und der leidenschaftlichen Hast nach der Synagoge forschte, weshalb er den Rabbi durchaus sprechen wolle, und was ihn antrei-

ben könne, so öffentlich und dringend mit der Judenschaft Geschäfte zu machen. Ein Judenmädchen führte ihn in das stille kleine Zimmer des bejahrten Lehrers. Dieser verwunderte sich über den Besuch und erstaunte noch mehr, als Edmund ihm erzählte, aus welcher Ursache er zu ihm gekommen sei. Es half nichts, daß er versicherte, er kenne diesen jungen Wendelbein nicht, wisse nichts davon, daß ein solcher sich bekehren wolle, durchaus unwahr aber sei, daß es schon geschehen, denn er habe diesen Menschen niemals mit Augen gesehen; denn Edmund glaubte, der Jude wolle ihn nur verleugnen, um sich keine Verantwortung zuzuziehen. Edmund erklärte und schwur, daß er von dieser Entdeckung durchaus keinen Gebrauch machen wolle, es sei nur ein Privatinteresse, was ihn zu diesen Nachforschungen antreibe, er sei auch weit entfernt, der Judenschaft dieses neue Mitglied zu misgönnen oder es dem Christenthum wieder zuführen zu wollen; es komme ihm nur darauf an, sich zu überzeugen, daß dieser Abtrünnige noch in der Stadt sei, damit wolle er sich beruhigen.

Als der Alte endlich aus Edmunds Beschreibung erkannte, wer ihn hierher geschickt habe, so sagte er: Nun wunderts mich nicht mehr, warum Sie zu mir gekommen sind. Sie sind da auf den einfältigsten und leichtgläubigsten unserer Glaubensgenossen gestoßen. Ich begreife, daß dieser und vielleicht noch einige thörichte Juden sich haben bewegen lassen, dem ausschweifenden jungen Manne Gelder zu leihen, weil er ihnen vorspiegelte, daß er das mosaische Bekenntniß annehmen wollte. Bei mir würde er nicht leicht wagen, mit diesem Vorgeben einzutreten, besonders, wenn er es darauf anlegte, mit solchen Worten zu

gewinnen. Wir würden ihn auch ganz gewiß abweisen, wenn er des Geldes wegen unsere Gemeine vermehren wollte, denn wir sind hier der Juden genug, und zu unserem Unglück fehlte uns nur Das noch, daß lüderliches Gesindel, Schuldenmacher, die nicht mehr aus und ein wissen, Taugenichtse und dergleichen, die weder Christen noch Heiden sind, es als ihre letzte Zuflucht ansähen, in unsere Synagoge zu kommen.

Edmund mußte endlich wol dem eifernden Manne glauben, der zum Schluß die Leichtgläubigkeit des Christen belächelte, der sich von einem einfältigen Juden, der freilich selbst hintergangen war, hatte täuschen lassen.

Beschämt verließ er den Alten und war ziemlich verlegen, als er sich durch einen Haufen gemeinen Volkes drängen mußte, die ihn mit Lachen und Schimpfworten empfingen, weil sie gehört hatten, er wolle sich zum Judenthum bekehren und habe deshalb so angelegentlich den Rabbi aufgesucht. Er war froh, als er sich endlich diesem Pöbel entzogen hatte und wieder in den belebten Theil der Stadt wandeln konnte. Sein Weg führte ihn dem rothen Löwen vorüber, und da er schon so viele Forschungen unternommen hatte, hielt er es nicht für überflüssig, auch hier den lahmen Aufwärter auszufragen. Dieser war aber so unwissend, daß er nicht einmal die Namen der Mitglieder des aufgeklärten Clubs kannte. Der Herr Graf sitzt oben und arbeitet, sagte er endlich, der kann Ihnen vielleicht Nachricht geben. Als Edmund den finstern öden Saal betrat, fand er bei Büchern und Schreibgeräth und einer Flasche rothen Wein den Grafen emsig beschäftigt. Beide begrüßten sich und der Arbeitende verzog sein rothaufge-

laufenes Gesicht zu einem grinsenden Lächeln, indem er sagte: Sie stören mich eigentlich in einer wichtigen Arbeit. Wir sind dabei, in unserer nächsten Sitzung einen neuen Präsidenten zu wählen, und so führe ich jetzt in unserer Chronik die Verdienste unseres letzten Vorstehers, des trefflichen Schuhmachers Knorr aus; zugleich wird Ihr Eintritt und Abenteuer erwähnt und geschildert, und Sie können ermessen, daß dergleichen Talent und Anstrengung erfodert. Ich hoffe, dieses Geschichtswerk soll es wenigstens mit den berühmten aufnehmen dürfen, die wir bis jetzt in Deutschland besitzen. Ueberall finde ich, daß noch zu wenig geschehen ist, um Das in das Licht zu stellen, was dergleichen Gesellschaften, wie die unserige, zum Heil der Welt und Menschheit gethan haben.

Edmund, der in seiner Verstimmung und Eile keinen Sinn für die Rolle hatte, die der Graf sich selber wählte, fragte mit ungestümer Eile, ob der Secretair der Gesellschaft ihm keine zuverlässige Nachricht von dem ehrenwerthen Mitgliede Wendelbein und dessen Aufenthalte geben könne. Von seiner Wohnung, erwiederte der Graf, eine zuverlässige nicht, denn diese wechselt so sehr, daß er die Sonne noch übertrifft, die durch den Thierkreis und alle Wirthshauszeichen, Krebs, Jungfrau und Zwillinge läuft. Zuweilen scheint er sogar zu den Troglodyten zu gehören und an gar keiner Wohnung, von Menschenhänden erbaut, Theil zu haben. Aber, wo er heute Mittag ist, kann ich Ihnen mit der größten Bestimmtheit sagen.

Edmund drang in ihn, der Graf aber sagte behaglich und mit langsamer Stimme: Sie wissen vielleicht nicht, junger Mann, wie sehr sich Wissen-

schaften und der Geist der Untersuchung in unserem lieben Vaterlande ausbreiten. Die Gesellschaft der Patrioten, oder die Akademie der Inschriften, feiert heute ihren Jahrestag, und da er eines der ausgezeichnetsten Mitglieder und einer der Stifter dieses höchst verdienten Institutes ist, so speist er heute mit den Uebrigen und ist mit ihnen froh und guter Dinge.

Und wo hat sich diese Gesellschaft versammelt? fragte Edmund ungeduldig.

Sie müssen nicht glauben, fuhr der Graf ruhig fort, daß diese echten gesunden Menschen sich um die Hieroglyphen oder griechische und römische Inscriptionen kümmern, oder gothische und alte fränkische sammeln und erklären; dergleichen wird, wie billig, den Stubensitzern überlassen. Nein, diese Vaterlandsfreunde sind nur auf das Allernächste bedacht, um Das zu retten und dem Lande aufzubewahren, was täglich, ja stündlich unterzugehen droht. Sie sammeln alle Wirthshaus- und Bierhausschilde in der Stadt, das heißt, geschickte Künstler zeichnen sie ab und streichen sie mit Farben an; die Bedeutung wird erklärt, geforscht, wie alt sie sind, welche ausgezeichnete Gäste in dem Hotel, in jener Kneipe gewohnt haben, wer in ihnen ist arretirt worden, wer betrunken nach Hause gebracht wurde und dergleichen mehr. Unermüdlich sammeln diese thätigen Männer auch alle Inschriften, wo sich dergleichen noch an den Häusern finden, commentiren sie, merken Schreibfehler an und suchen manche ganz unverständliche zu enträthseln. Wie viel auf dem Wege gerettet wird, wie viel die Geschichte gewinnt —

Aber, um des Himmels willen, rief Edmund aus, wo ist die Mittagsgesellschaft dieser erlauchten Männer?

Auf einem Dorfe, eine halbe Meile von hier, antwortete der Graf; das unscheinbare Gasthaus heißt zum schmeckenden Wurm. Schmecken ist nämlich nach der ältern Bedeutung Riechen.

Sowie Edmund nur den Namen des Dorfes erfahren hatte, verließ er in der größten Eile den Grafen, das Haus und die Stadt. Er wollte sich nicht damit aufhalten, einen Wagen zu suchen, so müde er sich auch fühlte, und so unangenehm das Schneegestöber war, welches ihm entgegenwehte. Er bedachte im schnellen Gehen, wie unnütz diese Menschen alle, die vielleicht mit Talenten ausgestattet waren, ihr Leben vergeudeten. Ein echter Scherz, meinte er, müsse eben auf einem wahren Ernste ruhen, und der flüchtige Geist des Humors sei eben ein Prophet vom tiefsinnigen Räthsel und der Wehmuth des Lebens.

Als er im Dorfe angekommen war, hörte er schon von ferne den Lärmen und Jubel der Trunkenen erschallen. Als er die Treppe hinaufstieg, wehrte ihm ein Knecht den Eingang, weil die hier Versammelten eine geschlossene Gesellschaft bildeten und keinen Fremden zulassen wollten. Durch freundliche Worte, ein Geldstück und die Versicherung, daß er nur einen Augenblick sich aufhalten wolle, ward ihm endlich die Thüre geöffnet. Er entschuldigte sich beim Eintreten, daß er störe, denn er suche nur den Herrn Wendelbein, dem er zwei Worte zu sagen habe. Dieser ist nicht unter uns, sagte ein ältlicher Mann, wie Sie sich auch selber überzeugen können. Edmund musterte die Versammlung und fand die Aussage bestätigt. Wendelbein! rief ein junger roher Mensch: o mein Bester, wenn Sie den ausbündigen Mann, dies echte Genie suchen, so müssen Sie sich

nach der Frohnfeste bemühen, denn dort sitzt er schon seit vorgestern. Einige seiner Gläubiger sind endlich seiner leeren Vertröstungen überdrüssig geworden, und da sie Wind davon haben mochten, daß er sich in diesen Tagen ganz und auf immer aus dem Staube machen wolle, so haben sie ihm ein zuverlässiges Quartier angewiesen. Unsere Gesellschaft hat an diesem Herrlichen viel verloren und würde geistreicher sein, wenn dieser Treffliche zugegen sein könnte.

Edmund dankte und verließ mit Entschuldigungen das Haus. Ohne sich Ruhe oder Erquickung zu gönnen, ging er eilenden Schrittes nach der Stadt zurück und begab sich in die finstere, abgelegene Gasse, in welcher die Frohnfeste lag. Als er die Glocke gezogen hatte, ward ihm die traurige Herberge geöffnet. Der Vorsteher nahm ihn freundlich auf, gab ihm aber die Versicherung, daß dieser Wendelbein bis jetzt noch nicht unter seine Aufsicht gestellt sei. Wie gern, sagte der rauhe Mann, hätte ich diesen Candidaten schon seit lange hierher befördert gesehen, denn ich weiß, daß seine Verdienste ihn gehörig qualificiren.

Da er merkte, daß Edmund ihm nicht ganz vertraute, reichte er ihm das große Buch, welches ein Verzeichniß seiner Pfleglinge enthielt, und da eben die Zeit war, wo sich Alle, des schlimmen Wetters wegen, in einen großen bedeckten Raum versammelten, führte er den Zweifelnden selbst nach dieser Halle, in welcher die Gefangenen sich Bewegung machten. Mit der Ueberzeugung, daß Wendelbein auch in dieser großen Anstalt nicht sei, verließ Edmund das finstere Haus, um endlich in seiner Wohnung von seinen Wanderungen auszuruhen.

Indem er nach dem Marktplatze einbiegen wollte,

hörte er in einer Nebengasse Getümmel und Geschrei. Eine Art von Neugier bewog ihn, den Umweg durch diese Straße zu nehmen, und gleich fielen ihm Gassenjungen und Pöbel in die Augen, die wieder ihre Lust an jenem trunkenen Kesselflicker hatten, der dem Ueberraschten schon in zwei seltsamen Begegnungen aufgestoßen war. Der Trunkene lärmte und sang, und wenn ihn die Nachfolgenden fragten, was das Neueste sei, so schrie er laut: Das Neueste ist, daß eine Prinzeß davongelaufen ist! — Eine Prinzeß? riefen die Jungen ihm zurück. — Nicht eine eigentliche Prinzeß, sagte der rohe Trunkenbold, nein, eine Art Excellenz, ein Grafwesen, was man so das vornehme Gelichter nennt. Aber hübsch ist sie, bei meiner Seele!

Edmund war dem Taumelnden näher gekommen. Er suchte ihn aus dem Getümmel zu entfernen und nahm die Gelegenheit wahr, als sie jetzt vor einem Wirthshause standen, den Schreienden in dieses durch gute Worte und halb mit Gewalt hineinzuziehen. Er ließ sich hier ein stilles Zimmer nach dem Hofraum aufschließen, und so trunken der Kesselflicker schon war, foderte er für diesen doch noch einen Schoppen Wein, um ihn nur bei guter Laune zu erhalten und ihn zum Reden zu bringen.

Woher wißt Ihr, fragte er, als dieser Namensvetter sich etwas beruhigt hatte, daß ein vornehmes Frauenzimmer entflohen ist?

Sapperment! sagte jener, weil ich sie heute in der frühesten Frühstunde selbst gesehen habe. Ich kam da aus der Schenke, zur blühenden Zunderbüchse oder glühenden Donnerbüchse. Da stand der Windelfürst, oder Stelzfuß, oder wie er heißt, mit dem ich im plundrigen Löwen auch mit Ihnen und ande-

ren Alfanzern gewesen war. Ich kannte den Patron gleich wieder. Er war auch nicht blöde und sprach mit mir. So kamen dann zwei Weibsen um die Ecke, eingemummt und wie die Bürgermädchen angezogen; da nannte Stelzbein sie Gräfin, oder Cum- oder Prinzeß, das weiß ich nicht mehr genau, aber er winkte mir so lachend, und neulich war ja auch ein Zank mit Ihnen um die Prinzeß. Nun stiegen sie in einen Wagen, der hundert Schritte davon im Regen hielt, und davongejagt, was die Pferde nur laufen mochten. Sehen Sie, das habe ich schon heute früh lange vor Tagesanbruch erlebt.

Da nichts weiter aus den verwirrten Reden des Trunkenen zu entnehmen war, so ging der erschöpfte Edmund mit der Ueberzeugung nach der Wohnung des Grafen, daß sich Elisabeth dennoch von dem ruchlosen Wendelbein habe entführen lassen.

Der Oberkammerherr hatte sich einige Tage in seinem Zimmer verschlossen gehalten. Es hieß, Elisabeth sei zur Taute auf einige Wochen gereist, und im Hause herrschte ein dumpfes Schweigen, eine stille Trauer. Edmund sah die Mitglieder der Familie nur selten, am meisten den General, der ihn oft zu sich bat, um mit ihm Schach zu spielen oder etwas vorzulesen. Indessen war auch der Bräutigam Christinens aus Italien zurückgekommen, ein feiner Weltmann, der durch seine Gewandtheit wieder einige Heiterkeit in dem verstimmten Kreise verbreitete.

So waren einige Tage verstrichen, als Edmund an einem Morgen früh ein Billet von fremder Hand und ohne Namen erhielt, welches ihn nach einem bekannten Gasthofe beschied. Als er sich dorthin bege-

ben wollte, begegnete ihm der alte Baron auf der Straße, welcher ihm meldete, daß sein Sohn fortgelaufen sei, Niemand könne ihm Nachricht geben, wohin. Ich dachte den jungen Menschen, fuhr er fort, nun endlich zum Mitgliede unsers Clubs vorzuschlagen, damit er sich beschäftigen lerne, aber ich sehe wohl, daß er unfähig ist, unter gebildeten Menschen zu leben. Unsern Wendelbein haben wir nun auch verloren. Er soll drüben im Herzogthume Finanzrath geworden sein, eine Stelle, für welche er auch ganz und gar paßt. Man will behaupten, er habe nunmehr doch wirklich die junge Comtesse entführt. Der fehlt nun auch, dieses belebende geistreiche Princip, unserem Zirkel. Ich entbehre ihn aber ganz vorzüglich, denn in der letzten Zeit hat er mir häufiger als sonst seine Gesellschaft gegönnt, und er wäre noch viel interessanter, als er schon ist, wenn er nicht die lästige Idiosynkrasie hätte, immerdar borgen zu wollen. Diese Vorschläge und Anmuthungen mischt er jedem Gespräch ein, der Gegenstand desselben mag betreffen, was er immer wolle. Ich habe aber gesehen, wie sehr er Sie schätzt, mein junger Freund, denn er hat sich neulich alle Billette und Briefe von Ihrer Hand von mir geben lassen, zum Andenken Ihrer. Sie werden nun in Ihrer unglücklichen Leidenschaft natürlich sehr traurig und verstimmt sein. Dergleichen, wenn man alt wird, sieht man aus einem gar sonderbaren Gesichtspunkte an. Es ist fast mehr komisch als trübselig, und gibt eigentlich dem Humor seine beste Nahrung. Sie werden noch Vieles erleben und nachher über Ihre jetzige Leidenschaft selber lächeln. Der Mensch muß Alles durchmachen und überstehen, und je mehr, je besser, denn seine Reife ist nachher um so edler und gediegener.

Ich könnte von meinen Erfahrungen, wenn es sich der Mühe verlohnte, ein großes Buch schreiben. Alles ist eitel!

Edmund war froh, als der Lästige sich endlich von ihm entfernte. Im Gasthofe ließ er sich nach dem Zimmer führen, das der Fremde bewohnte, der ihn zu sich beschieden hatte. Wie erstaunte er, als ihm seine Mutter, die er seit Jahren nicht gesehen hatte, entgegentrat. Nun wahrlich, rief er mit Verwunderung und Rührung aus, indem er vor der hohen Gestalt sich neigte und sie dann umarmte, jeden andern Sterblichen hätte ich eher zu sehen erwartet als Sie! Was bringt Sie uns hierher nach der Stadt? Was vermochte Sie, Ihren ruhigen Wohnsitz zu verlassen?

Die Mutter war sehr erschüttert, als sie den wohlgebildeten Sohn wieder vor sich sah und in ihren Armen hielt. Ja, mein Kind, rief sie aus, wir sehen uns wieder, und zwar unter sonderbaren Verhältnissen, durch Veranlassungen, die ich niemals ahnden konnte. Weißt Du denn, wer mit mir gekommen ist? Wer sich im nächsten Zimmer befindet? — Niemand anders als die junge Gräfin Seestern, die so unbesonnen die Stadt verließ und jetzt zittert, dem gekränkten Vater wieder vor das Angesicht zu treten.

Edmund sprang auf und wollte die andere Thür eröffnen, doch die Mutter hielt ihn zurück und sagte: Nicht also, mein Sohn, störe sie nicht, sie hat ihr Vergehen und das Thörichte ihrer Leidenschaft erkannt, sie hat den Gedanken an Dich völlig aufgegeben, um sich ganz und herzlich mit ihrem Vater zu versöhnen. Du darfst sie nicht in ihren edeln Vorsätzen stören, wenn Du sie wahrhaft geliebt hast.

Sie ist jetzt durch sonderbare Schickung einem großen Unglück entronnen, und wilde Leidenschaftlichkeit darf das Leben dieses schönen Gemüthes nicht noch einmal verwirren.

Aber wie, rief Edmund aus, wie hängt das Alles zusammen? Wie und warum ist sie entflohen? Wie kommen Sie, theure Mutter, in ihre Gesellschaft? Wenn sie mich liebte, wie konnte sie, ohne mein Wissen, diesen Schritt thun und mir diese namenlose Angst bereiten?

So höre denn, fing die Mutter an, wie die Sache sich verhält. Einige Tage vor der Flucht der lieben Elisabeth erhielt sie durch das Fräulein Wilhelmine diesen langen, leidenschaftlichen Brief von Dir.

Von mir? rief Edmund aus, ich habe ihr niemals geschrieben. Die Mutter übergab ihm ein Schreiben, über welches Edmund in Verwunderung gerieth, da seine Hand täuschend nachgeahmt war. Dieser Brief erzählte in leidenschaftlichen und gutgestellten Ausdrücken, wie unglücklich der Schreiber desselben sei, wie verhaßt ihm das Leben würde, da sich keine Aussicht zeige, mit Elisabeth das wahre Glück des Lebens zu finden. Der Oberkammerherr habe ihn schnöde und verächtlich behandelt und ihm verboten, die Tochter jemals wiederzusehen oder nur an sie zu denken. Er habe ihm angekündigt, daß er sie nächstens mit dem Grafen Bentling, dem reichsten und häßlichsten Manne der Stadt, vermählen wolle, einem alten Hagestolze, der nur den Einfluß des Oberkammerherrn benutzen wolle, um seine Reichthümer zu vermehren. Man beschwor also die Geliebte, sich diesem fürchterlichen Schicksale zu entziehen, welches nur durch die Flucht geschehen könne. Elisabeth solle sich also unbedingt dem jungen Fräulein, ihrer

Wilhelmine, die ja schon um ihr Geheimniß wisse, anvertrauen. Der intimste Freund des Schreibenden, ein Herr Wendelbein, werde behülflich sein, die Flucht zu bewerkstelligen. Dieser habe im benachbarten Lande große und einflußreiche Verbindungen, durch diese angesehenen Männer und Familien sei eine Aussöhnung mit dem Oberkammerherrn leicht zu bewerkstelligen. —

Und auf dieses verruchte Blatt hin, rief Edmund aus, ist die Unglückliche wirklich mit diesem Elenden entflohen? Und sie konnte glauben, daß ich in dieser Art jemals an sie schreiben würde? Auf so grobe Weise konnte sie sich täuschen lassen?

Dieser Brief, fuhr die Mutter fort, der Dir meine Verachtung zugezogen hätte, wenn er wirklich von Dir herrührte, ängstigte das arme Mädchen so, daß Schlaf und Ruhe von ihr wich. Wilhelmine vermehrte durch ihre Erzählungen noch diese Angst und steigerte sie auf den höchsten Grad, als sie Elisabeth ein neues Blatt überreichte, wieder von Deiner Handschrift, worin Du drohtest, daß, wenn sie nicht in wenigen Stunden den Entschluß, der für euch Beide unerläßlich sei, fassen könne, Du noch in derselben Nacht durch eine Kugel Deinem lästigen Leben ein Ende machen wollest. Von einem tyrannischen Vater in ihrer Neigung bedroht, in Gefahr, auf eine ihr schreckliche Art vermählt zu werden, bestürmt von einem Liebenden, den sie in ihrer Phantasie schon sterbend sieht, ohne Rath und Hülfe, ohne einen verständigen Vertrauten, wagt sie endlich und entschließt sich zum Aeußersten, das ihr als das Einzige und Nächste erscheint, da ihre einsame, vornehme Erziehung sie immer von allem Verkehr mit der Welt entfernt gehalten hat. Sie hat nicht nöthig, Wilhelminen zu bereden, denn Diese ist es,

die sie am Meisten antreibt, die ihr die furchtbarsten Schreckbilder vormalt. So geht sie mit dieser verkleidet, nachdem man das Nöthigste vorher aus dem Hause geschafft hat, in dunkler Frühe an den verabredeten Platz. Der Elende, ein gewisser Wendelbein, findet sie dort, er hilft ihnen in den Wagen, und sie verlassen eilig Stadt und Land. Da Du Dich nicht auf der nächsten Station einfindest, fragt und forscht Elisabeth nach Dir, der Entführer weicht aus, gibt Nachrichten vor, empfängt scheinbar Briefe und vertröstet die arme Unbesonnene von einer Meile, von einer Stadt zur andern. Sie ahndet jetzt, welchem Nichtswürdigen sie ihr Schicksal anvertraut hat; das gemeine Wesen des Elenden beschämt sie, und er wagt es endlich, in einsamen Augenblicken, wenn Wilhelmine sie nicht beobachtet, ihr von seiner Leidenschaft und Liebe zu sprechen. Sie sieht zugleich, daß ihre Gefährtin für jenen Verführer entflammt ist, und da Du nirgend erscheinst, wird sie an sich und Dir völlig irre, da sie ihren Begleiter fast schon durchschaut hat. Sie sind über die Grenze, sie fahren in die kleine Stadt ein, wo ich wohne, die Dein Geburtsort ist.

Ich gehe eben über den Markt, um eine kranke Freundin zu besuchen, da schreien Männerstimmen: Frau Frimann, um Gotteswillen, nehmen Sie sich in Acht! Es war ein Wagen dicht hinter mir, den ich nicht beachtet hatte. Der Kutscher hält an, und ein junges schönes Frauenzimmer ruft laut: Frimann heißen Sie? Sie macht Anstalt, den Wagen zu verlassen, ein Mann hält sie zurück. Helfen Sie mir, meine Herren, ruft sie noch lauter, ich muß diese Frau nothwendig sprechen. — Der junge Mensch ist erschrocken, sie steigt mit Hülfe der Herbeigekom-

menen aus und fragt mich, ob ich den Frimann dort in der Residenz kenne. Sie fällt mir weinend und schluchzend um den Hals, da sie hört, daß ich Deine Mutter bin. Sogleich folgt sie mir nach meiner Wohnung, wo sie mir Alles erzählt. Die beiden Andern sind im Gasthofe abgestiegen. Nun entwickelt sich das ganze armselige Gewebe, die gemeine List, deren Opfer das arme schöne Wesen wurde. Ein Abenteurer, der Nichts zu verlieren hat, hört von einem alten charakterlosen Manne von Deiner Leidenschaft, er schafft sich Briefe und Zettel von Dir, hat im Hause des Grafen schon seit einiger Zeit ein Verständniß mit Wilhelmine, einem unklugen Kinde, die ihm jede Lüge glaubt und die er zu Allem bewegen kann. So schreibt er jene Briefe in Deinem Namen und freut sich, ein Aufsehen zu erregen, ja vielleicht die Neigung der Gräfin für sich selbst zu gewinnen, auf jeden Fall aber Wilhelminen zu entführen und dem alten Grafen eine Kränkung zuzufügen. Als wir uns wiedersahen, mußte er uns Alles bekennen, und er wartet noch in jener kleinen Stadt, um zu erfahren, was hier geschieht. Wilhelmine rechnet darauf, seine Frau zu werden. Er hat geglaubt, durch diese Unternehmung und Frechheit den Grafen in seine Gewalt zu bekommen, daß dieser ihm, wenn alles Andere misglückt wäre, die Tochter für eine große Summe oder irgend eine einträgliche Stelle abkaufen solle. —

Edmund umarmte wieder seine Mutter und rief: O wie glücklich muß es sich fügen, daß meine Mutter so das edelste Wesen retten und ihrem Vater wieder zuführen muß! Ja, ich kann ihr entsagen, da ich jetzt weiß, daß sie edel und gut ist. Die Qual war unerträglich, sie mir schlecht und leicht-

sinnig zu denken. Jedes Opfer, Liebste, kann ich jetzt bringen, das Dein Glück und Deine Ruhe von mir fodert.

Aber jetzt, sagte die Mutter, gehe zum Grafen, und erleichtere das Herz des tiefbekümmerten Vaters.

Edmund eilte zum Hause des Grafen zurück und ließ sich sogleich bei diesem melden. Der Graf ließ ihn lange auf Antwort warten, und die Ungeduld des jungen Mannes ward auf eine schlimme Probe gestellt, da sein Gemüth so bewegt war, dem gekränkten Vater Alles mitzutheilen, ihn zu überzeugen, daß die Schuld der Tochter nicht so groß sei, als sie erscheinen konnte, ihm anzukündigen, daß er alle Ansprüche aufgebe, und daß Elisabeth durch die Vorstellungen seiner Mutter gerührt, ihm ebenfalls entsagt habe. Es kränkte ihn, daß der Alte, der freilich von seinen großmüthigen Entschlüssen nichts wissen konnte, so lange anstehe, diese Opfer anzunehmen. Als er endlich gerufen wurde, fand er den Oberkammerherrn völlig angekleidet; noch ehe der Graf fragen konnte, rief Edmund, fast ohne zu grüßen: Ihre jüngste Tochter, Excellenz —

Ist bei meiner Schwester, sagte der Alte; schweigen wir von diesem Capitel, junger Mann. Was haben Sie mir sonst zu sagen?

Wenn nicht von ihr, sagte Edmund etwas empfindlich, dann Nichts. Aber, es muß mir erlaubt sein, diese Maske, verehrter Mann, nicht anzuerkennen. Er erzählte ihm hierauf Alles in begeisterter Eile, was er so eben von seiner Mutter vernommen hatte. Das Antlitz des Greises, welches, so sehr er sich bezwang, Spuren des tiefsten Kummers trug, wurde mit jedem Worte heiterer, seine Augen glänzten wieder, und eine sanfte Röthe durchfloß die ge-

bleichten Wangen. Als Edmund geendigt hatte, fragte der Graf mit bewegter Stimme: Und Sie haben sie dort im Gasthofe nicht gesehen? Nein, antwortete Edmund, ich habe mich ganz dem Willen meiner Mutter unterworfen, und dasselbe hat Fräulein Elisabeth gethan. Ihre Mutter, sagte der Graf, muß eine vortreffliche Frau sein. Mein Kind hat wie eine Unbesonnene gehandelt, sich wie eine Thörin schrecken lassen, und in dieser Uebereilung vergessen, was sie einem liebevollen Vater schuldig ist. Sie selber aber sind ein braver junger Mann, dem ich das Unrecht abbitte, was ich ihm bis jetzt im Stillen gethan habe, denn ich glaubte dennoch, daß Sie um diese Flucht gewußt hätten, und deshalb verlangte ich Ihr Versprechen, mein Haus nicht zu verlassen. Nehmen Sie jetzt meine Hand noch einmal darauf, daß, wenn jenes alte Vermächtniß sich so ausweisen sollte, wie wir es Beide hoffen können, wenn Sie auch nicht den größten Familien angehören sollten, wenn Sie nur irgend einen Anspruch auf den Adel haben, Sie mein Eidam werden sollen. Wenn mein Kind auch unbesonnen und in ihrer Leidenschaft leichtsinnig war, so können Sie ihr doch diese Flucht am wenigsten übel ausdeuten, da es ja nur verblendete Liebe zu Ihnen war, die sie dem väterlichen Hause entführte. Insoweit also nehme ich die beiderseitige Entsagung nicht an, die ich aber, wenn unsere Erwartung nicht erfüllt wird, als ein Zeichen edler Empfindung anerkenne. Die anberaumte Zeit, jenes Document einzulösen, wird, wenn ich nicht irre, in wenigen Tagen eintreten, dann, junger Freund, sprechen wir uns wieder, aber früher nicht.

Er winkte mit der Hand und Edmund entfernte

sich, um auf seinem Zimmer seinem Schicksale nachzudenken. Der Oberkammerherr ließ anspannen und fuhr mit seiner Equipage und seinen Dienern vor den Gasthof, in welchem Elisabeth mit Frimann's Mutter abgestiegen war. Elisabeth erschrak, als sie die Livree ihres Hauses erblickte, und die alte Freundin hatte Mühe, sie zu beruhigen. Sowie der Graf in das Zimmer getreten war, fiel ihm die Tochter lautweinend und halb ohnmächtig in die Arme, der Vater küßte sie und sagte scheinbar ohne Rührung: Du bist wieder da, ich habe Dir Alles vergeben, und so wollen wir die Sache nicht erwähnen, da ich schon Alles weiß. Kein Wort mehr davon, auch nicht zu meinen Hausgenossen. Dein Betragen, seit Du im Schutze dieser würdigen Frau standest, macht Dir Ehre, und Deine Entsagung nehme ich an; doch sei es ferne von mir, Dich zu irgend einer Heirath zwingen zu wollen. Daß Du mich so verkennen mochtest, hat mich am meisten gekränkt. — Ihnen, geehrte Frau, fuhr er fort, indem er sich an Frimann's Mutter wendete, bleibe ich für mein ganzes Leben verpflichtet. Folgen Sie mir, daß ich Sie meiner Familie vorstelle; auch habe ich Ihnen einige Zimmer in der Nähe Ihres Sohnes einrichten lassen, damit Sie ihn, bis sich sein Schicksal entschieden hat und er zum Orte seiner künftigen Bestimmung abreisen kann, recht ungestört sprechen und seinen Umgang genießen können.

Er gab der Alten die Hand und führte sie und die Tochter aus dem Zimmer. Vor dem ernsten Blicke des Herrn hatten die Diener, die außen warteten, nicht den Muth, ein Erstaunen zu äußern, daß sie so plötzlich die junge Gräfin wiedersahen. Ehrerbietig halfen sie ihr, der Mutter und dem Grafen

in den Wagen, und sowie dieser in seinem Hause angekommen war, ließ er durch den Kammerdiener schnell seine Töchter, den General, sowie den Baron, den Bräutigam Christinens, auch den Haushofmeister berufen. Als Alle gekommen waren, sagte er mit fester Stimme: In Familienangelegenheiten, die ein großes Geheimniß betrafen, sendete ich meine Tochter Elisabeth eiligst zu meiner Schwester; das Geschäft konnte nur gelingen, indem Niemand in der ersten Zeit von dieser Reise etwas wußte. Meine Tochter hat Alles, wenn es ihr auch Opfer gekostet hat, zu meiner Zufriedenheit geendigt. Madame Frimann, die würdige Mutter meines Secretairs, hat auf mein Ersuchen die Güte gehabt, meine Tochter zurückzubegleiten, da Fräulein Wilhelmine bei ihren Verwandten geblieben ist.

Alle waren zufrieden und gaben sich die Miene, als wenn sie den Worten des Grafen unbedingt glaubten. Die Schwestern umarmten die Zurückgekommene, und der Vater ersuchte die Mutter seines Secretairs, ihm nach seinem Zimmer zu folgen.

Lange war ich nicht so heiter, sagte er, als sie hier angelangt waren; setzen Sie sich zu mir, geehrte Mutter, und erzählen Sie mir noch etwas umständlicher, wie Sie die Bekanntschaft meiner Tochter machten, was sie Ihnen entdeckt hat, wie jener elende Abenteurer sie behandelte und wie Sie Ihren Sohn erzogen haben, wie dessen Vater war und dergleichen mehr, denn Alles interessirt mich, was diesen wackern jungen Mann betrifft. Auch ist es mir noch nie geschehen, daß Jemand mir in so kurzer Zeit so wichtig und bedeutend erschienen ist, als Sie.

Die Alte trug dem Grafen Alles umständlich vor, was er zu wissen begehrte. Als sie geendigt hatte,

fragte er: Wie kamen Sie, theure Frau, dazu, da Sie gebildet sind und ohne Zweifel schön waren, sich in diesen engsten Umfang des bürgerlichen Lebens zu begeben? Ihre Schicksale müssen sonderbare gewesen sein, wenn nicht Zwang und Tyrannei der Aeltern Sie so beschränkten.

Nichts weniger als das ist geschehen, versetzte die verständige Alte; meine Aeltern, obzwar bürgerlich und Handwerker, waren ziemlich vermögend und ließen mir meinen freien Willen. Aus eigner Wahl verheirathete ich mich mit einem jungen Manne, dessen frommes stilles Wesen, dessen edler Charakter meine ganze Achtung verdiente. Er starb, nachdem ich nur wenige Jahre mit ihm verbunden war, seine Gesundheit war schwach; keine Leidenschaft, keine Vorliebe hatte dieses Band geknüpft, sondern Vernunft und Pflicht; um mein Schicksal nicht zu verwirren, zog ich es vor, die Alltäglichkeit des Lebens, die am Ende doch die wahre Aufgabe unseres Daseins ist, mitzumachen.

Sie hatten also, fragte der Graf, andere Aussichten? Sie hätten also auch einen Andern, als diesen Tischlermeister, glücklich machen können?

Er machte, antwortete sie, keine Ansprüche auf Das, was die Menschen Glück nennen; ihm war es nur um die eheliche Verbindung mit einem ehrbaren Mädchen zu thun, die seine Wirthschaft führte und seine Kinder fromm und tugendhaft erzöge. Er gehörte zu jenen Leuten, die man auch wol die Stillen im Lande nennt; er hielt sich einsam, vermied Gesellschaften und frohe Gelage, und hatte sich ganz der Religion gewidmet. War es sein früher Tod, der ihn so stimmte und den er vorausfühlte, oder war es wirklich ein höheres Gefühl, das ihn der

Welt abwendig und früh für ein besseres Dasein reif machte, aber ich war gezwungen, ihn als ein feineres, geistigeres Wesen anzusehen und so zu behandeln.

Wohnten Sie immer dort? fragte der Graf.

Nein, erwiederte sie, meine Aeltern waren hier in der Residenz, wo sie ein bürgerliches Geschäft trieben. Jetzt habe ich die Stadt nach vielen, vielen Jahren zum ersten Male wiedergesehen, und nicht ohne Rührung. In meiner Jugend kannte ich hier viele Familien, die nun wol ausgestorben sind oder andere Wohnplätze gesucht haben. Mit manchen Kaufleuten waren meine Aeltern verbunden, und da ich auch wol Festlichkeiten besuchte, lernte ich manche Person kennen, so frei und leicht wie der Umgang hier war, die über meine Sphäre war. — Lebt vielleicht noch ein Graf Andreas von Winterfeld? —

O ja! sagte der Graf sehr lebhaft, indem er die Sprechende noch schärfer ansah, noch lebt er, er hat aber schon seit vielen Jahren, weil ihm das Majorat der Familie nach dem Tode eines Vetters zufiel, seinen Namen geändert.

Wirklich? sagte Frimann's Mutter, und sein jetziger Name?

Der Graf stand auf, näherte sich ihr, betrachtete sie prüfend und setzte sich zitternd wieder in den Sessel. Dann schlug er sich beide Hände vor die Stirn und bedeckte seine Augen. Man hörte ihn schluchzen. O Jakoba! rief er dann in der höchsten Bewegung, wo waren meine Sinne, daß ich Dich nicht gleich erkannt habe? Siehst Du denn keine Spur mehr an mir von Dem, was ich war?

Ach Gott! rief sie aus, ist es denn möglich, daß

wir uns noch einmal wiedersehen? Und hier? In Ihrem Hause? Und Sie, gerade Sie, der Gönner und Beschützer meines Sohnes?

Der Graf bezwang sich länger nicht, sondern verhüllte sein Haupt und ließ seinen Thränen freien Lauf. Lange konnte er vor Schluchzen nicht zu sich kommen, und als er sich endlich am Weinen gesättigt hatte, sagte er unendlich weich: So ist mir denn doch noch der liebste Wunsch meines Lebens in Erfüllung gegangen, Dich, Dich noch einmal zu sehen, bevor ich verscheide! O gute, liebe, herzliche Jakoba, kennst Du mich denn noch, kannst Du Dich denn noch an einem Zuge meines Angesichts meiner erinnern? Ja, Liebe, Treue, alt sind wir geworden: aber wir waren damals jung; ich habe Dich gekannt, und Das war der Inhalt meines schönsten Lebens. Ich habe späterhin der Welt und ihren Bedingungen gelebt, aber in jenen Tagen lebte ich Dir und mir.

Die Mutter war heftig erschüttert, so sehr sie sich auch zu bezwingen suchte. Andreas! Graf! O mein Theurer! rief sie aus, ach! was ist das Leben für ein seltsamer Traum! Oft habe ich Ihrer gedacht, lieber Andreas, immer dachte ich, ich könne nicht sterben, wenn ich Dich nicht noch einmal gesehen hätte. Und nun ist es mir auch so gut geworden.

Und Du, liebstes Wesen, fing der Graf wieder an, hast Du mir meine Tochter retten müssen, ihr Hülfe bringen, sie zur Vernunft und Wahrheit zurückführen. Du hast den Sohn geboren, der mich mit unerklärlicher Liebe gefesselt hält. — Und damals — ach Gott! Was ist doch die Jugend schön, ehe man noch so gar vernünftig geworden ist!

Er umarmte zitternd die Alte, die jetzt, nachdem sie den Kuß des Greises geduldet hatte, sich in Thrä-

nen tröstete. O Jakoba, sagte er dann, bleibe ein Veilchen bei mir, laß uns recht viel von unsern Kinderjahren und wunderlichen Empfindungen schwatzen; erzähle mir, daß Du mich nicht ganz vergessen hattest, daß Dein Herz immer noch an mir hing, und ich spreche Dir dann auch von der Sabbathfeier meiner Schmerzen, wenn ich in so vielen Stunden, ohne daß es ein Sterblicher merkte, mein ganzes äußeres Leben, Hof, Verwandtschaft und Familie vergaß, und mein Herz vor Deinem heiligen Bilde niederkniete. Wund ward es in dieser Andacht. Sage mir, ach! sage mir, Geliebteste, was ist die Liebe?

Unser unverschleiertes Selbst, sagte sie, indem sie den thränenfeuchten Blick erhob. Nein, nicht Stand, Pflicht, Amt, nicht diese Kleider unseres Lebens sind wir. Unsere Seele hat sich damals Auge in Auge gesehen, und wir haben erfahren, was Ewigkeit und Gott ist. O verehrter, lieber, alter, längst gekannter Freund, warum kann man nicht in solchen Stunden sterben?

Sterben wir denn nicht im Leben? antwortete er; sind wir denn nicht in dieser sogenannten Wirklichkeit schon oftmals gestorben? Warum soll denn das Ende mehr, oder nur etwas Anderes sein als der Anfang? — Der Schmerz ist die Grundlage, wenn nicht der Zweck unseres Lebens, und nur Derjenige erlebt ihn nicht, der niemals Glück und Freude gefunden hat. — —

Noch Vieles erzählten sie sich von den Begebenheiten und Empfindungen ihrer überstandenen Jugend. So schmerzlich diese Wiedererkennung auch war, so schwelgten sie doch in diesen bittersüßen Gefühlen. Endlich ermannte sich der Greis und sagte: Es ist ein wunderbarer Reiz, das ganze Leben mit allen

seinen Felsen und schroffen Ecken so in Traum und weiche Sehnsucht verschwinden zu sehen; aber, Jakoba, Deine Tugend, Dein Muth, Dein großes Gefühl und Deine Fähigkeit, Dich aufzuopfern, sind etwas viel Edleres und Größeres als diese zarten Phantasien, als diese schwärmenden Rückerinnerungen. Lebe wohl und heiter, bald sehen wir uns wieder. Vielleicht genießen wir noch mit einander die letzten Reste unsers Lebens. Sage aber jetzt noch Deinem Sohne nichts von unserer früheren Verbindung; zwar kennt er die Geschichte meiner Leidenschaft, denn er hat kürzlich Deine und meine Briefe gelesen, die ich ihm selbst gegeben habe; aber es ist besser, wenn er erst später erfährt, daß Du es warst, die mich damals so glücklich und elend gemacht hat.

Jakoba versprach, das Begehren des Grafen zu erfüllen. Dieser begab sich auf sein Zimmer und dann zu seiner Familie. Er war aber, so sehr er sich auch hatte sammeln wollen, noch so aufgeregt, daß der General ihn mit Erstaunen betrachtete. Der Alte merkte es und dachte: Kann man denn Geister sehen, ohne erschüttert zu werden?

Die Tage gingen jetzt für Edmund angenehm genug hin, wenn er auch Elisabeth nicht sah, so wenig wie den Oberkammerherrn, denn er hatte Gelegenheit, sich mit seiner verständigen Mutter recht auszusprechen, die ihm Vieles von ihren Aeltern und Verwandten mittheilte. Ihre Rede tröstete ihn über den Verlust seiner Liebe, und da sie von jenem sonderbaren Vermächtnisse vernahm, das binnen Kurzem fällig sei, erklärte sie, daß sie von Edmunds Vater

niemals etwas davon vernommen habe, denn er sei früh und plötzlich gestorben.

Edmund aß mit seiner Mutter auf seinem Zimmer, vom Tische des Grafen und von dessen Leuten bedient. Zuweilen begab sich der Oberkammerherr nach dem Zimmer der Mutter und hatte lange Gespräche mit ihr. Seine Umgebung fand ihn verändert, und der Arzt des Hauses fürchtete, er ginge seinem nahen Tode entgegen. Doch befand sich der Graf seit vielen Jahren nicht so stark und wohl als in dieser Zeit; es war nur gleichsam ein Jugendfieber, das sein Wesen veränderte.

So war der Tag herangekommen, an welchem Edmund die alten Schriften, die so lange versiegelt gelegen hatten, einfodern durfte. Ein harter Frost war eingetreten, und der junge Mann begab sich in der größten Spannung zum Hause des Probstes. Hier mußte er einen weitläufigen Empfangschein ausstellen, daß ihm, als dem rechtmäßigen Erben, nach dem Verlauf der bestimmten Zeit die Documente richtig seien eingehändigt worden. Hierauf begab sich der Probst mit dem Gefolge vieler Geistlichen nach der Lambertuskirche, erschloß feierlich die Sacristei und hinter dieser jenes Gemach, welches niemals gebraucht wurde. Der alte Kasten wurde eröffnet und dem jungen Manne alle jene kurzen oder längern Lebensbeschreibungen seiner Vorfahren, nebst den Zeugnissen der jederzeitigen Pröbste und Kirchenältesten überliefert. Nun wurde das Siegel von allen Gegenwärtigen beschaut, welches vor drei Jahrhunderten auf einen kleinen innern Schrank war gedrückt worden; es war unverletzt. Es ward vom Probste abgelöst und mit einem uralten Schlüssel das Schloß eröffnet. Ein vielfach versiegeltes Packet

nahm der Probst aus diesem Behältnisse und übergab es dem Erben, der dem Greis und den übrigen geistlichen Herren für ihre Mühwaltung seinen Dank abstattete.

Die Sache war nicht so verschwiegen geblieben, daß nicht eine Menge Neugieriger sich in der Kirche versammelt hätten, um zu schwatzen, etwas zu erfahren und den jungen Erben in Augenschein zu nehmen. Man erzählte sich, die Erbschaft einer Million Gulden, welche in Holland lägen, würde am heutigen Tage frei und erhoben; Andere wollten wissen, ein verlarvter Prinz, den vor Jahrhunderten die Zeitläufe gezwungen hätten, sich zu verbergen, habe für seine rechtmäßigen Nachkommen die allerwichtigsten Documente, durch welche sie wieder in ihre Herrlichkeiten eingesetzt würden, hinterlassen; ein Alter wollte seine neugierigen Zuhörer bereden, ein vormaliger Adept habe seinem Urenkel sein Geheimniß und die Tinctur vermacht. Sowie also Edmund aus der Sacristei trat, der mit seinen Papieren unter seinem Mantel ziemlich schwer beladen war, so drängten sich alte Männer und Frauen an ihn und fragten ihn, oder die nachfolgenden Geistlichen, was die Sache, von der man schon so viel Wunderbares gehört hatte, zu bedeuten habe. Der Küster, der Hinterste im Gefolge, versammelte die Forscher, da die Uebrigen nicht Rede stehen wollten, um sich her und verkündigte: Verehrte Christen, es sind jetzt fünf Jahrhunderte verflossen, als ein türkischer Prinz nach Europa herüberkam und unsere gute Stadt bewohnte. Er war in Krieg mit seinen Brüdern gewesen und hatte sich vertreiben lassen. Dieser Türke wurde damals bekehrt und empfing die Taufe, seine Länder hatte er im Stiche lassen müssen, aber dafür eroberte er

das Himmelreich. Er hat dieser Kirche damals viel vermacht und jene Documente in ihren Schoos oder vielmehr in jene kleine Kammer hinter der Sacristei niedergelegt. Sie enthalten einen großen Schatz, aber auch die Legitimation, um jene türkischen Fürstenthümer, die damals verloren gingen, wieder in Besitz zu nehmen. Mit diesen ausgerüstet, geht der junge Mann, der natürlich ein Prinz ist, hin, um seine angestammten Länder wieder zu erobern. Der große Napoleon ist schon von Allem unterrichtet und hat seinen Beistand zugesagt. Der junge Erbe muß nun also vielleicht zum türkischen Glauben abfallen, um der Regierung fähig zu werden, oder es muß mit den großen europäischen und asiatischen Mächten ein Abkommen getroffen werden. Man will auch schon sagen, Rußland wolle jene Landstriche in Besitz nehmen, dafür erhält Napoleon dann andere Strecken und gibt dem jungen Herrn, der hier eben zur Kirche hinausgeht, das Königreich Holland, da er mit seinem Bruder, dem jetzigen Könige, gar nicht zufrieden sein soll.

Dies schien den Umstehenden ebenfalls das Wahrscheinlichste, und so fand Edmund Gelegenheit, ungehindert die Kirche zu verlassen. Draußen redete ihn aber der alte Baron an, der auch als Müssiggänger allenthalben war, wo sich irgend etwas Neues zeigte. Er hatte sich vom Geschwätz des Küsters nicht zurückhalten lassen, sondern fing den eilenden Edmund draußen auf. Er war sehr verdrießlich, daß Edmund ihm, als einem alten Freunde, nicht mehr als Das sagen wollte, was er schon früher vom Küster erfahren hatte. Als Edmund ihm von fern einen Vorwurf darüber machen wollte, daß er Briefe von ihm, die er ihm zuweilen in Auftrag des Ober=

kammerherrn mitgetheilt hatte, dem Avanturier Wendelbein gegeben habe, lachte der Baron und meinte, mit empfangenen Briefen könne doch wol ein Jeder thun, was ihm gut dünke. Dieser Avanturier, wie Sie ihn nennen, so fuhr er dann fort, ist jetzt auf dem Wege, bald ein großer und berühmter Mann zu werden, ein Mann, der unserm Vaterlande Ehre machen wird. Er hat wirklich ein Fräulein Wilhelmine, eine Art Gesellschafterin Ihrer Comtesse, entführt, die er freilich auch ohne Entführung hätte bekommen können, und ist mit dieser am Rhein bei einer sehr vorzüglichen Schauspielertruppe engagirt. Sie singt, und er soll ein ganz einziges Talent entwickeln. Auch dichtet er, und nächstens wird eine Tragödie von ihm, die er in wenigen Tagen geschrieben hat, aufgeführt werden. Alles dies schreibt mir mein Sohn, der mir nun endlich (Sie wissen es) ganz und gar und ein für allemal davongelaufen ist; der junge Mann ist bei derselben Truppe engagirt und spielt die Bösewichter; dort haben sich nun die Genies gefunden und auch einen engen Freundschaftsbund geschlossen.

Edmund hatte nur wenig von dem Geschwätz vernommen. Er erreichte jetzt das Haus, eilte auf sein Zimmer und verschloß es gleich sorgfältig, um ungestört die Documente untersuchen zu können, von denen in diesem wichtigsten Moment seines Lebens ihm Glück und Zufriedenheit geschenkt werden sollte.

Nur schnell übersah er die Lebensläufe seiner Vorfahren und die Zeugnisse der Pröbste für deren guten Wandel. Handwerker, Krämer, die Alle in der Residenz ihr stilles bürgerliches Gewerbe getrieben und unbescholten gelebt hatten, manche waren jung gestorben, manche hatten ein hohes Alter erreicht, Alle aber wurden als rechtlich und tugendhaft gelobt und

Keiner hatte sich ein Verbrechen oder nur einen großen Fehltritt zu Schulden kommen lassen. Das Schlimmste, was sich vorfand, war, daß ein ziemlich wohlhabender Leinweber um 1630 sich bei seinen Vorgesetzten den Verdacht zugezogen hatte, als wenn er zur lutherischen Ketzerei hinneige. Dies war auch die Ursache, daß er in jenen schweren Kriegeszeiten fast sein ganzes Vermögen verlor, nachdem er lange im Gefängnisse hatte schmachten müssen.

Nun eilte Edmund, das älteste und wichtigste Document zu entsiegeln. Es erfaßte ihn ein Gefühl der Ehrfurcht, daß er nun die Schrift eines alten Ahnherrn in die Hände nahm, welcher jetzt nach dreihundert Jahren sein Schicksal entscheiden sollte. Nach einer frommen Einleitung erzählte dieser in alter, schwerfälliger Sprache, wie er sich wol erinnern könne, daß sein Großvater, den er nur als einen achtzigjährigen Greis gekannt habe, in seiner Jugend als Kriegsmann gegen die Hussiten gezogen sei, er habe mit Ehren gedient, sei aber nicht belohnt worden, weil ihm seine Vorgesetzten immer einen Vorwurf daraus haben machen wollen, daß er nicht von adeligem Stamme sei. Der Vater des Stifters und Schreibers habe darum einen Wollenhandel geführt, um mit den Kriegsknechten nichts zu thun zu haben, noch weniger aber mit geizigen und hoffärtigen Hauptleuten. Der Erbstifter, Johannes Frimann, habe nun oft überlegt, wie schön es sei, wenn die Fürsten, sowie auch viele große Reichsfamilien, von ihren Vorfahren wüßten, was Jeder gethan, was Jeder gewesen sei. Das mache sie auch so stolz und sicher, daß der Edle von seinen Vorfahren nicht blos Reichthümer, sondern ihre Thaten, und mit diesen ihre Tugenden überkommen habe. Kläglich sei es freilich

bei der Armuth und dem Bürgerstande, daß auch der Gute sich zuweilen zu tief bücken und zu Beschäftigung und Erwerb von Noth geängstigt greifen müsse, die ihm keine Ehre brächten, ihn auch wol nach und nach schlecht, oder gegen guten Ruf und Tüchtigkeit gleichgültig machten. So ließe sich denken, daß fortgesetzte Erniedrigung solcher Familien, in welchen es Diebe, Lügner und Kuppler gegeben habe, wol im Blute selbst endlich Bosheit und Niedrigkeit erzeugen und sich den Verwandten und Erben schon als einheimisch gewordene Schlechtigkeit mittheilen könne. Es sei also begreiflich und auch wol zu entschuldigen, wenn der Vornehme bei gewissen Umständen Widerwillen und Geringschätzung der Bürgerlichen äußere, weil bei der Dunkelheit der Familienverhältnisse es nicht unmöglich scheine, daß Buben und schlechtes Volk ganz nahe mit Dem verschwägert oder verwandt sind, der sich dem Grafen oder Freiherrn gegenüber etwas herausnehmen wolle. Unbegreiflich bleibe es ihm daher, daß die wenigsten adeligen Geschlechter sichere Nachrichten weit in das Alterthum hinauf aufweisen könnten; so hochmüthig sie auf ihren Stand und ihre Ahnen wären, so wenig wüßten sie doch eigentlich von diesen zu erzählen. Ob der Freiherr aus Steiermark, Tyrol, Schwaben oder Baiern herstamme, könne er niemals darthun, selbst in den ältesten und besten Stammbäumen seien Lücken, viele mit Lüge und Thorheit ausgefüllt. Am seltsamsten aber sei, daß Räuberei, Mordbrand, Verrath und Empörung gegen Fürsten und Vaterland, Verschwörung, Meineid und dergleichen schwere Verbrechen, welche auch in so vielen Landes- und Familiengeschichten vorkommen, den Stamm und den Abkömmling in den Augen der Welt nicht zu entehren scheine.

Sodaß, wie die unbedingte Auszeichnung auf der einen Seite billig scheine, so erscheine sie auf der andern ebenso unzulässig, ja grausam und tyrannisch. —

So war ich denn alt geworden, ich Johannes Frimann, ein ehrsamer Schneidermeister hier in der Hauptstadt unsers Fürsten. Mein guter Vater war das gewesen, was seine Gegner ein gutes, ehrliches Schaf nannten, das heißt, der fromme stille Mann war zu gut, um die Schlechtigkeit seiner Nebenmenschen zu begreifen. Für Freunde, die er für wahre hielt, hatte er sich verbürgt und sie vom Untergange gerettet. Sie lachten ihn aus, als er bettelarm wurde und sie ihr Schäfchen auf's Trockene gebracht hatten. Er mußte den Tuchhandel aufgeben, und ich war darin glücklich, daß ich den lieben zu guten Alten erst als Geselle und dann als Meister mit meiner Nadel erhalten konnte. Er war so arglos und gutmüthig, daß er sich selbst an der Wohlfahrt seiner Freunde, die ihn seitdem keines Blickes würdigten, erfreuen konnte. Ich war selber arm, und es schmerzte mich, meinem liebevollen Vater kein besseres Leben geben zu können. Doch unvermuthet wurde ich durch Erbschaften reich, ich ward unter meinen Mitbürgern angesehen, selbst der Magistrat verachtete mich nicht mehr. Da kam ich auf den Gedanken, ob es denn nicht möglich sei, eine Art von Bürgeradel oder eine begründete Bürgerlichkeit zu stiften. Ich sprach darüber mit andern Meistern, wurde aber nur meines Dünkels wegen ausgelacht. Ich liebte meinen Sohn und in Gedanken schon meine Nachkommenschaft, und wie es des Regenten schönste und bitterste Sorge ist, seinen Enkeln ein unzerrüttetes Reich zu hinterlassen, so schien es mir wichtig, einen guten Namen den Meinigen zu stiften und zu erhalten. Ich schenkte

eine Summe der Kirche Lambertus, und stiftete hiermit, daß jeder Frimann sein Leben einreicht, wenn er alt ist, und Probst und Geistlichkeit das Ehrbare seines Wandels bestätigen. Auf drei Jahrhunderte hinaus soll diese Grille oder der Gedanke reichen, wenn mein Geschlecht nicht vorher ausstirbt. Immer der Aelteste, wenn mehr Söhne da sind, soll diese Aufgabe erfüllen, und die Tochter, wenn nur eine solche lebt, endigt das Verzeichniß, und der Stamm gilt für ausgestorben. Möge der Himmel diesen Einfall durch seinen Segen zu einem ersprießlichen machen, und mögest Du, Urenkel, nach dreien Jahrhunderten nicht auf den grillenhaften Schneidermeister, Johannes Frimann, wenn Du dieses liesest, schelten. —

Schelten konnte freilich Edmund nicht, aber er war aus allen seinen Himmeln gefallen, indem er die alten Schriftzüge anstarrte, denn er fühlte nun erst, daß ihm seine großmüthige Entsagung bis jetzt darum so leicht geworden war, weil er fast mit Gewißheit auf eine ganz andere Entwickelung gerechnet hatte, als jetzt vor ihm lag. Er überblickte alle Blätter noch einmal und versiegelte sie dann wieder, indem er ein kurzes Billet an den Grafen hinzufügte, welches um seine baldige Versetzung in jene Stadt bat, in welcher ihm der Oberkammerherr die einträgliche Stelle eines Rathes zugesichert hatte. Dieses schickte er mit dem Packet zum Grafen.

Mit der Mutter, welcher er nur kurz den Inhalt der Papiere erzählte, beredete er jetzt, wie sie ihre neue Wirthschaft einrichten wollten. Sie nannte jetzt die Gräfin Elisabeth niemals mehr, und er vermied auch jede Erinnerung an sie. Die Mutter war in Gesellschaft ihres Sohnes und in der Aussicht,

künftig mit ihm zu leben, glücklich, aber ohne daß sie darüber sprach, bemerkte sie mit tiefer Trauer den lebenzernagenden Gram des Sohnes, der jetzt erst seine Gesundheit untergrub, nachdem Edmund alle Hoffnung hatte aufgeben müssen. Er stellte sich heiter und vergnügt, aber die Mutter sah wohl hinter dieser Maske seine Trostlosigkeit. Wenn sie mit dem Oberkammerherrn sprach, der sie täglich besuchte, ward auch dieses Verhältnisses, des Versprechens unter Bedingung und der jetzt entschiedenen Unmöglichkeit gar nicht gedacht; da er es geflissentlich vermied, die Tochter nur zu erwähnen, so berührte sie ebenfalls diesen Gegenstand nicht.

Wie sehr erstaunte sie daher, als sie, indem sie schon zur Abreise Anstalten traf, vom Oberkammerherrn eingeladen wurde, am folgenden Mittage mit ihrem Sohne an seiner Tafel zu speisen. Er versicherte, sie würden Beide nur ihn und seine Familie im Saale treffen, sie könnten deshalb ganz unbefangen sein, er selbst sei entschlossen, einmal eine fröhliche Mittagsstunde im Kreise seiner Vertrauten zu genießen. Edmund hatte gleich bei der Ankunft seiner Mutter dafür gesorgt, ihr etwas bessere Kleidung zu schaffen, so anständig auch ihr bürgerlicher Anzug war; er war deshalb nicht verlegen, wenn er sich seine Mutter in dieser vornehmen Umgebung dachte, da ihre Art zu sprechen und sich zu betragen ganz so war, als wenn sie immer in der besten Gesellschaft gelebt hätte.

Zitternd führte er am andern Mittage seine Mutter nach dem Speisesaale, indem er dachte, daß er seine geliebte Elisabeth dort finden und sie wol heute zum letzten Mal in seinem Leben sehen würde. Die Gesellschaft war schon versammelt und der alte Graf

schien sehr vergnügt und gesprächig, er hatte heut alle jene Förmlichkeit abgelegt, die ihn sonst so auffallend von den Menschen absonderte. An diesem Tage war auch der Haushofmeister als Gast zugegen, was nur in jedem Jahre Einmal geschah. Der Haushofmeister, als man sich zu Tische setzte, wies Jedem seinen Platz an, neben dem Oberkammerherrn setzte sich rechts die Mutter Edmunds und links Elisabeth, neben diese Edmund, dann folgte der General und dessen Gemahlin, an welche sich der Haushofmeister anschloß, dann folgte Christine mit ihrem Bräutigam, der wieder an der Seite von Edmunds Mutter seinen Platz fand. Der junge Frimann erstaunte sowohl über dies Familienfest, wie darüber, daß man ihm neben Elisabeth seine Stelle angewiesen hatte; er sprach diese, er blickte sie mit sehnenden Augen an und bemerkte, wie bleich sie der Kummer der letzten Wochen gemacht hatte. Er freute sich, daß sein Beschützer seine Mutter so ehrte, daß er sie im Angesichte der Familie neben sich setzte und vertraut und heiter mit ihr sprach. Noch munterer als der Graf war der General, der viel Lächerliches erzählte und den Bräutigam Christinens zu erheitern strebte, der nur leise mit seiner Braut sprach und die übrige Gesellschaft beobachtete.

In der Mitte der Mahlzeit erhob sich der Oberkammerherr, nahm mit feierlichem Anstande sein Glas und trank die Gesundheit des Bräutigams, des Freiherrn und seiner Tochter Christine; man stieß an, man dankte, man wünschte Glück, der Graf umarmte mit Rührung seinen Eidam und winkte dann, daß man sich wieder niedersetzen möge. Er selber schenkte sein Glas wieder voll, sah mit einer seltsamen Miene im Kreise umher, sein Gesicht ward noch feierlicher,

und er schien mit einer großen Bewegung zu kämpfen. Noch Eine Gesundheit bringe ich aus, sagte er dann, von der ich wünsche, daß alle Gegenwärtigen, wenn sie es herzlich mit mir meinen, sie mit freudigem Gemüthe erwiedern: nämlich das Wohlsein meines bisherigen Secretairs, des von mir hochgeliebten Herrn Edmund Frimann, und seiner Braut, meiner Tochter Elisabeth!

Allgemeines Erstaunen, Aufruhr, dann Glückwunsch und Jubel. Edmund hatte sich erhoben, der Saal schien um ihn zu tanzen, er erhob sein Glas und wollte sprechen; da stürzten ihm, ohne daß er es wußte, zwei große Thränen aus den glänzenden Augen. Er blickte Elisabeth an, die in seligen Gefühlen schwamm, und ohne Rückhalt ihn umarmte und einen Kuß auf seine Lippen drückte. Noch mehr ward er erschüttert, als er in das verklärte Angesicht seiner glückseligen Mutter schaute. Jetzt umarmte der Oberkammerherr seine Tochter Elisabeth, Edmund und dessen Mutter, und als man sich wieder etwas beruhigt und gesetzt hatte, sagte der alte Graf: Meine Kinder, ich bin glücklich, daß ich Euch Alle glücklich machen kann. Immer war mir dieser theure Herr Frimann wie ein Sohn. Er ist ein Bürgerlicher, aber meine Liebe zu ihm, meine Verehrung seiner herrlichen Mutter, die wie ein Schutzengel meine Jugend verklärt hat, seine edle Liebe zu meiner Tochter und seine reine Abkunft von einer Bürgerfamilie, die seit mehr als dreihundert Jahren beweisen kann, daß kein Unredlicher unter ihnen war, kein Unwürdiger, der dem Stamme Schande machte (etwas, das vielleicht kein adeliges Haus, oder nur wenige, von sich rühmen können), Alles dies hat mich nach reiflichem Nachdenken bewogen, von meinen

bisherigen Grundsätzen abzuweichen und dieses Bündniß zu schließen. Am Dreikönigstage sollen beide Vermählungen gefeiert werden, und Du mein Sohn Edmund wirst mein Gut Rosenheim mit meiner Tochter bewohnen, welches von heut an Euer Eigenthum ist. Nach einigen Jahren, oder wann es Dir gefällt, kannst Du Dich umsehen, ob Du Dienste nehmen willst, und die Gnade unseres huldreichsten Königs wird Dir entgegenkommen. Ziehst Du die Einsamkeit und Muße vor, so stimme ich Dir auch darin bei, denn Du sollst ganz frei handeln und unbeschränkt sein. Ich hoffe, daß kein Mitglied meiner Familie durch diesen meinen wohlbedachten Entschluß sich gekränkt fühlen wird.

Christine und die Generalin bezeugten ihre Freude über diese Begebenheit, und der verlobte Freiherr sprach so vernünftig und billigend, daß der General ihn stürmisch umarmte und dann mit Lebhaftigkeit sagte: Verehrter Herr Vater, Sie sind ein ganzer Mann, und vom heutigen Tage noch mehr, und ich muß Sie darum noch höher schätzen, als bisher! Das störte mich, wenn ich aus dem Herzen sprechen soll, bis jetzt ein wenig, daß Sie allzu sehr Edelmann waren. Ich bin auch von alter Familie, aber ich gestehe, daß, wenn ich so in Chroniken und Geschichten las, mir die Soldaten von Fortun, die sich aus einem niedern Stande emporarbeiteten, immer am Besten gefielen und mich am Meisten interessirten. Herr Frimann ist mein Herzensfreund, und er verdient das beste Glück, das ihm nun auch in unserm Lisbetchen geworden ist.

Ich habe Sie, fing der Graf wieder an, Herr Haushofmeister, darum heute zu meiner Familie gerechnet, damit Sie der Dienerschaft meines Hauses diese Begebenheit bekannt machen und sie ihr im rechten Lichte vorstellen. — Dem Könige habe ich die ganze Sache

erzählt und vorgetragen, er hat seine volle Einstimmung gegeben, ja er hat mir mit übergroßer Gnade ein Adelsdiplom für meinen Eidam aufgezwungen! Ja, ich sage mit Recht aufgezwungen, denn ich suchte diese Gnade nicht und verbat sie im Gegentheil, aber er hat meine Einwendungen nicht beachtet. Danken wir ihm diese Huld und feiern seinen Namen.

Feierliche Gesundheiten erklangen und erschollen wieder. Die Brautleute waren wie betäubt und konnten sich in ihrem Glücke noch nicht fassen.

Als man sich von der Tafel erhoben hatte, gingen Elisabeth und Edmund in ein anderes Zimmer, um in der Einsamkeit ungestört zu lachen und zu weinen. Edmund war begeistert in seiner Rührung, denn er faßte es nun wohl, daß jene Jakoba, deren Namen er so oft in den Blättern gefunden, die ihm der Graf gegeben hatte, seine Mutter sei. Der Greis sagte zu dieser, als sie allein waren: Nun, Geliebte meines Herzens, alte, theure Jakoba, habe ich es recht gemacht? Sieh, darum, weil er Dein Sohn war, war mir dieser Edmund so lieb, er war ja das Kind meines Herzens, er und Elisabeth mußten sich finden, und in ihrem Liebesglück gleichen sich erst die Freuden und Schmerzen unserer Jugend völlig aus.

IV.

Der bleiche Ritter.

Eine Erzählung

von

A. Oehlenschläger.

Die schöne Jungfrau Else wohnte mit ihrer alten Amme Karen nebst vielen Zofen und Dienern auf einer Burg in Seeland, im Jahre 1314. Der junge Herr Rane wollte sie an einem heitern Sommertage besuchen. Er war ihr Nachbar und wohnte ebenfalls einsam auf seiner Burg. Beider Väter hatten vor mehren Jahren an der Verschwörung gegen den König Erik Glipping Theil genommen. Dieser sonst gute, aber wollüstige Fürst war von vielen gegen ihn aufgebrachten Edelleuten mit sechsundfunfzig Wunden ermordet worden, weil er des Grafen Jakobs von Holland Ehefrau verführt hatte. Der jetztherrschende König, sein Sohn Erik Menved, hatte Elsens und Ranes Vätern zwar nicht die Theilnahme an der Unthat beweisen können; nach einiger Zeit mußten sie aber doch das Schicksal der andern Landesverwiesenen theilen und starben im Auslande. Ihre Frauen blieben mit den Kindlein zurück, starben aber auch bald vor Gram und Kummer und ließen die Waisen in der Obhut eines alten treuen Dieners und einer bewährten Dienerin.

So waren Else achtzehn und Rane einundzwanzig Jahre geworden, und diese zwei jungen Guts-

besitzer von verschiedenen Geschlechtern waren auch von Charakter und Neigungen sehr verschieden, und paßten eigentlich gar nicht für einander, obschon sie Beide jung und hübsch waren, Beide gut, Beide vater- und mutterlose Waisen, auch Nachbarn, Verwandte und Freunde von frühster Jugend. Man meinte, daß sie sich heirathen würden, und sie glaubten es selbst, ohne daß doch Else noch die kleinste Ahnung von Liebe hatte. Mit Rane ging es freilich umgekehrt, denn er liebte sie von Herzen. Weil sie aber, wie gesagt, ganz verschiedener Denkart waren, so bestand meistens ihr Gespräch in einem zwar freundlichen, doch stets fortdauernden Streit, obschon nicht weitläufig, denn Rane war kein Mann von vielen Worten, und Else stritt mehr mit ihm, um ihn heiter zu necken, als um ihn zu überzeugen.

Der einundzwanzigjährige Jüngling war schon ein wahrer Riese, groß, wohlgebaut und vierschrötig. Die dicken gelben Locken hingen ihm um die rothen Backen, wie das gekräuselte Laub um die reife Frucht. In den großen, mehr grauen als blauen Augen war wenig Geist, sie waren aber nicht ohne Seele. Hände und Füße waren ihm etwas plump gewachsen. Ohne Leidenschaft, ohne Phantasie, war er sanguinisch und ruhig. Er war ein guter Bogenschütze und warf sicher mit dem Spieße. Ueber alle Pforten und Thüren in seiner Burg hatte er Raubvögel genagelt, die er auf der Jagd erlegt hatte. Auch Hirschgeweihe von ausgezeichneter Größe sah man da vollauf. In der Regel machte er Elsen wöchentlich einen Besuch, sonst waren Jäger und Hunde seine Gesellschaft, und vor allen der alte Raynwald, der das Sprechen haßte. Dieser Schweiger war sein Lehrmeister gewesen; man begreift also, daß es mit Ranens Kennt-

nissen nicht weit her war. Er hatte sich aber an diese Ruhe gewöhnt und liebte gar nicht, mit andern jungen Edelleuten zu leben; seine stille Gemächlichkeit vertrug nicht das laute Sprechen und Lärmen in den Zechgelagen. Sie kannten ihn schon alle in der Umgegend, nannten ihn einen Geizhals und Duckmäuser und Keiner besuchte ihn mehr. Ob es eigentlich Geiz war, konnte man an dem so jugendlichen Gemüthe noch nicht recht unterscheiden; soviel ist gewiß, er war sparsam, ordentlich und liebte die Ruhe. Allein mit dem alten Raynwald aß und trank er doch übrigens alle Tage sehr gut, denn das war, die Jagd ausgenommen, sein einziges tägliches Vergnügen. Mitunter langweilte er sich doch gar zu sehr, und dann machte er bei schönem Wetter wol Elsen manchmal noch einen außerordentlichen Besuch und wunderte sich darüber, daß sie sich gar nicht langweilte, und daß sie ihn noch nicht heirathen wollte, obschon er ihr seine Wünsche öfter mit ziemlich unverblümten Worten geäußert hatte.

Else war ein schönes blondes Mädchen voll Verstand und Gefühl. Die alte Karen war ihr eine zweite Mutter gewesen, denn ihre wirkliche Mutter hatte sich in jenen unglücklichen Zeiten, und immer der Sorge nachhängend, wenig mit dem Kinde abgegeben. Karen dagegen hegte sie, pflegte sie und spielte mit ihr von Kindheit auf. Dies Kinderspiel entwickelte sich bei Else nach und nach zu einem wahren poetischen Leben. Ein jedes lebendige Kinderspiel ist der erste Anfang der Kunst, die Kinder leben im Reiche der Einbildungen und des Gefühls; jeden unbedeutenden Gegenstand gestalten sie nach ihrem Wunsch und sie sehen darin, was sie wollen. Karen hatte von ihrem Bruder, der ein Mönch war, die seltene Fertigkeit

des Lesens gelernt, und diese theilte sie ihrer Pflegetochter mit.

Von frühester Jugend saß Else stundenlang arbeitend in der Zofenstube mit vielen hübschen Dirnen, und während sie in Seide stickte oder die blauen Kissenüberzüge nähete, oder Flachs spann, wurden Märchen erzählt und alte Lieder gesungen. Else hatte selbst eine klare starke Stimme. Wie gern sang sie die Volkslieder, die von den alten Helden Meldung thaten, auch die Lieder von den Elfen in grünen Hügeln und Meerfeyen in blauen Wellen. Des Sonntags in der alten großen Klosterkirche, die kaum eine Stunde von der Burg entfernt lag, beschäftigten wieder die in Holz geschnittenen Heiligen vielfach ihre Phantasie. Dann kehrte sie wie neugeboren nach der Natur zurück und pflegte die Blumen in ihrem Rosengarten, selbst die holdeste Blume voll und schlank — ein wahrer Lilienstengel — wie die alten Dichter schöne Mädchen nannten. —

Rane ritt über die Wiesen durch den Baumgang, der nach Elsens Burg führte, und grüßte die Viehhirten freundlich wieder, die vor ihm zu beiden Seiten ehrerbietig mit entblößten Häuptern dastanden. Am Ende des Baumganges ward ihm der Schlag von einem Knappen aufgemacht, und jetzt ritt er durch einen Hain, der Schmiede, den Scheunen und den Wohnungen der Dienerschaft vorbei, um nach dem Edelhofe zu gelangen, der auf einer kleinen Insel im Teiche fest und hoch gebaut war. Der Pförtner ließ, sobald er Rane sah, die Zugbrücke herunter. Rane ritt durch den Thorweg des alten Thurmes, wo das Burgverließ offen stand, das in vielen Jahren

nur zur Aufbewahrung der Ackergeräthschaften gebraucht wurde; und nun sah er erst drüben wieder das Hauptgebäude, welches man schon auf dem freien Felde mit seinen Zinnen und Bleidächern sehr gut wahrnehmen konnte, weil es die Gegend überschaute, hier in der Nähe aber hinter Wald und Nebengebäuden verborgen lag.

Else saß mit ihrer alten Amme in der Halle im untersten Stockwerk vor der offenen Doppelthüre bei der Treppe mit breiten Stufen, worüber ein grünes hölzernes Dach sich wölbte und die Halle, wenn die Thüre offen stand, bis zum Treppengeländer verlängerte. Schon hier hatte man freie Aussicht über die Nebengebäude nach Feld und Wald, und in der längsten Ferne entdeckte man durch die dunkelgrünen Lücken des Waldes das silberblaue Meer, wo mitunter ein Schiff mit gespannten Segeln, wie ein großer Vogel, vorbeiflog.

Else kam ihm freundlich entgegen und zeigte ihm ein reich eingebundenes Buch mit silbernen Schlössern. „Seht mal, Rane! da hab' ich wieder einen schönen Kauf gemacht." „Habt Ihr Euch wieder kostbare Bücher verschafft?" fragte Rane ernst. „Ja, zehn Tonnen Roggen hab' ich für's kleine Buch gegeben." „Nun" rief Rane, „das wäre halt Brot genug für ein ganzes Jahr." „Aber das geistliche Brot ist für die Ewigkeit, Rane!"

Sie lud ihn ein, neben ihr an dem Tische Platz zu nehmen und schlug das Buch auf, das mit schönen Buchstaben auf feinem Pergament geschrieben und mit den niedlichsten Bilderchen versehen war. Es war eine Legendensammlung. Die Bilder freuten auch Rane; denn er war nicht ohne eine gewisse Empfänglichkeit für das Schöne. Als sie alle durchgemustert

waren, sollte auch gelesen werden. Else las ihm die Legende vor vom heiligen Christoph, der die Pilger über den Fluß trug, und zuletzt das Jesuskind. „War das nicht eine schöne Legende, Rane?“ „Ja, ja! Der heilige Christoph muß aber immer entsetzlich nasse Beine gehabt haben. Begreife nicht, wie er das so lange aushalten konnte. Das muß durch Hexerei oder göttliche Hülfe geschehen sein. Ich bin auch stark, könnte auch Leute eine Strecke Weges auf meinen Schultern tragen, wo trockener Boden ist; aber für den nassen Fluß bedanke ich mich.“

Else lachte und las ihm jetzt die Geschichte vor von den Leiden der heiligen Agnes. Die blonden Flechten hingen ihr über die nackten Schultern, und der Busen war nur halb bedeckt, denn es war ein heißer Sommertag. Als Else zu der Stelle kam, wo sich die Henker Agnesens Brust mit glühenden Zangen näherten, sprang Rane entrüstet auf, zog sein Schwert und rief: „Solchen Busen verletzen? Ja, kommt nur, ihr Buben!“ Else lachte. „Träumt Ihr, Rane? Die Geschichte ist ja viele hundert Jahre alt.“ „Ist es mir doch, als wäre sie eben in diesem Augenblicke geschehen!“ sprach Rane, und stieß sein Schwert wieder in die Scheide.

Jetzt las sie die Geschichte von den Siebenschläfern. Als sie geendigt hatte und Ranens Urtheil hören wollte, saß er ganz ernst da, das Haupt in die Brust hinuntergesenkt, und wie es schien, in tiefen Gedanken. — Else wunderte sich, denn er pflegte nie so tief zu denken; bald fing er aber an, sein Denken durch ein starkes Schnarchen zu äußern. „Nein, das ist zu arg!“ rief sie, ging hinaus und befahl einem Diener, er solle Rane sagen, wenn er wieder erwachte: sie wäre zur Kirche gegangen.

„Du hast Unrecht, liebes Kind!“ sagte Karen, die hinausgegangen war, um dem Gaste ein Frühstück zu holen, als sie Else später allein traf. — „Der gottlose Schläfer!“ rief Else entrüstet. — „Du bedenkst nicht, daß er Deinetwegen den langen Weg in der brennenden Hitze geritten ist, und sollte nun die eine lange Legende nach der andern hören. Er liebt Dich doch treu und herzlich. War das nicht schön von ihm, wie er mit dem Schwert in der Hand in die Halle hinsprang, weil er glaubte, die Büttel wollten Dir den schönen Busen abreißen? Hast Du vergessen, wie er Dir einmal das Leben rettete, als Du in den Teich fielst? Damals scheute er so wenig das Wasser, wie der heilige Christoph. Jetzt schlief er mit den Siebenschläfern; das war ja ganz in der Ordnung.“

„Ich leugne ja nicht,“ sagte Else versöhnt, „daß er gut und wacker ist; es ist aber doch betrübt mit einem solchen schläfrigen Liebhaber, der für Nichts Sinn hat.“ „Bist Du denn Nichts?“ fragte die Alte. „Für Dich hat er Sinn genug; sei gescheidt und beleidige nicht den guten Rane. Er meint es ehrlich!“ „Und in den Krieg geht er auch nicht,“ sagte Else, „folgt nicht einmal dem König auf den Zug nach Rostock, wo er, um das Volk da zum Gehorsam zu zwingen, die Festung Dansburg angelegt hat.“ „Wie bist Du doch mitunter ungereimt, mein liebes Kind! Als ob Du nicht ebenso gut wie ich wüßtest, daß der König, seines Vaters wegen, einen Groll auf ihn geworfen hat und ihn nicht mithaben wollte.“ „Mit mehr Thatkraft und Feuer ließe sich Vieles machen, Karen! Aber das Unglück ist, er ist ohne Leidenschaft und Wollen. Ein solcher Jüngling ist wie ein Vogel mit gestutzten Flügeln.“ „Und

liebt er Dich nicht? Ist das nicht Leidenschaft?" „Nein! nur Gewohnheit, Gemächlichkeit. Ich bin seine Nachbarin, mich kennt er nun einmal; mit Andern muß er erst Bekanntschaft machen. Das ist Alles." „In Deiner heutigen Laune würde ich Dir doch nichts beweisen können," sagte Karen, „morgen ist aber wieder ein Tag, dann wirst Du Dein Unrecht fühlen und die Beleidigung wieder gut machen."

Und das geschah denn auch; und um es recht gut zu machen, ließ Else Rane nach der Burg einladen, mit der Bitte: morgen mit ihr auf die Jagd zu reiten. Sie wußte, daß sie ihm kein größeres Vergnügen machen konnte.

Rane trat am folgenden Tage in die Halle herein, mit einem Falken auf der Hand, eben wie Else ihren schönen Scharlachmantel mit Zobel gebrämt über das blaue seidene Kleid nahm. Nachdem sie ihm ein Paar freundliche Worte gesagt, folgte sie ihm, schwang sich hinauf auf den leichten Gaul und ritt mit ihm nach dem Walde.

Als sie sich einige Stunden mit der Jagd belustigt und ziemliche Beute gemacht hatten, fühlte sich Else von Durst geplagt, stieg vom Pferde ab und ging mit Rane nach der Hütte des alten Tischlers, wo sie oft auf ihren Wanderungen auszuruhen pflegte, denn das Häuschen hatte eine anmuthige Lage beim Hügel an der Außenseite des Waldes, und sie liebte die Tischlersleute, deren Sohn Siwald, ein junger Steinmetz, mit Inger, einer Zofe Elsens, versprochen war.

Als sie an einer Scheune in der Nähe der Tischlerhütte vorbeigingen, hörten sie ein Pferd darin

wiehern. Rane öffnete die Thür, und da stand ein großes kräftiges Roß und an der Wand hing ein schöngestickter Sattel. „Unser alter Freund hat Gäste," sagte Else und wollte wieder gehen, als eben die Tischlerin heraustrat und bat: sie möchte doch hereinkommen, es wäre jetzt kein Fremder da.

„Und wem gehört dies schöne Roß?"

„Dem bleichen Ritter!"

„Und wer ist der bleiche Ritter?"

„Wir kennen ihn unter keinem andern Namen, und er will unter keinem andern gekannt sein. Er hat sich auf einige Tage bei uns ein Zimmer gemiethet und die Scheune für sein Pferd. Er reist bald wieder ab. Jetzt ist er in den Wald gegangen. Hier ist sein Zimmer!"

Die alte Frau machte eine Thüre weit auf, und auf einer Staffelei stand eine große hölzerne Tafel, worauf ein schönes Bild gemalt war. Es stellte einen edeln ältlichen Mann dar, in einen weißen Mantel gehüllt, und ein großes rothes Kreuz zierte den Mantel. Der Ritter hatte ein treues, kräftiges Gesicht, seine Miene war aber schwermüthig, und sein sonst mildes Auge hatte etwas wehmüthig Drohendes, das Einem wunderbar durch die Seele ging.

„Ja, das ist ein sonderbares Bild," sagte die Alte, „das hat der bleiche Ritter nach der Erinnerung eines Freundes selbst gemacht, blos durch Hülfe seiner Einbildungskraft! Mein Mann hat ihm die schöne Tafel von gutem, trockenem Buchenholze gezimmert."

„Also ein Maler und kein Ritter," sagte Herr Rane. „Beides, lieber Herr!" „Das mag ein schlechter Ritter sein, der sich mit solchen Pinseleien abgibt. Wie kann die Hand, die das Schlachtschwert führt, einen kleinen zarten Pinsel führen?"

„Wenn Ihr die Hand des schönen Fräuleins drückt, Herr Rane! drückt Ihr doch auch nicht so hart, als ob es ein Schlachtschwert wäre."

„Ich bin begierig, den bleichen Maler zu sehen, der sich Ritter nennt!" „Das wird nicht so leicht sein, denn er ist menschenscheu und läßt sich nicht gern vor Fremden sehen. Uns wird er auch bald wieder verlassen."

„Ein schönes Roß!" sagte Rane, wie sie wieder bei der Scheune vorbeigingen. „Das Roß flößt mir größere Achtung für den bleichen Ritter ein, als das Bild."

„Jedem das Seinige!" dachte Else, und konnte ein kleines boshaftes Lächeln nicht unterdrücken. — Rane hatte sie wieder verstimmt, sie sprach kein Wort mit ihm auf dem ganzen Wege; als sie nach Hause kamen, gab sie starke Kopfschmerzen vor und verließ ihn wieder.

„Der Mensch wird mir immer mehr zuwider!" sprach sie zu Karen. „Ohne es zu wissen noch zu wollen, beleidigt und verletzt er alle Augenblicke mein Gefühl mit plumpen Meinungen. Diese große Blindheit für seine eignen Mängel, diese närrische Selbstzufriedenheit ist mir widerlich."

„Wie kannst Du das übel nehmen?" sagte Karen; „das hat er ja Alles nur aus Eifersucht gesagt." „Er hat doch auf das Pferd, auf das Bild nicht eifersüchtig sein können." „Wol nicht auf sie, aber auf den Besitzer, den Verfertiger." „Ein bleicher Unbekannter, der die Menschen haßt, Niemand sehen will, gleich wieder wegreist, kann ihn eifersüchtig machen? Das gesteh' ich!" „Ein bleicher mehr, als ein rother!" sagte Karen. „Ein Rothbäckiger ist nicht gefährlich, aber die Sehnsucht macht blaß."

„Laß den Spaß sein, Karen! Wenn der einfältige Rane das hörte, könntest Du ihm gleich Fliegen in den Kopf setzen."

„Selbst auf Fliegen kann er eifersüchtig sein! Männer kommen ja sonst nicht auf Deine Burg und besuchen Dich. Erinnerst Du Dich noch, wie er auf die Fliege bitterböse ward, die es wagte, Dir über den Hals zu laufen und die sich zuletzt in den Busen verlor?" — „Ein Mensch ohne Gefühl und Phantasie! Staunt nicht über ein solch schönes Bild!" „Phantasie hat Rane auch," versetzte Karen. „Erinnerst Du Dich noch, wie er vorige Woche Deine Hand beinah eine Viertelstunde betrachtete und darauf erzählte: es schiene ihm, als ob die schönen Finger mit den großen Nägeln lauter vornehme Menschen wären aus seiner Bekanntschaft, mit klugen gescheidten Gesichtern? Da antwortetest Du wieder unartig: Und Eure dicken Finger mit den kurzen Nägeln sehen aus wie dumme Bauern und Leibeigene auf dem Felde."

„Ja, ich bin freilich sehr unartig gegen ihn!" seufzte Else. „Aber, mein Gott! was sollten wir sonst machen, wenn wir nicht mit einander zankten und uns wieder versöhnten? Dann würden wir ja vor Langeweile sterben."

Karen schüttelte den Kopf und Else ging auf ihr Zimmer, ihren eignen Gedanken nachhängend. Sie dachte an den sonderbaren bleichen Ritter, und es verdroß sie doch, daß sie vergessen hatte, die alte Tischlerin zu fragen, ob er jung und hübsch wäre?

Es war ein schwüler Morgen, es hatte lange nicht geregnet, die Blumen fingen an ihre Häupter auf

den Stengeln zu neigen, die Baumblätter waren trocken und voll Staubes, als Else und Karen im leichten zweirädrigen Wagen zur Kirche fuhren. Obschon es so früh war, hatte die Nacht und der Thau die Luft nur wenig abgekühlt; die Lerche sang im Felde nicht, die Vögel zwitscherten nicht von den Bäumen des Waldes. Alles war todesstill und schwarze Wolken umkreisten den Horizont.

„Ich habe Dirs vorausgesagt,“ rief Karen, „wir bekommen noch ein starkes Gewitter, ehe wir wieder nach Hause gefahren sind.“ „Dann sind wir in der großen, kühlen Kirche,“ antwortete Else, „und dann können wir auch körperlich erquickt heimkehren, wenn wir uns erst in der Kirche mit Gebet und Lied geistlich erquickt haben.“

Sie waren hineingetreten, waren schon hingekniet und hatten ein Paternoster gelesen, als Else in der Nebencapelle einen jungen Mann entdeckte, der vor dem Altare betend kniete, die weinenden Augen auf ein altes staubiges Bild gerichtet. Er war schwarz gekleidet, hatte ein schönes regelmäßiges Gesicht, stark von der Sonne verbrannt und ganz ohne Farbe, sodaß Else keinen Augenblick daran zweifelte, daß dies der bleiche Ritter sei. Als sie ein kurzes Gebet gethan hatte, sagte sie zu Karen: „Wir wollen wieder gehen! Dort kniet der bleiche Ritter, der Menschenfeind, von dem uns die Tischlersleute erzählt haben. Er wünscht allein zu sein; er scheint sehr gerührt. Wenn wir hier länger zauderten, könnte er glauben, wir thäten es aus Neugierde, um ihn zu beobachten.“

Sie gingen wieder zur Kirchthüre hinaus; kaum aber standen sie in der Vorhalle, so fing das Ungewitter an. Ein erstaunlicher Platzregen fiel aufs

bleierne Dach, und das Regenwasser stürzte mit großem Geräusch in den Ecken durch die Drachenschlünde der bleiernen Rinnen zur Erde. Der Donner war entsetzlich, die Sonne kaum noch aufgegangen, es ward wieder Nacht, und in der fürchterlichen Dämmerung, nur von häufigen Blitzen erhellt, streckten sich zwei große Kirchthürme zum Himmel hinauf, als wollten sie jeden Blitzstral mit ihren goldenen Kreuzen auffangen. — Jetzt ertönte ein außerordentlicher Schlag, der Blitz schlug in die Kirche nieder, und Else fiel ohnmächtig zur Erde.

Als sie erwachte, befand sie sich in des bleichen Ritters Armen, der ihr die Schläfe mit einer starken Essenz aus einer kleinen Flasche rieb und sich alle Mühe gab, sie wieder zur Besinnung zn bringen.

„Fürchtet nichts, Fräulein!" sagte er, „die Gefahr ist vorüber. Das Gewitter ist über unsere Häupter fortgezogen. Es hat nur ein kleines Opfer verlangt. Das soll mir ein gutes Zeichen sein."

„Ist der Blitz nicht heruntergefahren?"

„Ja! in die Kirche. Seht nur!" Er führte sie wieder hinein. „Da durchs kleine Loch im Gewölbe ist er durchgefahren, und hier, durch den gespaltenen Leichenstein, hat er sich ins Grab gebohrt."

„Mein Gott! Und da knietet Ihr ja eben!"

„Ganz nahe dabei. Wäre ich eine Elle näher zur Linken gewesen, so hätte mich der Blitz erschlagen." „Und Ihr seid nicht entsetzt?" „Nein! Die Gefahr erschreckt mich nicht. Nur Furcht vor der Gefahr kann mich mitunter beunruhigen." „Ich sah Euch beten und weinen und entfernte mich gleich wieder; ich wollte Eure Andacht nicht stören." „Es thut mir leid, daß Ihr mich weinen sahet. Es geschieht nicht oft." „Ach, Herr Ritter, das beschämt keinen

Menschen, vor Gott zu weinen." — „Ich weinte nicht vor Gott!" — „Ich sah Euch beten!" — „Ich betete nicht." — „Und doch?" — „In dieser Kirche bin ich getauft. Das alte Heiligenbild erinnerte mich an meine Knabenjahre. Das rührte mich. Ich will mich nicht andächtiger machen, als ich war." — „Der Blitz ist dem steinernen Bilde durch's Herz gefahren!" sagte Else, den Leichenstein betrachtend. „Sein Herz blutet nicht mehr; es ist selbst jetzt so hart wie Stein. Das ist meines Vaters Bild," versetzte er nach einem kurzen Schweigen, „er liegt da begraben." Else sah ihn verwundert an. „Ich will Euch jetzt nicht länger mit meiner Gegenwart beschwerlich fallen!" sagte der bleiche Ritter. „Der Himmel ist jetzt wieder klar und blau, ich will weiter. Bald reise ich wieder ab. Erlaubt Ihr mir, Euch morgen Vormittag einen kurzen Besuch zu machen?"

Else konnte es nicht ablehnen, und ehe sie weiter sprechen konnte, war der bleiche Ritter aus der Kirche verschwunden.

Sie wußte selbst nicht, warum sie nach Rane schickte und ihn bitten ließ, morgen Vormittag auf die Burg zu kommen. „Er ist weder mein Vater, Bruder, Bräutigam oder Vormund," sagte sie; „ich habe zu ihm keine Verpflichtung; im Kreise meiner Mädchen oder blos in Deiner Gegenwart, Karen! könnte ich den bleichen Ritter gern empfangen, der ja nur kommt, mir einen Abschiedsbesuch zu machen. Es schickt sich aber doch besser," versetzte sie nach einem kurzen Schweigen, „daß noch ein Mann dabei gegenwärtig ist."

Dieser Mann war aber eigentlich gar nicht gegen-

wärtig, denn Rane sprach mit dem bleichen Ritter kein Wort; nachdem er ihn mürrisch gegrüßt hatte, setzte er sich in eine Ecke hin und spielte mit dem großen gelben Hunde, den er mitgebracht, während Else, die vor Verlegenheit nicht wußte, wo sie hin-sollte, dem Fremden ihr schönes Legendenbuch zeigte.

In dieser Welt war der Ritter äußerst wohl zu Hause. Er wußte die Legenden alle auswendig; er wußte von den ägyptischen und arabischen Wüsten, vom Berge Libanon, von den Cedern und Palmen von Jerusalem und Damaskus viel zu erzählen. Von den Bildern sprach er mit großer Einsicht. Er rühmte die byzantinischen Maler und erzählte, daß die Kunst auch jetzt in Italien blühe. „Ja, das versteht Ihr wol zu beurtheilen," rief Else, „denn Ihr seid selbst ein trefflicher Maler, der nicht blos solche Bilderchen malt, sondern Menschen in Lebens-größe, sodaß man glauben sollte, sie wären wirklich im Zimmer bei einem." „Woher wißt Ihr nur das?" fragte der bleiche Ritter befangen. „Wir sind bei Euerm Wirth im Walde gewesen, und haben da die schöne Tafel gesehen. Wer ist der Mann? Er hat ein gutes Gesicht, aber es schien mir Vorwurf in seiner Miene zu liegen."

„Vergebt," sagte der bleiche Ritter in sichtbarer Verwirrung, „ich spreche nicht gern davon. Das ist ein Bild meiner müßigen Phantasie, wenn ich allein bin. Ich bin meistens allein, und mit etwas muß man sich die Zeit vertreiben. Ich werde Euch aber, eh' ich wegreise, mit Eurer Erlaubniß noch einen Besuch machen." Damit stand er auf, verbeugte sich tief vor Else, und ohne sich um Rane zu bekümmern, der in der Ecke saß und immer läppisch mit dem Hunde spielte, ging er von dannen. Mit großer

Leichtigkeit schwang er sich im Hofe auf den schönen Schimmel, grüßte noch einmal Elsen freundlich und höflich, mit einem Blicke, der ihr tief in die Seele drang, und galloppirte mit großer Anmuth von dannen.

„Wenn das kein Spitzbube ist," sagte Rane, „so will ich nicht ehrlich sein. Der ein Ritter? Warum nicht gar? Merktet Ihr nicht, wie verlegen er ward, als Ihr von dem Bilde sprachet?" „Ihr seid ein schlechter Menschenkenner, Rane!" „Und wie unverschämt! Mich nicht einmal zu grüßen, als er wegging. Als ob ich nicht da gewesen wäre." „Ihr seid ja auch nicht da gewesen, — mit dem Geiste. Mit den Körpern waren freilich Ihr und der Hund Beide da, und habt so laut miteinander gespielt, daß wir kaum unsere eignen Worte hören konnten. Von Allem, was der fremde Ritter erzählte, habt Ihr Nichts hören wollen, obschon es wohl werth zu hören war; und immer habt Ihr dabei ein so verächtliches Gesicht gemacht, als ob er die größten Albernheiten vortrüge."

„Was war es anders? Diese Reisenden lügen wie die alten Weiber. Er ist, den Henker! niemals auf Libanon gewesen, so wenig wie er ein Ritter ist."

„Was er sonst ist oder nicht ist," sagte Else, „geht uns eigentlich Nichts an. Er ist ein Mann von Verstand, Gefühl, Kenntniß und Erfahrenheit, und Das ist mehr als ein bloßer Ritter sein; denn ich versichere Euch, Rane! es gibt Ritter, die, wenn man ihnen ihre Jagdhunde und ihre Wappen nimmt, gar Nichts sind."

Damit ging sie wieder weg im Zorne, und der arme Rane hätte wieder ohne Essen wegreiten müssen, wenn sich nicht Karen seiner erbarmt hätte.

„Ihr seid gar zu eifersüchtig, mein lieber Freund!"

sagte sie, den Kopf schüttelnd. „Ihr müßt höflich sein und die Sache anders anfangen, sonst geht es nicht.“ „Es geht nicht,“ sagte Rane mit einem albernen Gesicht, „wie ich es auch anfange; aber ich will mich nicht weiter ärgern.“ Damit aß er mit großem Aerger, aber auch mit großem Appetit das Meiste auf, was Karen ihm gebracht hatte und ritt wieder nach Hause.

„Das ist doch recht schlimm,“ dachte Karen, als er fort war, „daß meine liebe Else nicht diesen blühenden Ritter recht leiden mag. Doch, hoffe ich, wird sie ihn noch heirathen. Was will sie denn, die Thörin? Weil er nicht lesen kann? Sich nicht auf Lieder und Bilder versteht? Ach du heilige Jungfrau! Das paßt sich nur für Mönche und für uns Weibsbilder, solche Schnurrpfeifereien und Siebensachen. In meiner Jugend konnte kein Ritter lesen. Rane ist aber eine so gute Haut, wenn man ihn nicht beunruhigt und eifersüchtig macht. Und dann speist er so vortrefflich Alles rein auf, was man ihm vorsetzt. Was hilft mir das hier im Hause, daß ich leckere Schüsseln bereite, wenn sie nicht von den Herrschaften genossen werden? Ich vergesse zuletzt ganz meine schöne Kochkunst, die ich auch im Kloster nebst dem Lesen gelernt habe. Ich selbst esse wenig, die Jungfrau auch wenig; und dieser bleiche Ritter sieht ja aus wie ein Gespenst und ißt gar nichts. Nein! sie muß Rane heirathen. Dann kann es wieder lustig auf der Burg hergehen, wie zu des alten Herrn Zeiten. Dann können die guten Weine im Keller getrunken werden, ehe sie, gar zu alt, die Kraft verlieren. Die staubigen silbernen und elfenbeinernen Becher im Schranke können wieder auf dem Tische glänzen, der Speisesaal von lustigen Gesprächen und

Gelächter der Gäste widerhallen. Dann wirds auch eine Lust wieder, Schaffnerin zu sein! Jetzt irr' ich umher in den leeren Gängen mit dem Schlüsselbunde, wie die weiße Frau, und habe nichts weiter zu thun, als mit dem guten Kinde die alten Geschichten zu lesen. Verdrießt es mich doch fast, daß ich ihr das liebe Lesen gelehrt habe."

Elsen war es viel darum zu thun, etwas vom bleichen Ritter zu erfahren, und sie war jetzt auf einer sichern Spur, denn er hatte ihr selbst erzählt, daß sein Vater in der Klosterkirche unter dem zerschmetterten Leichensteine begraben liege.

Sie besuchte einmal wieder früh die Kirche und betrachtete den Leichenstein aufmerksam, worauf schlecht gehauen das Bild eines geharnischten Ritters stand, und darunter der Name: Skialm Akison. Der bleiche Ritter mußte dann vermuthlich Aki Skialmson heißen; denn im Mittelalter wechselten die ältesten Söhne des dänischen Adels die Namen mit den Vätern, wie es die Bauern noch thun; einen Familiennamen hatten sie nicht Alle, oder er wurde nur selten gebraucht. Der Prior, Elsens Vormund, schlug im Kirchenbuche nach, und da fand es sich, daß der Ritter Skialm Akison vor zwanzig Jahren hier gestorben und dort in der Kirche begraben worden sei. Zehn Jahre früher hatte er einen Sohn, Aki, in der Kirche taufen lassen. Wie Else weiter nachfragte, erfuhr sie, daß dieser Aki nach dem Tode seines Vaters mit dem Kannick von Lund, Meister Hans Sibrandson, der zu Orleans in Frankreich studirt hatte, nach Neapel gereist war, als dieser den König, wegen seines harten Verfahrens gegen den

Erzbischof Jens Grand, verklagte. Weiter hatte man von dem jungen Menschen nichts gehört.

Hieraus machte Else den wahrscheinlichen Schluß, daß der Jüngling in eines fremden Königs Dienst getreten sei, mehre Ritterthaten geübt und eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gemacht habe. Die Lust, sein Vaterland wiederzusehen, habe ihn dazu getrieben, eine Reise nach Dänemark zu machen; der Urlaub wäre vermuthlich bald vorbei und jetzt müsse er nach Frankreich oder Italien zurückkehren.

Nach diesen erhaltenen Nachrichten und Vermuthungen empfing Else den bleichen Ritter das nächste Mal weniger scheu und verlegen. Sie sagte ihm gerade heraus, was sie von ihm erfahren hatte, erzählte ihm, daß sie Beide weitläufig verwandt seien, und beklagte, daß er sobald wieder abreisen müsse. „Ich bliebe auch gern länger hier," sagte der Ritter mit einer schauerlichen Betonung und einem traurigen Blicke, „es kommt aber Alles auf gewisse Umstände an. Mein künftiges Leben hängt von einer einzigen kurzen Nachricht ab. Viel gäb' ich darum, daß ich sie schon hätte; denn die Spannung — doch wir wollen nichts weiter davon reden. Ja, liebe Jungfrau!" setzte er heiterer hinzu, „gern bliebe ich länger im Vaterlande. Die südliche Natur ist bunter, abenteuerlicher, die Felsengegenden großartiger, als dieses kleine Eiland; die Menschen im Süden sind lebendiger, feuriger, beweglicher, die Gestalten gedrungener, die Gesichter regelmäßiger. Aber ich liebe das grüne Seeland, das milde stille Gefühl, die leidenschaftslose Gutherzigkeit, den lustigen launigen Mutterwitz, der mit so vielem Reiz gleich jeder zierlichen steifen Verschrobenheit spottend entgegentritt. Süden und Norden, das ist wie Feuer und Wasser."

„Nun,“ rief Else, „dann mag wol das Wasser um vieles den Kürzern ziehen.“ „Nein, nein, liebe Jungfrau! Das Wasser zieht nie den Kürzern. Feuer und Wasser sind die Elemente, woraus das Leben hervorgeht.“ — „Aber das Licht ist ja die Sonne!“ — „Und das Wasser die Wonne! Spiegelt sich nicht der Himmel darin? Umfaßt das Meer nicht mit breiten Armen die ganze Erde? Bringt es uns nicht, so leicht wie die Phantasie, in Verbindung mit Allem? Und die wahre Liebe“ fuhr er fort, „blüht nur unter den germanischen Völkern; Sinnlichkeit und Leidenschaft ist nicht Liebe. Diese reine unschuldige Schwärmerei, die sich wie der Vogel Phönix von dem Thau einer Thräne nährt, die den Menschen menschlicher und göttlicher macht, ist kein Vogel Phönix hier — obschon freilich auch hier selten; denn wie viele Männer können wirklich lieben?“ „Lieben?“ rief Else lachend, „nun, das dächt' ich, könne doch jeder Mann sowol wie tapfer sein.“ „Nein, nein!“ sprach der bleiche Ritter, „Liebe und Tapferkeit stellen die Sänger in ihren Liedern zusammen. Wie ungereimt! die erste ist ebenso selten wie die letzte gemein. Tapfer ist, wer kein Feigling ist; aber lieben, Jungfrau Else! dazu gehört Geist und Verstand wie zum Dichten.“ — „Auch Verstand?“ — „Versteht sich! Sonst würde ja nur eine läppische Zärtlichkeit oder erbärmliche Weinerlichkeit daraus!“ „Wie zum Dichten?“ versetzte Else lachend, „sollen die Mädchen denn zum Lieben auch Dichtergaben besitzen?“ — „Gewiß!“ — „O weh! dann werde ich nie lieben können.“ „Sagt das nicht,“ erwiederte der bleiche Ritter, „ich habe vorgestern bei Euch, als wir von den Legenden sprachen, große poetische Anlagen entdeckt.“

In diesem Gespräche wurden sie von Rane gestört, der sich heute selbst eingeladen hatte und mit dem Hunde wieder in die Halle trat. Kaum war der Hund in den Saal gekommen, als er auf den bleichen Ritter zusprang, ihm die beiden Vorderfüße auf die Schultern setzte und mit heraushängender Zunge fürchterlich ins Gesicht stierte. Der Ritter griff unwillkürlich nach den Füßen des Hundes, warf ihn weit in die Halle hin, — und dem winselnden Thiere waren die beiden Pfoten zerbrochen. — „Es thut mir leid, Herr Rane," sagte der bleiche Ritter ernst und höflich, „aber ich lasse mich von keinem Hunde ungestraft angreifen. Nothwehr liegt in der menschlichen Natur, ich wollte es nicht darauf ankommen lassen, was das Thier weiter mit mir beschlossen hätte. Uebrigens bedauere ich den Verlust des schönen Hundes."

„Das konnte Euch Niemand verdenken," rief Else, das Gespräch abbrechend, weil sie schlimme Folgen befürchtete, „und jetzt will ich Euch meine übrige Wirthschaft zeigen. Folgt mir!" Der Ritter folgte; Rane hatte Lust, ihm etwas Unangenehmes zu sagen, aber die Stärke und Gewandtheit, die der Ritter beim Beinbruche des Hundes gezeigt hatte, band ihm die Zunge. Er ließ den Hund wegbringen und folgte Elsen und dem Ritter, weil er sie nicht aus den Augen verlieren wollte.

„Hier seht Ihr unsere Spinnstube," rief Else, indem sie ein großes Zimmer öffnete, das voll Rocken stand und sehr heiß war, weil es gegen die Sonne hinauslag. „Das brauchen wir uur im Winter, wenn die Tage kurz sind und wenn die große Ampel da angezündet ist. Dann solltet Ihr unsere Lieder und Märchen hören. Dort in der Ecke sitzt dann oft

der alte Harfner, und erlustigt uns mit seinem Saitenspiele. Hier ist aber das Arbeitszimmer im Sommer," sagte sie, eine andere schöne luftige Stube auf der Schattenseite öffnend, voll junger Mädchen, die Blumen, Blätter, Vögel, Hirsche, Jäger und Hunde in Seide stickten. „Und hier ist Else selbst Lehrerin," bemerkte die ebenfalls nachgekommene Karen. — Der bleiche Ritter bewunderte die schöne Arbeit; allein Rane bemerkte, daß das Geweih des einen Hirsches nicht recht nach der Natur sei, und daß es so wunderlich aussähe, als gehörten die Hörner mehr zu dem Haupte des Jägers, als zu dem Kopfe des erlegten Wildes.

„Jetzt sollt Ihr auch meinen Weinkeller sehen, den ich von meinem seligen Vater geerbt habe; denn wir brauen sonst nur Bier und Meth. Der alte Rheinwein wird immer älter und besser, denn wir Frauen trinken keinen Wein; Gäste kommen hier selten. Der gute Rane thut freilich, was er kann, was aber verschlägt ein einzelner Mensch gegen solche Riesenfässer. Die Natur hat dem irdischen Geschöpfe nur sehr eingeschränkte Kräfte verliehen."

Sie stiegen ins Gewölbe hinunter in den Gang, zu dem mehre Kellerthüren hinausführten. Gleich vorn hörten sie aus der einen ein lautes Krachen. „Was ist das?" fragte der bleiche Ritter unruhig. „Das sind meine Knechte, welche die Leinwand glätten!" antwortete Else und öffnete eine eiserne Thüre. Kaum aber sah der bleiche Ritter die Rolle von zwei starken Knechten mit grimmigen Geberden hin und hergezogen, als er in Krämpfen zur Erde fiel.

„Das ist mir ein rechter Ritter!" rief Rane. „Ein bleichwangiger Weiner, der Bilder malt und vor einer Rolle in Ohnmacht fällt. Ich möchte doch

einen Gang mit ihm versuchen." Else war in der größten Angst, und half jetzt dem Ritter ebenso eifrig, wie er ihr in der Kirche geholfen hatte. Bald schlug er wieder die Augen auf, und als er sich in ihren Armen fand und das schöne Mädchenhaupt mit den herunterhängenden falben Flechten über sein Gesicht gebogen sah, rief er: „O Gott! Gott! laß mich so sterben!" Damit drückte er zu wiederholten Malen ihre schneeweiße Hand an seine Lippen. „Sterben könnt Ihr bald, wenn Ihr es so sehr wünscht!" rief Rane entrüstet. „Ich dulde es länger nicht, daß Ihr mit dieser edeln Jungfrau schön thut, die ich seit mehren Jahren treu liebe und die auch meine Frau mit der Zeit werden wird."

„Ist dieser Jüngling Euer Bräutigam?" frug der Ritter, ihre Hand lassend und jetzt völlig wiederhergestellt, nachdem er einen Becher alten Weins getrunken, den ihm Karen aus der Tonne gezapft hatte.

„Keinesweges!" rief Else ungehalten. „Ich habe ihm nur immer Höflichkeiten erzeigt, und dafür verlange ich Höflichkeiten wieder."

„Nicht mehr als billig!" sagte der Fremde mit Fassung. „Nun, Ritter! wenn dem so ist, will ich Euch gern einen Kampf gönnen. Freilich befand ich mich eben etwas unpaß. Es ist eine Eigenheit bei mir, daß ich keine solche Rolle sehen und knarren hören kann, ohne Krämpfe zu bekommen. Ihr seid aber keine solche Maschine, und obschon ich jetzt nicht so stark als gewöhnlich bin, glaub' ich doch Kräfte genug zu haben, einem jungen Gelbschnabel Höflichkeit zu lehren." „Ihr könnt Euch gern erst laben und erquicken; ich habe Zeit zu warten. Morgen ist auch ein Tag," sagte Rane. „Nein, nein!" rief der bleiche Ritter, „Morgen ist vielleicht kein Tag

mehr für einen von uns Beiden; was man heute thun kann, soll man nicht bis morgen aufschieben."

Else konnte sie nicht zurückhalten; sie standen schon im Hofe mit gezogenen Schwertern und hieben in Zorn aufeinander los. Es war, als wenn der Büffelochs mit dem Tiger im öden Walde kämpft. Der Ochs ist stärker, größer, der Tiger gewandter und geschmeidiger. Der Ochs lauert heimtückisch darauf, den Tiger mit seinen Hörnern zu durchbohren, ihn in die Luft zu werfen und den Fallenden mit seinen schweren Füßen zu zertreten. Der Tiger lauert gierig darauf, dem Feinde auf den Rücken zu springen, ihm die scharfen Klauen in die Weichen zu schlagen und das Blut aus der durchgebissenen Kehle zu trinken. Es dauerte nicht lange, so hatte der Ritter schon Ranen das Schwert aus der Hand geschlagen, ihn selbst aber mit einer geschickten Fußbewegung zu Boden geworfen; und ehe der Jüngling wieder aufspringen konnte, setzte ihm der Ritter sein Knie vor die Brust, seinen Dolch an die Kehle und sagte: „Euer Leben ist nach Rittergesetzen in meiner Gewalt; schwört, daß Ihr künftig höflich und ruhig sein wollt, und mich nicht mehr beleidigen! Sonst durchschneide ich Euch die Gurgel!" „Ich schwöre!" röchelte Rane; und kaum waren diese Worte gesagt, so half der bleiche Ritter ihm sehr artig auf, holte ihm selbst sein Schwert, das im Staube lag, drückte ihm freundlich die Hand und sagte: „Somit also, dächte ich, wäre die Sache abgemacht. Jetzt wollen wir der schönen Wirthin weiter folgen und uns weder von Rollen noch von Zank und Zweikampf in unserer geselligen Freude ferner stören lassen."

„Ich will Euch gar nicht stören," sagte Rane und entfernte sich mit einer kleinen Verbeugung.

„Das ist mir ein wunderbarer bleicher Ritter,“ dachte Else. Er flößte ihr aber immer mehr Achtung ein, und das Sonderbare und Geheimnißvolle seines Wesens machte ihn ihr nur angenehmer.

Als sie draußen im Rosengarten standen, ihm Else alle die herrlichen Blumen gezeigt und einen Strauß gereicht hatte, sagte der Ritter: „Ja, hier ist es heiter und schön! Eine Blüte so frisch und lustig, als sollte sie nimmer aufhören. Seht Ihr aber den verspäteten Nachtwandler droben, der sich als kleine blasse Wolke über den Himmel schleicht, nachdem er ein glänzendes Nachtabenteuer bestanden hat? Der hat keine Freude daran.“

Else sah hinauf und entdeckte den Mond am Himmel, kaum kenntlich, mit der weißen Sichel im Sonnenlicht. — „Darüber müßt Ihr mir ein Lied machen!“ sagte sie, „denn das leidet keinen Zweifel, Ihr seid auch ein Minnesänger.“ „Ich habe den edeln Walther von der Vogelweide auf meiner Reise durch Deutschland getroffen,“ sagte der Ritter, „und er hat wieder die alte Lust zum Reimen bei mir erregt. Es ist aber eitel, so etwas selbst zu machen. Es verdirbt uns den Genuß an den Werken der Hochbegabten, und statt Liebe zum Schönen wird zuletzt Selbstliebe und Eitelkeit daraus. Die schlechten Nachahmer sind die ärgsten Kunstfeinde und schaden der Kunst mehr als Türken und Barbaren.“ „Mit Euch hat es keine Noth!“ sagte Else. „Nein,“ versetzte der Ritter mit einem traurigen Lächeln, „für mich wäre freilich die Eitelkeit jetzt eine zu fade Speise. Ich will Euch doch morgen ein Lied über den verlangten Gegenstand bringen.“

Er brachte auch wirklich ein solches Lied:

Die Rose und der Mond.

Rose! gleichst dem Glück der Liebe.
Lächelst mit dem rothen Mund,
Heiter gesund,
Kennst keine wilden Triebe.
Unbefangen
Freust Du Dich am Wasserfall;
Und die lustige Nachtigall
Singt ein Lied von Deinen blühenden Wangen.

Mond! Du bist ein Bild der Sorgen.
Hohl die Wange, falb,
Zeigest Dich nur halb,
Dunkle Seite liegt verborgen.
Ohne Lieder,
Irrst, wie ein Gespenst der Nacht;
Und wenn der Morgen angefacht,
Verschwindest Du in Blässe wieder.

Oft als Wolke, hoch im Thale,
Sieht mein Mond beim Sonnenlicht
Die Rose — doch sie sieht ihn nicht,
Süß geschmeichelt von dem Strale.
Ohne Wonne,
Ohne Rosenglück,
Runzle die Stirn mit Gedankenblick,
Mond! und fliehe Deine Sonne.

Else empfing das Lied und reichte dem Ritter wieder eine Rose. „Diese Blume,“ sagte sie, „verliert bald ihre Schönheit, wenn Euer Lied noch frisch blüht und manches Mädchen der kommenden Zeiten

sich erfreut. Ich will es in meinem Bücherschranke aufbewahren und es einst einer guten Seele vermachen, die sich auf das Schöne versteht."

„Nein, nein! so ist es nicht, Else!" rief der bleiche Ritter unheimlich, „in Eurer unschuldigen harmlosen Seele entfaltet sich die ganze Welt als eine holde abgerundete Blume. Jeder Glanz ist Euch ein Stern der Seligkeit, der vom Himmel blinkt. Aber es gibt auch ein unterirdisches verzehrendes Feuer voll Schwefelgeruchs; es gibt auch eine teuflische Gewalt, die abtrünnig gegen den Himmel, mit jauchzender Schadenfreude das Böse fördert. Es gibt auch Schuld und Gewissensbisse! Und darauf ist eigentlich jener bleiche Mond das wahre Bild, dieses abgehauene Medusenhaupt, mit schönen gelben Schlangenhaaren, welches drohend das entsetzte Herz in Stein verwandelt."

„Gott im Himmel!" rief Else, „was habt Ihr? Wer seid Ihr?" — „Ein arger Sünder! Ein Verbrecher, der aber doch noch so vielen Sinn für Pflicht hat, daß er ein unschuldiges Mädchen nicht in Unglück stürzen will. Ich will Euch nicht dazu verführen, mich zu lieben. Dämpft die aufkeimende Leidenschaft! — Ich bin so von Leidenschaften überhäuft, daß eine unglückliche Liebe noch das mildeste Gefühl in meinem Busen wird. Ich danke Euch! Ihr habt mich wieder Thränen der Wehmuth weinen gelehrt. Meine Lebensquelle ist noch nicht ausgetrocknet und versiegt, ich habe sie wieder im heißen Wüstensand gefunden; einen Baumschatten gefunden, wo ich mich erquicken und laben kann. Es wird mich vor kalter Verzweiflung retten; und wenn ich glaube, von Gott und Engeln verlassen zu sein, dann

wird mich der Gedanke noch trösten: Es weint doch ein Engel um dich!"

Er wollte sie schnell verlassen. „So lasse ich Euch nicht," rief Else. „So trenn' ich mich nicht von Euch. Drückt Euch auch eine Schuld aufs Herz, es kann keine Niederträchtigkeit sein. Euer Geist ist edel, Euer stolzes Auge lügt nicht. Ihr fühlt für das Schönste, das Beste, Ihr denkt kräftig und ernst, und wer Das thut, kann nicht den höllischen Mächten zugehören."

„Wohlan," sprach der bleiche Ritter etwas ruhiger. „Ihr sollt mein Geheimniß erfahren, ich will Euch noch diesen Beweis meines Vertrauens und meiner Freundschaft geben. Und dann scheiden wir. Dann geh' ich wieder in die weite Welt, denn ich fühle es — die eitle Hoffnung, die ich mir machte, hängt nur an einem dünnen Spinngewebe, das bald zerreißen wird. Ihr saht meine Angst, — Ihr sollt nicht meine Verzweiflung sehen."

In diesem herzergreifenden Gespräche wurden sie auf eine seltsame Art gestört; denn sie sahen in der Ferne einige Menschen herankommen, die laut lachten und sich mit Tanzen und Springen der Zugbrücke näherten. Zwei kamen als Abgesandte und verlangten eingelassen zu werden. Es waren Landleute aus der Gegend, und man ließ sie hereintreten, der Haufen mußte draußen bleiben.

Die zwei Kerle waren betrunken, und Jeder trug eine leere Weinflasche in der Hand. „Meine schöne gnädige Jungfrau!" rief der Aelteste, „die Ihr in unserer Gegend fast als eine heilige Jungfrau erscheint, wir armen betrunkenen Menschen nehmen in der Noth unsere Zuflucht zu Euch, hoffend, daß Ihr unsere Freude theilen werdet, oder wenigstens ein

ganz kleines Stück davon genießen; denn wir können nicht selbst Alles hinunterkriegen, obschon wir uns die größte Mühe damit gegeben haben. Des Einen Tod des Andern Brot! sagt ein altes Sprichwort. Da hat es wieder Recht, nur war es diesmal nicht Brot, sondern Bier. Da ist nämlich ein Schiff auf unserer Küste gescheitert und zertrümmert. Die halbe Mannschaft hat Gott genommen, die andere Hälfte hat der Teufel geholt, und was übrig ist und kaum der Rede werth, hat sich mit genauer Noth gerettet und kommt jetzt mit uns hierher. Die ganze Ladung haben wir erbeutet, zwar wie gesagt nur Bier und noch dazu ein erbärmliches blaßgelbes Dünnbier, aber so vortrefflich gepfropft, so herrlich schäumend und schmeckend, daß einem dabei das Herz im Leibe lacht. Es gehört mit allem Rechte Euch, denn das Schiff ist an dem Strand Eures Gutes zertrümmert. Darum bringen wir Euch auch die ganze Ladung, die wir bis auf wenige Flaschen ausgetrunken haben, damit Ihr es auch schmecken möget, lustig werdet und nicht mehr über die seligen Aeltern weinet, die Ihr beide verloren habt." „Doch noch eins," sagte der Mensch, wie er eben seine Rede schließen wollte, „Ihr müßt auch durch vernünftige Reden und Vorstellungen diese armen Schiffbrüchigen wieder zur Vernunft und Besonnenheit bringen; denn Schreck und Verlust haben auf sie eine solche schädliche Wirkung gehabt, daß sie Alle der Sprache beraubt worden sind, und nur wie unvernünftige Schweine durch die Nase grunzen, wenn wir sie um etwas fragen."

Jetzt entdeckte Else vier fremdgekleidete Seeleute, die ernst und niedergeschlagen mitten im tollen Bauernschwarm dastanden. Sie ließ diese Leute in die Burg hereinkommen, die betrunkenen Begleiter mußten drau-

ßen bleiben, und die zwei Gesandten beurlaubten sich auch, weil sie sich sehr nach Ruhe sehnten.

„Es trifft sich gut," sprach Else zum bleichen Ritter — „daß Ihr noch da seid; Ihr werdet mit diesen fremden Männern sprechen können, wessen Landes Kinder sie auch seien. Meine alte Karen und ich verstehen nur dänisch, und es würde uns mit den armen Gestrandeten wie den Bauern gehen."

Der Ansehnlichste dieser Fremden (es war der Bootsmann mit drei Matrosen) verbeugte sich ehrerbietig vor dem Ritter, und fing jetzt ein kurzes Gespräch an, in einer unbekannten Sprache, während dessen Else aus Neugierde die Geberden des Ritters sehr genau beobachtete.

Aber wie wunderbar fürchterlich geberdete er sich dabei. Seine Gefühle theilten sich unwillkürlich Elsen mit, und ohne ein Wort zu verstehen, wechselten in ihrem Herzen dieselben höchst verschiedenen Gemüthsbewegungen, wie bei dem bleichen Ritter.

Kaum hatte er ein Paar Worte mit dem Bootsmann geredet, so wurde sein blasses Gesicht noch blässer, und Angsttropfen drangen auf seiner Stirne hervor. Seine Lippen zitterten, seine Augen dämmerten mit einem schüchternen Blicke und schienen dem ehrlichen Seemanne zu entweichen, indem sie ihn doch spähend suchten und durchdrangen. Kaum aber hatte der Ritter noch eine Frage gethan und Antwort darauf bekommen, so funkelten ihm die Augen vor Freude, das Blut kehrte in seine Wangen zurück und entzückt schloß er den staunenden Bootsmann in seine Arme.

Darauf kehrte er sich zu Else und rief: „Ich bin jetzt der glücklichste Mensch auf Gottes Erde. Ein schwerer Stein der Reue, des peinigenden Gewissens

ist mir vom Herzen gefallen. Die Gaukelbilder der Phantasie, die wie schwere Gewitterwolken meinen Himmel bedeckten, die mich wie Ungeheuer mit langen magern Armen in den Schlund der Verzweiflung ziehen wollten, sind wie Nebel verschwunden. Gott hat mich gerettet! Ich gedeihe wieder in voller Kraft. Ein trauriges, übereiltes Gelübde, das mich von den besten Freuden des Lebens trennte, bindet mich länger nicht, denn der Bund, dem ich Treue und Gehorsam geschworen hatte, ist aufgehoben. Ich bin Euer!"

Sie saßen jetzt allein zusammen in einer kühlen Laube; der Becher war gefüllt mit dem herrlichen Champagner. Else kredenzte ihn und kostete den angenehmen Trank zum ersten Male. Auch Karen versuchte ihn, und behauptete, man könne nichts Köstlicheres genießen. Der Ritter that dem Becher ziemlichen Bescheid, darauf fing er an, folgendermaßen seine Geschichte zu erzählen:

„Ich bin in dieser Gegend geboren, und oft besuchte ich als Kind, wie Ihr, liebe Else, die herrliche Kirche, wo mich besonders das Bild der heiligen Brigitte erfreute. Sie war erst zehn Jahre vor meiner Geburt in Rom gestorben, und ihr Bild zierte, wie noch, den ihr geweiheten Altar, wo Ihr mich habt knien sehen und wo mein seliger Vater begraben liegt. Mein Vater hinterließ mir kein Vermögen. Gern folgte ich dem Cannik Meister Hans Sibrandson, seinem Jugendfreunde, der versprochen hatte, für mich im Auslande zu sorgen. Warum er reiste, kümmerte mich als Knaben von zehn Jahren wenig, doch wußte ich, daß er den König

beim Papste verklagen wollte, weil er den Erzbischof Jens Grand in ein scheußliches Gefängniß geworfen. Ich will Euch keine bekannten Begebenheiten wiederholen, sondern nur meine eigne Geschichte, insofern sie auf meine jetzige Lage Bezug hat, erzählen."

„Mein Lehrer, Meister Hans, hatte mir fromme Gefühle eingeflößt. Sein schwärmerischer Geist beklagte, daß die Kreuzzüge aufgehört hatten; und wenn er mir vom heiligen Ludwig erzählte, der so treu für's Kreuz gestritten, und wenn die Heiden das griechische Feuer auf ihn geworfen, mit gefalteten Händen kniend und weinend gebetet hatte: „Lieber Herr Jesus Christ! beschütze mich und mein ganzes Heer!" und dann wieder tapfer dreingeschlagen; so bekam ich selbst Lust, unter einem solchen Könige einen Kreuzzug zu wagen."

„Was mir auf der Reise begegnete, war sonst wenig dazu geeignet, die fromme Stimmung in mir zu nähren. In den Klöstern, wo wir einkehrten, lebten die Mönche meistens wie Leckermäuler und Müssiggänger. Das erste Fest, dem ich in Italien beiwohnte, war ein Eselsfest."

„Ein Eselsfest?" rief Else verwundert.

„Wißt Ihr das nicht?" sagte der bleiche Ritter. „Ihr waret ja selbst zugegen; Ihr waret ja die Hauptperson des Festes." —

„Ritter, was wollt Ihr damit sagen?" fragte Else und warf einen Blick auf Karen, als wäre sie um des bleichen Ritters Verstand bange geworden. Karen sah wieder in den Becher, da dieser aber noch ziemlich voll war, schüttelte sie den Kopf und sah ruhig auf den Ritter.

„Nein, ich bin weder berauscht noch wahnsinnig," versetzte er, „was ich aber sprach, das sprach ich.

Das schönste Mädchen der Stadt, in ein roth und blaues Gewand gekleidet, ritt auf einem Esel, ein holdes Knäblein im Arme, und ein Greis mit Silberbarte führte, wie Joseph, das Thier an dem Zaum. Dies liebliche Bild hatte ich schon oft vorher in den Kirchen als gutes Gemälde gesehen, und hier trat es mir nun recht lebendig vor Augen und entzückte mich so sehr, daß ich weiter nicht auf die Possen Achtung gab, wie man in der Kirche dem Esel zu Ehren Lieder sang. Ich betrachtete immerfort das schöne Mädchen, das Kind und den Greis, und es schien mir, als sähe ich Kindheit, Jugend und Alter von der grauen Zeit mit langsamem bedächtigen Schritt durchs Leben geführt. Ihr werdet meine vorige Aeußerung verstehen, edle Jungfrau, — fügte der Ritter bescheiden hinzu — wenn ich Euch versichere, daß dies schöne Mädchen Euch im höchsten Grade ähnlich sah; daß sich ihr liebes Bild in des zwölfjährigen Knaben Phantasie tief einprägte; daß ich sie einen einzigen Augenblick im Leben zehn Jahre darauf wiedersah, um sie nie wiederzusehen; und daß Eure große Aehnlichkeit mit meiner lieben Verstorbenen die erste Ursache war, daß mein Fuß hier an meinem Geburtsorte länger als einen Tag verweilte, und daß ein in meiner Seele tiefschlummerndes Gefühl wiedererwachte."

„Meister Hans kehrte wieder nach Dänemark zurück und vermachte mich, so zu sagen, an einen ältlichen reichen Ritter, der eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande unternehmen wollte und sich einen Waffenträger zur Aufwartung und Gesellschaft auf dem Wege wünschte."

„Mit ihm reiste ich nach Jerusalem, und las auf dem Wege fleißig in der Bibel; denn Meister Hans,

der gern einen Mönch aus mir hätte machen wollen, hatte mich Latein gelehrt. Mit tiefem Gefühle betrat ich die heilige Stätte, wo der Erlöser gelebt, gelehrt und gelitten hatte; aber im gelobten Lande schienen mir die wahnsinnigen Sieger wieder ein Narren- oder Eselsfest aufzuführen, nur war keine lebendige holde Maria dabei. Die tolle Wuth, womit sie sich geißelten und nur sinnlich irdische Ueberreste aus den Zeiten Christi zu erhaschen suchten; die Dummheit, womit sie sich von den schlauen Mönchen betrügen ließen, welche für rostige Nägel und altes faules Holz Gold und Silber einernteten, gab ihnen in meinen Augen nur geringe Aehnlichkeit mit den Jüngern Jesu; und das Ganze schien mir mehr ein plumpes Puppenspiel als ein ehrwürdiger Gottesdienst."

„Mein alter Ritter, der meine Meinung hörte und äußerst abergläubisch war, auch viele Reliquien theuer gekauft hatte, deren Echtheit ich zu bezweifeln wagte, nahm mir solches sehr übel, und einmal im Zorne jagte er mich zum Hause hinaus und wollte nichts weiter von mir wissen. — Ich hatte Nichts als die Kleider, die ich am Leibe trug, und in einer blechernen Kapsel ein Pergament, das in lateinischer Sprache meine Verwandtschaft mit dem berühmten Erzbischofe Absalon in Dänemark beweisen sollte."

„Ich war zu stolz, meinen Pflegevater um Gnade, und zu ehrlich, ihn um Verzeihung zu bitten, weil ich Nichts verbrochen hatte. Ich ging hin in eine große öde Halle in der Nähe des Tempels, setzte mich auf eine steinerne Bank, und weinte still vor mich hinschauend, meine unglückliche Lage bedenkend. Ein alter Mönch war der Hitze wegen auch in das kühle Gewölbe getreten. Er tröstete mich, als er

etwas von meinem Schicksale erfahren hatte, und erzählte mir von den Tempelherren, die hier noch vor fünf Jahren gewohnt hatten; von ihren Heldenthaten, von ihren leinenen Gürteln und weißen rothbekreuzten Mänteln, welche sie über der ritterlichen Rüstung trugen. „Da hättet Ihr auch Euer Glück machen können, liebes Kind!" sagte er; „denn wenn Ihr auch nicht von ebenbürtigem Adel wäret, so hättet Ihr doch vielleicht dienender Bruder bei den Rittern werden können. Jetzt wohnen sie aber auf der Insel Cypern, weit von hier, und begnügen sich damit, die heidnischen Kaper zu bekämpfen, wenn sie christliche Pilger auf der See wegrauben und als Sklaven den Heiden verkaufen wollen."

„Ich zeigte dem alten Mönch mein Diplom, er verstand aber nicht so viel Latein, daß er einen vollständigen Sinn herausbringen konnte. Von Dänemark hatte er nie etwas gehört; er glaubte, weil das Wort Dacia im Diplom gebraucht worden, daß ich aus Dacien oder Niederungarn gebürtig sei. Als ich ihm sagte, daß ich von Absalon herstamme, rief er: „Absalon blieb als junger Gelbschnabel mit den Haaren am Baume hängen, und hat auch, meines Wissens, keine Kinder hinterlassen." Ich erzählte ihm, daß Absalon ein mächtiger Erzbischof, Minister und Feldherr in Norden gewesen. „Die Erzbischöfe bekommen auch keine Kinder!" sagte der alte Mönch immer mistrauischer. „Ich stamme auch nicht von ihm," rief ich ungeduldig, „sondern von seinem Bruder, Esbern Snare, der ein mächtiger Ritter auf Seeland war." „Zeeland," sagte der alte Mönch kopfschüttelnd, „liegt in Holland. Schlagt Euch nur alle diese Rittergedanken aus dem Kopfe, liebes Kind! und geht mit mir nach meinem Kloster. Da sollt Ihr für's erste

Laienbruder werden; so habt Ihr doch Obdach und Euer tägliches Brot. Aber freilich müßt Ihr Knechtsarbeit verrichten. Da sind aber bei uns viele Knechte und der Dienst ist nicht strenge." — Ich gab ihm keine Antwort, und er verließ mich achselzuckend."

„Der Abend graute und ich wußte nicht, wohin ich sollte, — da stand mein alter frommer Ritter wieder vor mir. „Ich habe Dich nur in diese Schule setzen wollen, sagte er, um Dir eine Warnung zu geben. Ich will nicht am Grabe Jesu eine arme Waise verstoßen, deren ich mich angenommen habe, davor bewahre mich Gott! Aber Du, sei Du auch fromm und fürchte Gott. Denn thust Du es nicht, und entdecke ich wieder Gottlosigkeit bei Dir, so sind wir geschiedene Leute, und ich bin keinem Gottlosen verpflichtet."

„Dies war das erste Mal im Leben, wo ich einsah, daß man nicht immer laut sagen kann, was man im Herzen meint; ich versprach Gehorsam, folgte ihm, und hütete mich, künftig die abgeschmackten Tollheiten der Pilger zu misbilligen, noch weniger an der Echtheit der Reliquien, von denen sich der Ritter schon ein ganzes Naturaliencabinet eingesammelt hatte, den kleinsten Zweifel zu hegen. — Wir reisten später nach mehren heiligen Oertern und auch nach dem Berge Libanon."

„Seid Ihr auch auf Libanon gewesen!" rief Else; „ach wie beneid' ich Euch, der Ihr alle diese Herrlichkeiten gesehen habt und es immer wieder frisch in Eure Einbildung zurückrufen könnt."

„Beneidet mich nicht," sprach der Ritter; „es hat bei mir die schönen Bilder der Phantasie mehr geschwächt als gestärkt. Als Knabe lebte ich in der Einbildung wirklich mit Moses und Jesus; als Jüng-

ling sah ich die von der Zeit ganz veränderten Oerter, und fühlte dadurch die Trennung stärker; denn die Trennung der Zeit ist ärger als die Trennung im Raume; diese ist doch zum Theil möglich zu heben, die andere nicht."

„Aber der Berg Libanon stand doch noch ganz da?" — „Gewiß! Von den Kindern der stolzen Cedern aber, die zu David's Zeiten ihre Häupter so hoch gegen den Himmel richteten, waren nur sehr wenige übrig."

„Endlich reisten wir zurück nach Europa. Kaum aber waren wir auf der offenen See, als wir von einem heidnischen Freibeuter eingeholt wurden. Der Gefahr war nicht auszuweichen, der Feind war stärker als wir, und in der Ferne näherte sich schon ein zweites Schiff, das vermuthlich noch mehr Räuber brachte. Indeß wollten wir lieber mit dem Degen in der Hand sterben, als Sklaven der Heiden werden. Bewaffnet erwarteten wir am Schiffsrande den Angriff und hatten schon einen ziemlichen Pfeilregen ausgestanden, als das zweite Schiff mit großer Schnelligkeit herannahete, und wir einen schönen Gesang, ein Mittelding von Psalter und Heldenlied, vierstimmig vom großen Chore singen hörten. „Gott Lob!" rief der alte Ritter, „da kommen die Tempelherren!" — Kaum hatten die Sarazenen die weißen Mäntel mit den rothen Kreuzen wahrgenommen, als wir die Blässe in ihren Gesichtern wahrnahmen; sie gaben gleich ihren Vorsatz auf und versuchten aus allen Kräften wegzusegeln, allein die Templer hatten sie schon eingeholt. Mit unglaublicher Schnelle warfen sie Haken und Leiter auf das feindliche Schiff; wie Katzen sah ich die Helden mit blanken Helmen und langen geraden Schwertern hinaufklettern, fast

wie in den weißen Mänteln hinauffliegend, und auf dem Verdeck zwischen den Turbanen und krummen Säbeln ein erstaunliches Blutbad anrichten. Bald hatten sie das Schiff erobert, einen Haufen Gefangene gemacht, und wir hörten sie wieder ein geistliches Heldenlied singen, noch schöner als das vorige. Der Anführer besuchte uns, von einigen Rittern gefolgt; und als er mich halberwachsenen Knaben mit dem Schwert in der Hand dastehen sah, halbweinend, weil mir das schöne Kampfspiel verloren gegangen war, lachte er laut, küßte mich, und als er dem alten Ritter einige Fragen gethan hatte, fragte er, ob ich mit ihm nach Cypern gehen und mit der Zeit ein Tempelherr werden wolle? „Ach, lieber Herr!“ rief ich, „ich habe keinen höheren Wunsch.“ — „Nun, so nimm Abschied von Deinem Pflegevater,“ sagte er, „denn wir müssen gleich fort.“ — Es kostete nicht viel, mich von dem Alten zu trennen, der immer so grämlich war und dem ich nie fromm genug sein konnte. Er war aber jetzt außerordentlich froh, weil er seine Reliquien, die auf dem Verdeck in Tonnen eingepackt standen, aus den Klauen der Heiden gerettet hatte, und gab gern seine Einwilligung. Ich bestieg das Ritterschiff und wie die Nacht hereinbrach, landeten wir auf der Insel Cypern.“

„Am folgenden Mittage wurde ich dem Großmeister Jacob von Molay vorgestellt. Aimon de Boubon, der Kämmerer des Großmeisters, Anführer des gestrigen Zuges, ließ mich einen Waffenträgerrock anziehen und hinter des Großmeisters Stuhl treten. Als ihn nun der Großmeister fragte: „Nun, Aimon? bekomm' ich nicht bald den Pagen, den Ihr mir versprochen habt?“ antwortete Jener: „Ihre

Gnaden! wir haben jetzt Ritter und Waffenträger der verschiedensten Nationen, aber noch keinen Dänen. Was sagt Ihr dazu, wenn ich Euch einen solchen gebracht hätte?" — „Das wäre nicht übel, Aimon! denn die nordischen Ritter sind tapfere Helden. Wo ist er?" — „Ja," antwortete Aimon, „solche fremden Geschöpfe muß man noch als Kinder und Jungen, wie die Sprößlinge der Bäume und Kräuter, umpflanzen, wenn sie gedeihen und in einem fremden Boden Wurzel schlagen sollen. Ich kann Euch noch keinen ganzen dänischen Ritter zeigen; da habt Ihr aber einen halben! Der Junge stand gestern mit gezogenem Schwerte und weinte, weil wir ihm nicht den Spaß vergönnten, sich mit dem Freibeuter herumzuschlagen." — „Der Junge hat ein braves Gesicht," sagte der Großmeister. „Und hier sind die Documente seiner vornehmen Herkunft!" sprach Aimon, sich tief verbeugend und ihm das Diplom hinreichend. „Das wäre ja nicht zu vergessen!" sagte der Großmeister mit einem gutherzigen aber doch spöttischen Lächeln. „Aimon, Aimon! wir werden noch vor lauter Adelsthorheit zu Grunde gehen. Jede Race, die sich nicht mit einer fremden vermischt, verliert an Kraft und geht zuletzt zu Grunde. Doch ich muß mich hier, wie in so vielen andern Dingen, nach Zeit und Umständen richten." — „Freilich" sagte Consolin de St. George, „sind wir nicht mehr, was unsere Vorgänger waren. Die Heldenthaten auf dem festen Lande haben aufgehört, und auf diese kleine Insel verwiesen, können wir nur mitunter arme christliche Pilger und Kaufleute von den sarazenischen Sclavenketten befreien." — „Nun, was das betrifft," antwortete der Großmeister, „so sehe ich darin kein Sinken: denn so nützen wir vielleicht

mehr, als die Alten mit ihren ritterlichen Abenteuern ohne Folgen. Unser Amt ist beschwerlich und ehrenvoll. Gesegnet sei jeder brave Templer, der treu bei mir in seiner Pflicht beharrt und nicht wieder nach Europa kehrt, um als Vorsteher einer unserer 9000 Balleien, Comthureien oder Priorate zu schwelgen und den Neid zu erwecken." — „Freilich," sagte Ponsard de Gisl, „ist unser Orden jetzt reicher als je." — „Und bald wird er vielleicht eben deswegen sehr arm werden!" sagte der Großmeister ernst, das Gespräch abbrechend."

„Ich habe dieses erste Gespräch nie wieder vergessen können. Jacob von Molay's schlichter gerader Charakter, sein gesunder Sinn, sein treues Herz spiegelte sich gleich darin ab. — Ach, Ihr kennt ihn, Jungfrau Else! Ihr habt ihn ja in der Tischlerhütte gesehen."

„War er es?" rief Else verwundert. — „Ja, ja!" sagte der Ritter, heftige Gemüthsbewegungen unterdrückend; „jetzt droht er aber nicht mehr mit den sanften Augen, jetzt leidet er nicht. Er hat die Gefahr überstanden, er ist gerettet!"

„Und wie er sich am ersten Tage bewies, so bewies er sich die ganze Zeit, die ich unter seinem Paniere diente. Alle Mittage hörten wir Weisheit aus seinem Munde, und seine Tischgespräche waren lehrreicher als die Predigten mancher Aebte und Mönche."

„Ich wurde jetzt mit einigen andern Edelknaben in der Seewissenschaft unterrichtet, und befand mich gleich in meinem Elemente, wie die junge Ente im Wasser, die noch nicht geschwommen hat und deren Ei man unter eine Bruthenne gelegt. Sie schwimmt gleich, als sollte es so sein, während die Hühnlein am Strande zurückbleiben und sich nicht genug dar-

über wundern können, wie ihr Kamerad und Spielgeselle plötzlich ein solcher Seemann geworden ist. Meine Vorfahren waren Alle Wikinger oder heroische Seeräuber gewesen. Hier ging es freilich gegen die Seeräuber; allein die Lust und der Trieb, ein Schiff zu führen, ein fremdes Fahrzeug zu entern und sich tapfer auf dem Verdeck herumzuschlagen, kam mir bei meinem jetzigen Handwerke sehr wohl zu-statten."

„Zu Hause beschäftigte uns besonders die Kunst in den Freistunden, die nur Gottesdienst und Leibesübungen übrig ließen. Mehre Provenzalen und deutsche Ritter übten die Minnesängerei; der große Italiener Dante aber, der eben seine Divina comedia gedichtet hatte, wovon wir ein schön geschriebenes Exemplar bekamen, band den meisten von uns die Zunge und benahm uns den Muth, uns weiter in Kleinigkeiten zu versuchen. Dagegen bekam ich eine außerordentliche Lust zum Malen. Der treffliche Oderigi besuchte unsern Großmeister, der alles Schöne und Ausgezeichnete liebte; er gab mir Unterricht und ich habe nachher die Kunst ins Größere getrieben. Oderigi war der Erste, der schöne kleine Compositionen zu den Legenden machte. Die Bilderchen, die Ihr mir in Euerm Legendenbuche zeigtet, sind alle recht gute Copien nach ihm; Ihr begreift also leicht, wie große Unterhaltung mir diese Blätter gewähren mußten."

„Kurz nachher begab sich eine tragische Begebenheit, wo ich meine Malergeschicklichkeit auf eine traurige Art ausübte. — Eines Tages holten wir auf dem Meere einen türkischen Freibeuter ein, der eben ein christliches Schiff erbeutet und die ganze Mannschaft niedergemetzelt hatte, weil sie sich nicht ergeben wollte. Das Caperschiff wurde von uns

wieder geentert und genommen. Als der Häuptling sah, daß keine Rettung möglich war, ging er in den Schiffsraum hinunter, holte ein außerordentlich schönes Frankenmädchen herauf, und mit den Worten: „Dich, meine schönste Beute! sollen sie mir doch nicht rauben," stieß er ihr seinen Dolch tief in die Brust."

„Ich stand wie versteinert, denn ich erkannte das Mädchen wieder; es war die schöne Blondine, die ich in Italien mit dem Jesuskinde in der Kirche gesehen hatte, die immer, seit der Zeit, meiner Phantasie vorgeschwebt hatte, besonders an dem Tage, wo ich Templer wurde und das Gelübde der Ehelosigkeit ablegte."

„Habt Ihr ein solches Gelübde gethan?" rief Else entsetzt. — „Unser Orden ist aufgehoben, und wir sind der Welt zurückgegeben!" antwortete der bleiche Ritter ruhig.

„Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich den Mörder, von meinen Gefährten getödtet, blutend bei dem Mädchen liegen. Ich trug die schöne Leiche auf mein Schiff hinüber; nach Cypern zurückgekommen, ließ ich sie auf mein Zimmer tragen und malte sie, wie sie dalag, mit dem Dolche in der Brust. Darauf begrub ich sie unter dunkeln Cypressen an einem einsamen schattigen Ort, meinem Lieblingsaufenthalt in den folgenden Jahren, wo ich oft stundenlang saß, in Gedanken vertieft. Es schien mir, als wäre das holde Bild meiner Hoffnung auf Glückseligkeit in der irdischen Welt verschwunden. Jetzt ward ich ein echter Templer, hatte nur Sinn für meinen Schöpfer, für Christus und die heilige Jungfrau, für Tapferkeit, meinen Orden, meine Ordensbrüder, und unter diesen besonders für den herrlichen Molay, der

mir zugleich Fürst, Vater, Bruder und Freund geworden."

„Und das Bild?" frug Else. — „Hab' ich noch immer; trag' ich noch immer auf meiner Brust." — „O zeigt es mir doch, lieber Ritter! Bitte, bitte!" — „Ich fürchte, der Anblick könnte Euch erschrecken." — „Nicht doch! Die Aehnlichkeit ist gewiß nicht so groß, als Ihr meint. Zeigt nur das Bild." — Er nahm ein Miniaturgemälde aus einer kleinen goldenen Kapsel, die er an einer Goldkette um den Hals trug, öffnete sie, und jetzt war Else nahe daran, in Ohnmacht zu sinken, denn sie sah sich selbst sehr ähnlich gemalt, mit aufgelösten Haaren, bleichen Wangen, blutigem Gewande, und ein Dolch stak tief in dem schönsten Busen.

„Hab' ich es Euch nicht gesagt," sprach der Ritter, „daß Euch dieser Anblick entsetzen würde? Die Aehnlichkeit ist außerordentlich." — „Ja, außerordentlich!" rief Else mit einem tiefen Seufzer. „Karen! findest Du nicht auch?" — „Ei du mein Himmel," rief die Alte und schlug die Hände über den Kopf zusammen; „da liegt ja das liebe Kind ermordet und abgethan, wie ein geschlachtetes Huhn. Was ist doch das? Wie ist doch das möglich? Gott Lob, Du befindest Dich ja wohl, und blühst wie eine junge Rose. Wie soll ich denn das verstehen?" — „Ich will das Bild wieder verwahren," sagte der Ritter, und steckte es in den Busen. „Laßt Euch diesen seltsamen Zufall nicht wundern, liebe Else. Wir staunen das unerschöpfliche Genie des Schöpfers an, und bewundern es besonders in den immer abweichenden Bildungen der sich sonst so ähnlichen menschlichen Gesichter. Mitunter muß aber doch eine große Aehnlichkeit stattfinden, und das ist nun hier der Fall.

Und für mich hat das Ganze etwas Bedeutendes, was meine Denk- und Gefühlsart wohl ausspricht. So lange keine Möglichkeit für mich da war, eine solche holde Geliebte zu besitzen, war sie verschwunden — war sie todt für mich; kaum aber bin ich meines Eides entbunden, so lebt sie wieder." — „Ach, das ist ja sie nicht!" seufzte Else, „die Arme schläft schon seit Jahren in der Erde Schoos, unter dunkeln Cypressen." — „Wir leben aber," sagte Karen, „und wo noch Leben ist, ist Hoffnung. Der Ritter hofft, so kannst Du auch hoffen. Er gefällt mir immer mehr, der junge Mann, er ist auch nicht mehr so blaß; eine feine Röthe färbt schon seine Wangen; er speiset auch bei weitem besser. Ich habe jetzt gar nichts gegen die Heirath, und werde Euch am Hochzeitstage einen Beweis meiner Kochkunst ablegen. Und Herr Rane muß auch eingeladen werden; er kommt gewiß, denn der zürnt nicht lange und er versagt selten eine gute Mahlzeit."

„Wir kommen jetzt," sprach der Ritter ernst, „zu der wichtigsten Begebenheit meines und vieler merkwürdigen Menschen Leben, von der ich nie gesprochen haben würde, wenn mir nicht die gestrandeten Franzosen heute das fröhliche Evangelium gebracht, das plötzlich meinen Leiden und meinen Gewissensbissen ein Ende gemacht."

„Clemens der Fünfte war durch des französischen Königs Philipps des Schönen Bestrebungen Papst geworden; und als ein Geschöpf des Königs mußte er Alles thun, was dieser wollte. Es hieß, der Papst und der König von Frankreich wollten einen neuen Kreuzzug bewerkstelligen, und was konnte uns Templern erwünschter sein, die wir, auf die Insel Cypern zurückgedrängt, nur wie ein Schatten unserer

vorigen Herrlichkeit lebten? Unter dem Vorwande nothwendiger Berathschlagungen wurde der Großmeister mit sechzig Tempelrittern nach Frankreich eingeladen. Der sonst so kluge Molay war wie mit Blindheit geschlagen; denn er hätte wol wissen können, besonders wegen seines Verkehrs mit dem verstorbenen Papste Bonifacius, den Philipp bis in den Tod haßte, daß ihm der König im Herzen nicht freundlich geneigt war. Wir hatten aber Alle große Lust, das liebe Europa einmal wiederzusehen. Ein neuer Kreuzzug schien den meisten von uns so reizend, so erwünscht. Viele wollten auch gern sich aus Eitelkeit ihren Verwandten und dem Volke in ihrer Herrlichkeit zeigen; die Insel Cypern, so schön sie war, erschien uns, weil wir sie nicht verlassen konnten, zuletzt als ein Gefängniß. Kurz, mit großer Freude und leichtem Sinn schifften wir uns ein; im Anfange Octobers des Jahres 1307 waren wir schon in Paris, bekamen den Tempel zu unserem Aufenthalte, und unser Großmeister, der sich wie die übrigen Fürsten „von Gottes Gnaden" schrieb, wurde wie ein König empfangen, und die ersten Tage gingen hin mit großen Banquetten und Erlustigungen."

„Nie vergeß' ich den schlauen, kalten, feinen König, mit dem freilich hübschen aber treulosen Gesichte, in welchem sich eine gewisse Charakterstärke mit Hinterlist vermischte, wie er den letzten Abend meinem lieben guten Molay, der wie die Ehrlichkeit selbst in Eisen gegossen aussah, den Hof machte und mit Freundlichkeit überhäufte. Viele von uns fingen auch jetzt an, Verdacht zu schöpfen, aber es war zu spät. In der Nacht nach dem großen Gastmahle, als wir im tiefsten Schlummer dalagen, wurden wir aufgeweckt und von abscheulichen Schergen

in die ärgsten Gefängnisse geworfen. Darauf wurden wir der gräulichsten Ketzereien angeklagt. Des Königs Beichtiger, Wilhelm von Paris, Inquisitor und Erzbischof von Sens, war unser Richter und unversöhnlicher Feind. Was so in vielen Jahren geschehen ist, ist der Welt genugsam bekannt; so viel muß ich aber sagen, weil ihr der Kunde ermangelt: man beschuldigte uns der Verleugnung Christi, der Verhöhnung des Kreuzes, daß wir Teufelsdienst und Zauberei getrieben, ein Idol, Namens Baffometus, angebetet, die Sacramente verachtet und uns schändlichen Ausschweifungen ergeben hätten. Auch klagte man uns an, daß wir den König von Frankreich und den Papst absetzen und eine Adelsrepublik in ganz Europa stiften wollten. Wäre die Hälfte davon wahr, so hätten wir zehnfach den Tod verdient; es war aber beinahe Alles Lüge und Trug. Freilich konnten wir nicht dafür verantwortlich sein, was unsere Vorgänger seit zweihundert Jahren vor uns gethan. Viele irrige Meinungen hatten sich wol zur Zeit eingeschlichen. Es war glaublich, daß gnostische und manichäische Schwärmerei, unter andern die Meinung, daß der Gott Christus von dem Menschen und Juden Jesus getrennt werden müsse — sich bei einigen unserer Vorfahren eingeschlichen hatte. Noch zu Molay's Zeiten, ehe er Großmeister wurde, war es gewöhnlich, bei der Weihe der Templer auf das Kreuz zu treten und zu speien."

„Jesus Maria!" rief Else entsetzt; und Karen, die aufmerksam saß und zuhörte, ließ vor Schrecken den Spinnrocken aus den Händen fallen.

„Das war aber nicht Gottlosigkeit, nicht Unglaube, was dazu trieb," versetzte der Ritter, — „sondern vielmehr ein abgeschmackter frommer Eifer. — Sollen

wir den Galgen verehren, fragten die Alten damals, woran das unschuldigste Wesen auf der Welt sein Leben verloren hat? — Molay machte seine Templer darauf aufmerksam, daß das Kreuz jetzt eine symbolische Bedeutung bekommen habe, und daß es Unsinn wäre, ein Zeichen zu verhöhnen, das wir selbst, uns zu Ehren, auf den Mänteln tragen; und der Gebrauch wurde abgeschafft."

„Ihr habt also nicht auf das Kreuz getreten?" fragte Else ängstlich. „Nein, gewiß nicht!" erwiederte der Ritter, sich andächtig bekreuzigend.

„Was nun die übrigen Beschuldigungen betrifft, so waren sie so lächerlich und läppisch, daß sie kaum eine Widerlegung verdienten. Eine goldene Reliquienkapsel, die wir wie andere Katholiken geküßt, hatte zu dem Idole Basometus Anlaß gegeben, eine Benennung, die vermuthlich aus dem verdreheten Namen Mahomeds seinen Ursprung hat. Freilich hatten wir eine gefährliche Macht erworben, welche drohete, der überhandnehmenden Gewalt des Papstes und des Frankenkönigs die Waage zu halten. Daran wäre vielleicht wenig verloren gegangen; wenigstens waren die Templer nicht durch List und Kniffe, sondern durch Tapferkeit und That zu ihrer Hohheit gelangt. Wollte aber Philipp der Schöne Alleinherrscher werden, so mußte er uns vertilgen, denn wir ließen uns nicht wie der Papst Clemens beherrschen. Unser Untergang war also beschlossen."

„Sechs Jahre lang schmachtete ich, wie viele Andere, in einem scheußlichen Gefängnisse. Es mangelte uns das Nothwendigste, die Sacramente der Kirche wurden uns verweigert, die im Gefängnisse verstorbenen Brüder wurden in den Kerkern begraben. Endlich, als wir Nichts bekennen wollten, wurde

die Tortur angewandt. Ponsard de Gisi mußte in einer Grube liegen, die Hände auf dem Rücken gebunden, so fest zugeschnürt, daß ihm das Blut durch die Nägel drang. Richard de Vado wurde so lange ans Feuer gehalten, daß ihm das Fleisch verbrannte und einige Tage nachher Knochen ausfielen. — Ihr kehrt das Gesicht mit Abscheu weg, Else? Glaubt nicht, daß ich Lust daran finde, durch die Beschreibung Euer Mitleid wieder zu martern; es ist jedoch nicht zu meiner Rechtfertigung, aber zu meiner etwaigen Entschuldigung nothwendig, daß Ihr Euch von diesen Greueln eine deutliche Vorstellung macht."

„Es war dem Könige besonders darum zu thun, den edeln Molay zu vernichten, denn mit dem Großmeister fiel der ganze Orden, und man sagte mir immer: wenn ich gegen Molay zeugen wollte, daß die gegen ihn gemachten Beschuldigungen wahr wären, so würde ich mit dem Leben davonkommen. Mit größtem Abscheu und Verachtung hörte ich eine Zeit lang diese Vorschläge; doch Kummer, ungesunde Luft, Mangel an Bewegung, schlechte Nahrung und tägliche Angst hatten zuletzt den unbändigen Löwen in eine zahme Hauskatze verwandelt. Ich fiel in eine hitzige Krankheit, und kaum war sie überstanden, so benutzten meine Henker diesen Zustand, mir ein falsches Geständniß aus dem Busen zu pressen. — Ich wurde in die Folterkammer im Kellergewölbe der Inquisition gebracht, die eiserne Thüre wurde geöffnet — und da stand eine Maschine, sehr ähnlich der Rolle drunten im Keller, — und vier grimmige Knechte standen grinsend und zogen mit knarrendem Laut die Hölzer und Seile hin und her! —"

„Ach!" rief Else, „jetzt begreif' ich Alles, jetzt versteh' ich Alles!"

„Die Frage wurde mir wieder vorgelegt, ob ich gegen Molay zeugen wollte? Man versicherte mir, der Großmeister würde nichts weiter zu leiden haben, als daß er von seiner Würde entsetzt werde, und daß er sich als Privatmann auf eine seiner reichen Comthureien zurückziehen müsse; der König wäre schon so weit gegangen, daß er nicht wieder zurücktreten könne, er oder Molay müsse abdanken. Wenn ich aber gegen den Großmeister zeugen wollte — man zeigte mir eine große Liste, worauf schon viele Templer ihren Namen geschrieben hatten — so würde ich Freiheit und ein anständiges Vermögen bekommen und auch den Großmeister retten."

„Ich warf das Pergament mit Abscheu aus der Hand und rief: Nimmermehr! Tödtet mich! — Ich wurde auf die Folter gespannt, konnte aber die unsäglichen Schmerzen nicht aushalten und rief: Ich will unterschreiben! — Kaum hatte ich das gesagt, so wurde ich von Banden und Ketten befreit. Ich schrieb meinen Namen und war frei. Es schien mir, als habe ich einen Pact mit dem Teufel mit meinem eignen Blute unterschrieben. Man gab mir Gold, aber ich mußte Frankreich gleich verlassen. Ich war wie Kain, als er seinen Bruder erschlagen hatte. Ich hoffte, im Vaterlande Linderung meiner Herzensqual zu finden. Ich traf auf dem Wege Walther von der Vogelweide, er tröstete mich mit lieblicher Heiterkeit, zeigte mir ein inniges Bedauern, frischte die Hoffnung bei mir wieder auf, und seine Lieder zerstreuten ein wenig meinen Kummer. Ich hoffte, in meinem Vaterlande werde es noch besser gehen; die Erinnerungen der unschuldigen Jugend winkten mir. Aber der Schuldige brachte überall seinen Fluch und seine Hölle mit. Ihr singt ein altes Lied, liebe

Else! von Agnete, die so lange beim heidnischen Meermanne verweilte, als sie sich endlich einmal wieder in der Kirche den Heiligenbildern näherte:

„Agnete tritt zur Kirchenthür hinein,
Da kehrten ihr den Rücken die Engelein."

„So kehrten mir auch alle Engel der Jugenderinnerungen den Rücken — bis ich Euch sah. Da sah ich wieder Maria mit dem Jesuskinde auf der Flucht nach Aegypten, und es schien mir, als habe ich noch auf meiner Flucht in meinem Herzen mein Jesuskind gerettet. Da fing ich wieder an Molay's Rettung zu hoffen. Unmöglich war sie doch nicht, nicht einmal unwahrscheinlich; denn wenn der stolze ehrgeizige König seinen Willen durchgesetzt hatte, der Templer Macht gebrochen und er Herr ihrer großen Reichthümer geworden, wie konnte es ihn dann noch freuen, Unschuldige zu vernichten? — Allein er hatte schon so viele Unschuldige ermordet! — Und so wechselten Furcht und Hoffnung in meiner Brust, bis heute, als ich mit den ehrlichen französischen Seeleuten gesprochen habe, denn sie bringen mir das Evangelium: daß Molay glücklich aus seinem Kerker befreit worden und nach einer reichen Comthurei in Frankreich gezogen ist, wo er sich still verhalten soll; verläßt er aber, ohne des Königs Urlaub, das Reich, dann hat er sein Leben verwirkt."

Herr Rane saß zu Hause beim alten Raynwald und langweilte sich damit, Bolzen für seine Armbrust zu schneiden. Er hatte drei ganze Stunden geschwiegen, und Raynwald schwieg noch besser; es vergingen oft ganze Tage, ohne daß sie ein Wort sagten; der

Ritter machte ihm dann blos seinen Willen durch Geberden und Armbewegungen kund. Als Raynwald einmal von einem Freunde aufgefodert wurde zu sagen, warum er eigentlich das Sprechen so sehr haßte, soll er diese längste Rede in seinem Leben gehalten haben:

„Was hat man von dem Sprechen? Das verursacht dem Menschen sein größtes Unglück. Woher kommt der Zank? Vom Sprechen. Die Misverständnisse? Vom Sprechen! Denn wer sich mit Zeichen begnügt, hält sich zur Sache, verliert sich nicht in Spitzfindigkeiten und erregt keine Lust des Widerspruches. Woher Feindschaft, Haß? Blos vom Sprechen. Eitelkeit, Hochmuth, Verleumdung, Lügen — alle diese Teufel sind die ärgsten Schwätzer. Und wozu brauchen wir das verfluchte Plaudern? Kann man nicht gesund sein, arbeiten, Kleider machen, Häuser bauen, sich in Waffen üben, ja sogar Krieg führen ohne Sprechen? Kann man nicht essen, trinken, Schach spielen, schlafen und Kinder zeugen, ohne ein Wort zu sagen? Ich glaube bestimmt, daß der Apfel der Erkenntniß in Edens Garten eben die Gabe der Rede gewesen ist. Im Stande der Unschuld schwiegen die Menschen wie die Thiere und vertrugen sich gut; kaum aber hatte Eva von der verführerischen Frucht gekostet, so fing sie an, sich mit Adam zu zanken und jagte ihn mit dem ungewaschenen Maule zum Paradiese hinaus. Fort war die Ruhe und die Glückseligkeit. Darum sind auch noch bis auf den heutigen Tag die Weiber die ärgsten Schwätzer und die ärgsten Zänker."

Nachdem Rane die Hoffnung aufgegeben hatte, die schöne Else zur Frau zu bekommen, ging er in Raynwald's Denkungsweise immer mehr und mehr ein,

und schwieg immer besser; denn auf der Frauenburg hatte er sich doch früher oft von den beredten Weibern verführen lassen, die Einsylbigkeit zu brechen.

Als die zwei Leute eine Zeitlang schweigend gesessen hatten, sagte Rane: „Beneide die Bolzen!“ — „Warum?“ — „Treffen immer ihr Ziel.“ — „Weil sie immer nur dasselbe wollen; wer das thut, trifft auch.“ — „Else will mich nicht!“ — „Bleiben lassen!“ — „Es betrübt mich!“ — „Thorheit!“ — „Ich liebe sie!“ — „Einbildung.“ — „Was hilft?“ — „Zerstreuung.“ — „Wie mich zerstreuen?“ — „Nach Rothschild reisen.“ — „Der König mag mich nicht.“ — „Kinderpossen.“ — „Wie soll ich mich einschmeicheln?“ — „Aufwartung machen.“ — „Ich will hinreiten.“ — „Wann?“ — „Morgen.“ — „Gut! Soll ich mit?“ — „Ja!“ — „Gut.“ Damit war die Sache abgemacht, und am folgenden Tage ritten sie Beide nach Rothschild.

Ritter Aki hatte den schönsten Abend bei seiner Else zugebracht; sie waren miteinander in den Garten gegangen, und der Mond runzelte nicht mehr die Stirn, sondern lächelte theilnehmend zu ihnen vom Himmel herab. Die Rosen hatten ihre Kelche in der heitern Nacht nicht wie die spröden Lilien und Tulpen zugeschlossen, und die schönste Rose, Elsens rother Mund, hatte dem Glücklichen den ersten Kuß gegeben. Karen war auch vergnügt, denn der Ritter hatte eine treffliche Eßlust bekommen und schien jetzt einholen zu wollen, was er seit lange versäumt hatte. — Erst spät in der Nacht trennten sie sich, und Aki ging langsam zu Fuß, seinem jetzigen

Glück nachdenkend und kaum trauend, nach der entfernten Tischlerhütte.

Erst jetzt, sich der Hütte nähernd, erinnerte er sich des Schicksals der armen Bewohner, das freilich von dem seinigen gegenwärtigen sehr verschieden war. Ihr einziger Sohn Siwald, mit einer Zofe Elsens versprochen, sonst ein starker rüstiger Jüngling, war plötzlich krank geworden und in ein hitziges Fieber gefallen, und man zweifelte an seinem Leben.

Als Aki sich der Hütte näherte, hörte er drinnen laut schreien und weinen. — „Ach, er ist gewiß gestorben!" dachte der Ritter. „Wie seltsam ist des Menschen Leben, wie wandelbar unsere Schicksale! Als ich unglücklich war, waren sie glücklich; jetzt, da ich zur höchsten Glückseligkeit gelangt bin, verzweifeln die Armen."

Als er die Hüttenthüre aufmachte, fand er Vater, Mutter und Braut sich anstrengend, den rasenden Kranken, der mit einem Lichte in der Hand, mit starkglühendem Gesichte, und mit Riesenkräften, die ihm die Raserei gab, dastand, wieder ins Bette zu bringen.

„Nein, er soll brennen!" rief der Kranke entrüstet; „ich kann dies abscheulich milde Gesicht mit der drohenden Miene nicht länger aushalten. Traut ihm nicht! Er meint's nicht ehrlich! Er bringt Tod und Verderben über die Hütte. Er lächelt wie eine blaue Giftblume! Seine Ruhe ist wie die Schwüle eines bevorstehenden Gewitters! Kein Blatt rührt sich, kein Wind bewegt sich, und man ist nahe daran zu ersticken. Aber er soll brennen! Brennen! Hat er es auch nicht verdient — das Loos ist geworfen!" — „Mein unglücklicher Sohn rast im Fieber!" rief der Vater weinend. „Helft mir, Ritter, ihn wieder

ins Bette zu bringen. Das Bild drinn in Eurem Zimmer, das Ihr gemalt, der alte Mann im weißen Mantel mit dem rothen Kreuze, ist Schuld an Allem. Der ist ihm immer durch den Kopf gefahren und hat ihn endlich aus dem Bette getrieben. Er nahm das Licht vom Tische weg, und ehe wir es gewahr wurden, hatte er schon das Bild angezündet."

Der Ritter öffnete seine Zimmerthüre und fand die Stube voll Rauch. Molay's Bild brannte. Noch durch die Flamme blickte des Großmeisters Auge scharf und drohend, zugleich aber voll Mitleid auf den bleichen Ritter, und ward dann plötzlich vom Feuer verzehrt. Aki lief in die Küche, holte einen Eimer Wasser und löschte das Feuer, das die ganze Hütte zu verzehren drohte. Indeß hatte man den Kranken zu Bette gebracht, und er fiel in einen tiefen todähnlichen Schlummer.

Die Stube des bleichen Ritters war jetzt ganz aufgeräumt, nur das Bette mit der Leiche des Tischlersohnes stand darin. Ritter Aki hatte die Hütte verlassen, seine Miethe bezahlt und droben in einem Nebengebäude seiner schönen Braut ein Zimmer bezogen. Sein Pferd wieherte jetzt lustig im Stalle der reichen Besitzerin, stampfte mit den Füßen, prustete, und freute sich da Gesellschaft zu finden.

Der alte Tischler stand allein in seiner Werkstatt und machte einen Sarg für seinen Sohn von Buchenholz. — „Du lieber Baum!" sagte er; „du standest draußen auf dem Hügel. Wie oft hab' ich als Kind unter dir gespielt und mit meiner Mutter in deinem Schatten gesessen. Am Tage meiner Hochzeit war ich auch da; und oft hab' ich meinen ein-

zigen Knaben zu dir auf dem Arme hingetragen. Ich hoffte, sein Geschlecht sollte auch unter dir spielen und glücklich sein. Ich wollte seine Hochzeit in deinen Schatten halten. Der Blitz schlug in dich herunter und zertrümmerte dich an demselben Tage, als er in die Kirche einschlug. Da kaufte ich dich, als du von deiner Wurzel abgesägt warst, und wollte aus deinen Dielen meines Sohnes Brautbette machen. Das war albern von mir! Der Baum, in den das Wetter einschlägt, ist ein unglückliches Holz, und aus dem frischen Holze wäre nur ein schlechtes Brautbette geworden. Aber zum Sarge bist du gut genug. Jetzt, armer Siwald, ist dein Brautbett in einen Sarg verwandelt. Ach das geschieht ja immer mit uns Menschen, nur langsamer, und wir merken es nicht. — So will ich dir denn aus diesen sechs Dielen und vier Bretchen einen schlichten, leichten Sarg machen, nicht stark und schwer. Er soll kein langes Gefängniß sein, für deinen einsamen Körper. Dein Staub soll sich mit dem Staube der ganzen übrigen Erde bald wieder vermischen. Das ist so hübsch, so brüderlich. Aber dein Geist fliegt hinauf durch die blaue Luft, zu dem selig lächelnden Jesus Christus mit der Dornenkrone, die jetzt voll weißer Blüten ist, und bringt dich in deines ewigen Vaters Schoos. Und wenn die Posaunen vom Kirchthurme tönen, und die frommen Brüder geistliche Lieder singen, — dann sprichst du heimlich mit mir, dann höre ich deine Stimme und du erzählst mir himmlische Geheimnisse. Dann gedulden sich deine alten Aeltern; die Trennung dauert ja nicht lange. Die arme Dirne, die Inger aber, beklag' ich! Sie wollte so gern Rosen pflücken im Liebesgarten, und jetzt muß sie in Gethsemane unter lauter dunkeln

Rosmarin und Krausemünzen weinen und wehklagen."

Der Ritter saß glücklich auf der Burg, seiner Else zur Seite, im traulichen Gespräche der Liebe. Er drückte ihre Hand oft an seine Lippen, und wagte auch mitunter einen Kuß auf den Mund. Sie wollte wieder die goldene Kapsel von seiner Brust nehmen, er erlaubte es aber nicht. Es war schon früher ein Paarmal geschehen und hatte in Elsens Seele eine finstere wunderliche Stimmung nachgelassen. Wie er sich aber weigerte, bekam sie immer größere Lust dazu, und sagte zuletzt halb in Scherz, halb in Ernst: wenn sie nicht das Bild zu sehen bekäme, so wollte sie ihm auch nicht erlauben, sie zu küssen.

Die alte Karen hatte eben einen schönen Kirschkuchen gebacken, den sie zum Vesperbrote den Liebenden auf den Tisch hinstellte. „Zankt Ihr Euch schon, Kinder?" rief sie, halb staunend, halb lachend, als sie ins Zimmer hereintrat und den Unmuth der Schönen bemerkte. — „Er will mir nicht erlauben, das Bild zu sehen," sagte Else schmunzelnd. — „Das ist nicht recht von ihm," sprach Karen; „es ist doch so hübsch gemalt und so ähnlich. Nur sollte der Todesdolch ein Pfeil des kleinen heidnischen Gottes Cupido sein, wie sich die Minnesänger gottlos genug ausdrücken. Ich darf aber doch wol das Bild sehen?" versetzte sie, dem Ritter heimlich einen Wink gebend. „Ja," sagte der Ritter, „Ihr seid eine alte ruhige Frau, die Einbildungskraft erregt in Euch keine störenden Gefühle. Da habt Ihr das Bild! Thut damit, was Ihr wollt." — „Und nun soll

keines von Euch das Bild sobald wieder zu sehen bekommen!" rief Karen, und lief damit zur Thüre hinaus. Else aber, die sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, das Bild zu sehen, lief ihr nach und wollte es ihr aus der Hand reißen; allein Karen, die das durchaus verhindern wollte, weil sie schon in einer schlaflosen Nacht die tragischen Wirkungen des Bildes auf Else vernommen hatte, bedachte sich nicht lange, sondern warf das Bild durch's offene Fenster in den Teich hinaus. „Das war sehr schlecht von Dir!" rief Else entrüstet und weinte fast vor Zorn.

Hierdurch entstand ein Stillschweigen und eine kleine Verstimmtheit, die ihnen Allen unangenehm genug war, die aber bald von den lauten Klagen einer wirklich Unglücklichen unterbrochen wurde. Nichts bringt den Menschen klarer dazu, sein eingebildetes Leiden einzusehen, als ein wirklicher Kummer.

Inger, die arme Braut des verstorbenen Jünglings, näherte sich mit Heulen und Schluchzen. Der ungebildete Mensch kennt keine stille Trauer; entweder stürmt sein Gemüth, oder er versinkt erschöpft in gedankenlose Zerstreuung. Als Inger ihre gute Herrschaft sah und voraus wußte, daß Elsens fühlendes Herz ihre Sorge theilen würde, wurde die Leidenschaft in ihrem Busen, die auf dem Wege geschlummert, wieder rege, und machte sich in halben Worten und unzusammenhängenden Reden Luft. Endlich, als sie sich etwas gefaßt hatte, sammelten sich ihre Gefühle in einen Gedanken: sie äußerte zu wiederholten Malen, daß es sie sehr trösten würde, wenn ihr Bräutigam, wie ein vornehmer Ritter, in der Kirche begraben werden könnte, statt draußen auf dem Kirchhofe. Er war Steinmetz und Bildhauer gewesen, und hatte viele Leichensteine für adelige

Herren und Frauen verfertigt. Einige Sandsteine standen noch zu Hause in der Scheune in Vorrath, seine ganze Hinterlassenschaft. Wenn er nun in der Kirche begraben und ein hübscher Leichenstein über ihn gelegt würde, meinte Inger, so könnte sie dasitzen und auf den Stein hinschauen, während gepredigt würde, und alle die Messen, die man in der Kirche sänge, würden wie Seelenmessen über sein Grab tönen.

Else und Aki fanden diesen Wunsch so rührend, daß sie gleich versprachen, solchen in Erfüllung zu bringen; denn damals kannte man noch nicht die große Scheu vor Kirchenbegräbnissen. Ritter Aki ritt selbst am folgenden Tage hin zum Prior der Klosterkirche, um mit ihm Abrede zu nehmen. Als er zurück zur Burg kam, sagte er: „Wie sonderbar trifft es sich! Ich kann diesem verstorbenen Jüngling ein Geschenk machen mit dem ganzen Grundeigenthum, das ich in Dänemark habe, ohne es selbst zu wissen. Als mein Vater begraben wurde, kaufte sein Freund Meister Hans für seine wenige Hinterlassenschaft den Begräbnißplatz, und da findet sich eben so viel Raum, daß noch ein Grab gemacht werden kann. Den soll die arme Inger für ihren Bräutigam haben.“

Elsen gefiel das nicht recht, daß eine fremde Leiche bei Aki's Vater liegen sollte, sie war aber zu zart, diese Sache weiter zu berühren; und als die arme Inger wiederkam, tröstete man sie damit, daß ihr Bräutigam in der Kirche vor dem Altare der heiligen Brigitte zur Seite des Vaters des edeln Ritters begraben werden sollte.

Am folgenden Tage ließ Herr Rane den Neuvermählten sagen, daß er gegen Abend kommen würde, ihnen seinen Glückwunsch zu bringen. „Das ist größere Höflichkeit, als ich von Herrn Rane erwartet hätte, daß er sich melden läßt," sprach der Ritter. — „Er ist böse geworden," sagte Karen zu Else, „weil Du ihm den Korb gegeben; darum kommt er nicht mehr als Freund, sondern als Fremder, als Nachbar blos, weil es die Sitte so fodert." — „Er ist mir immer herzlich gut gewesen," sagte Else, „es schmerzt mich, daß ich den guten Rane unschuldigerweise kränken muß." — „Ich hoffe," sagte der Ritter, „daß er uns heute Abend mit seiner Güte verschont, und sie bis morgen aufschiebt; denn es regnet immer stärker und der Abend ist für diese Jahreszeit außerordentlich kalt und trübe." — „Wollen wir Licht bringen lassen?" fragte Else. „Ach nein, Geliebte! Diese Dämmerung ist eben sehr angenehm." — „So will ich Euch ein Lied zur Harfe singen!" sprach das Mädchen, sich mit jungfräulicher Scham aus seinen Armen windend.

Eben wie Else hinging, die Harfe zu holen, trat Herr Rane mit klirrenden Sporen zur Thüre herein. „Guten Abend!" — „Guten Abend, lieber Rane! Ich hoffte Euch kaum heute Abend noch zu sehen." — „Warum?" — „Es regnet ja!" — „Ja, es regnet." — „Dann seid Ihr wol naß geworden?" — „Ja, ich bin naß geworden." — „Wollt Ihr einen trockenen Wamms von den meinigen leihen?" fragte der Ritter. — „Nein, bedanke mich; bleibe lieber naß. Daran bin ich gewöhnt, das thut mir nichts." — Hier entstand ein Stillschweigen, welches Else und Aki so boshaft waren, nicht erst unterbrechen zu wollen. Endlich sagte Rane: „So ist es

wahr? Ist es wahr? Darf ich meinen Glückwunsch abstatten?“ — „Ich danke Euch, lieber Rane.“ — „Also seid Ihr mit dem Ritter versprochen?“ — „Ja, lieber Freund!“ — „Und Ihr mit dem Fräulein?“ — „Ebenfalls.“ — „Wünsche viel Glück!“ — „Wir danken schönstens!“ sagte der Ritter.

Jetzt entstand ein noch längeres Stillschweigen und Else sagte endlich: „Was gibt's Neues, Rane! Ihr seid ja in Rothschild gewesen.“ — „Ja, ich bin in Rothschild gewesen.“ — „Habt Ihr den König gesprochen?“ — „Ja, ich habe den König gesprochen.“ — „Ist er gnädig gewesen?“ — „Ja, er ist gnädig gewesen.“ — „Waren einige Fremde da?“ — „Ja, es waren Fremde da.“ — „Welche?“ — „Franzosen!“ — „Was waren das für Franzosen?“ — „Es waren Gesandte des Königs von Frankreich.“ — „Und was hatten die dem Könige zu sagen?“ fragte Ritter Aki jetzt aufmerksam und gespannt. — „Daß der Großmeister der Tempelherren, Jacob Bernhard von Molay, sammt dem Großprior von der Normandie, Guido, nebst vierundfunfzig andern Tempelrittern auf einer der Seineinseln in Paris den 18. März dieses Jahres lebendig verbrannt worden sind.“ — „Gottes Blut!“ rief Aki, „das ist unmöglich; die gestrandeten Matrosen haben es ja ganz anders erzählt.“ — „Eine Schifferlüge!“ sagte Rane; „ich habe es aus des Gesandten eignem Munde gehört, als er im Audienzsaale dem Könige die Nachricht brachte. Es thut mir leid um den armen Molay; denn ich sprach nachher einen Diener des Gesandten, der mir im Vertrauen versicherte: Molay wäre ganz unschuldig, weshalb er auch seine Mörder, den Papst Clemens und den König Philipp, binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht geladen habe. Der Papst sei

schon gestorben, und an Philipp merkte man, daß er auch bald daran müßte, denn er wäre nach der Hinrichtung des Großmeisters ganz blaß und mager geworden, zitterte an allen Gliedern, habe keine Ruhe, könne weder essen noch schlafen, und schicke jetzt Gesandten an alle christliche Fürsten, um sich zu entschuldigen; nur könne er es nicht vor Gott und seinem eignen Gewissen."

„Gute Nacht, Else!" sagte Aki mit hohler Stimme und klappernden Zähnen, ihr eine eiskalte Leichenhand reichend. Es war so dunkel im Zimmer geworden, daß sie ihn nicht mehr sehen konnte. Er stand wie ein schwarzer Schatten vor ihr. „Aki, um Jesu willen! bleibt noch!" rief Else ängstlich. — „Ich kann nicht! Ich muß jetzt fort! Gute Nacht!" sagte er wieder lauter, und war verschwunden. — Else und Rane hörten sein Pferd über das Steinpflaster schreiten.

„Wo will er jetzt hin?" rief Else verzweifelnd. „Er wohnt ja jetzt hier auf meiner Burg! Er hat keine andere Heimat in der ganzen Welt! Die Nachricht hat ihm den Kopf verwirrt." — „Ich will ihn suchen und zurückbringen," sagte Rane. Ehe er aber auf's Pferd und über die Zugbrücke gekommen war, war der bleiche Ritter aus der Gegend verschwunden. Rane machte einige vergebliche Kreuz- und Querzüge, und kehrte unverrichteter Sache zurück.

Der alte Tischler saß um Mitternacht im Leichenzimmer, Aki's voriger Wohnstube. Sein Sohn lag in Todtenkleidern in dem von ihm neulich gezimmerten Sarge. Zwei große Talglichter brannten auf langen, auch noch vom Vater verfertigten und mit

Kienruß schwarzgemalten Fichtenleuchtern. Der von Kummer, Arbeit und Nachtwachen tiefgebeugte Greis saß da wie ein steinernes Bild, stützte das Haupt auf die Hand und stemmte den Ellenbogen auf das Knie, als Aki hereintrat.

Der Alte sah auf, und als er den Ritter gewahrte, ging er ihm entgegen und sprach mit leiser Stimme: „Ach, edler Ritter! kommt Ihr auch noch in der Nacht, meinen lieben Todten zu sehen? Ich danke Euch herzlich, daß Ihr seiner armen Braut gewillfahrt und ihm ein Begräbniß in der Kirche verschafft habt. Nicht als ob ich diesen Wunsch billigte, denn meines Bedünkens ist es weit schöner unter Gottes gewölbtem Himmel in dem frischen Blumenschooße der Erde zu liegen, als hinter traurigen Kirchenmauern; allein in solchen Sachen muß man den Trauernden ihren Willen lassen, wenn es möglich ist und es sie trösten kann.“ — „Wie befindet sich Eure Frau und Schwiegertochter?“ fragte der Ritter. „Sie wollten auch wachen,“ versetzte der Alte; „aber die erschöpften Kräfte fodern ihr Recht; sie sind beide drinnen auf dem Bette eingeschlafen.“ — „Und Ihr, guter alter Mann! bedürft auch des Schlafes. Ich kann doch heute Nacht nicht schlafen; wenn es Euch gut dünkt, will ich Euch ein Paar Stunden ablösen und bei Eurem Sohne wachen.“ — „Ach, lieber Herr Ritter! das ist gar zu große Ehre.“ — „Ihr wißt, ich bin kein Mann von vielen Worten, und sage nur rein heraus, was ich meine. Geht hinein, legt Euch zur Ruhe. Gegen Morgen werde ich Euch wecken und Abschied nehmen, denn es steht mir eine lange Reise bevor.“ — „Verlaßt Ihr schon Eure schöne Braut?“ — „Nein, nein! ich verlasse sie

nicht. Dringt nicht weiter in mich und begebt Euch zur Ruhe."

Der Alte ging. Aki setzte sich dem Todten gerade gegenüber, nachdem er das Schweißtuch von dem blassen Gesichte weggenommen hatte. — „Reisegefährte!" sagte er, „Du bist noch bleicher als ich. Nicht wahr, der Augenblick ist nicht so bitter, als es uns mancher Feigling gern einbilden wollte? Jetzt schläfst Du sanft; Dein Herz weiß nichts mehr von Angst und Qualen, von fehlgeschlagenen Hoffnungen." — Darauf schwieg der Ritter eine Weile und schaute vor sich hin. Zufälligerweise fiel sein Auge auf's Fenster, und da hatte der Vater das übriggebliebene Stück von dem verbrannten Gemälde hingestellt, um den Zugwind zu verhindern. Es war nur der weiße Mantel mit dem rothen Kreuze. — „Ja, ja!" sagte Aki schmerzlich, „Du warst so unschuldig, Molay, wie die weiße Farbe Deines Kleides. Du hast auch das Kreuz mit Deinem unschuldigen Blute geröthet. Bald folge ich Dir. Ich will es nicht besser als Ihr andern haben. Betet für mich zur gebenedeieten Jungfrau und zu dem Helden und Heiland Jesus Christus!"

In diesem Augenblicke richtete sich der Todte von der Bahre auf und sah den Ritter mit großen Augen an. „Was willst Du?" fragte Aki, ohne sich im Mindesten darüber zu verwundern, „kommst Du aus dem Reiche der Todten, mich abzuholen?"

„Ich befinde mich jetzt sehr wohl!" sprach der im Sarge Liegende. „Der Schlaf hat mich gestärkt; ich muß entsetzlich lange geschlafen haben; hier ist's aber sehr kalt und enge, warum hat man mich aus dem guten warmen Bette genommen?"

„Herr Jesus!“ rief der alte Vater, der sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte und die Thüre öffnete; „Siwald, mein Sohn! Lebst noch, bist nur scheintodt gewesen. O ich glücklicher, glücklicher, glücklicher Mensch! Frau! Inger! Braut! Mutter! erwacht! Siwald ist auch erwacht; ist nicht todt, stirbt nicht, befindet sich besser; die Gefahr ist vorüber. Aber wir müssen ihn gleich in's warme Bette bringen.“

Unter diesen Reden waren Mutter und Braut auf die Beine gekommen und wollten ihren eignen Ohren und Augen nicht trauen. Der bleiche Ritter nahm den Kranken in seine starken Arme und trug ihn hinein auf das Lager; darauf ging er wieder hinaus in die Leichenstube, und setzte sich auf seinen vorigen Platz hin, während die glückliche Familie im Nebenzimmer den Kranken umringte und fragte, wie er sich befände und was er wünsche?

„Es verlangt mich sehr, etwas zu essen,“ sagte er, „mich hungert gewaltig.“ — „Ach, du lieber Gott!“ rief die glückliche Mutter, „er ist jetzt gesund, die Krankheit hat sich mit diesem schweren Schlafe geendigt. Allein wir müssen sehr vorsichtig sein, ich will ihm ein leichtes Essen bereiten.“ — „Nein, ein tüchtiges, Mutter, ein tüchtiges! denn mich hungert entsetzlich,“ sagte der Sohn. Und Alle lachten und weinten laut vor Freude, küßten ihn, und die eine schob die andere zurück, um den lieben Wiedergeschenkten zu liebkosen. Die Mutter brachte ihm bald etwas; und wie er nun munter im Bette aufrecht saß und mit großer Lust das ihm Gegebene verzehrte, weinten sie Alle wieder vor Freude.

Der Vater öffnete die Thüre zum Leichenzimmer

und rief: „Lieber, gnädiger Herr Ritter! sitzt doch nicht so traurig da! Kommt zu uns herein und theilt die Freude! Ihr wolltet meinem Sohne ein schönes Grab in der Kirche gönnen, jetzt gönnt Ihr ihm gewiß noch lieber das schöne Leben. Ihr seid ja auch glücklich; das edle Fräulein heirathet Euch! Ihr werdet Herr aller dieser Güter, und auch unser Herr. So kommt und freuet Euch über Eurer Kinder Glück!"

„Alter," sprach der Ritter, der mit Bleistift auf ein Stück Pergament geschrieben hatte, „kommt einen Augenblick herein! Ich habe Euch etwas zu sagen." Der Alte kam. Der Ritter zog sein Schwert. „Schwört mir auf dieses Kreuz Verschwiegenheit, so werde ich Euch glücklich machen. Ich verlange nur Schweigen und einen kleinen Dienst von Euch." — Der Alte schwur. — Der bleiche Ritter reichte ihm das Stück Pergament. „Hier ist mein Testament. Ich vermache Euerm Sohne mein kleines Vermögen." Er reichte ihm eine große Goldbörse. „Nur etwas verlange ich wieder von Euch." — „Himmel! Herr Ritter, was ist das? Was wollt Ihr?" — „Gebt mir den leeren Sarg! Und dann Friede mit Euch allen." — Der Alte konnte sich nicht in seiner Verwunderung fassen; ehe er aber wieder sprechen konnte, hatte der bleiche Ritter den Sarg schon hinausgetragen. Das Gewitter zertheilte sich; der Mond schien durch die rabenschwarzen Wolken, und im Mondschein sah der entsetzte Greis den bleichen Ritter mit dem Sarge auf dem Pferde schnell davonreiten.

Else war die ganze Nacht nicht zu Bette gegangen; sie saß im Fenstererker, und als das Gewitter gegen Morgen sich zertheilte und der Mond schien, spähte sie mit ängstlichem Blick in die weite Gegend. Es schien ihr, als ob alle Baumblätter und Grashalme weinten, und der Mond flog mit verzweifelndem Gesichte und gerunzelter Stirn schnell durch die Wolken, als wollte er die Gegend verlassen. Endlich überwältigte die Müdigkeit auch sie, sie warf sich mit den Kleidern auf's Bette, und lag so ein Stündchen im halbwachenden, halbträumenden Zustande.

Da schien es ihr, als klopfe Jemand dreimal an die Thüre, nicht mit dem Finger, sondern es wurde eine schwere Holzecke dreimal gegen die Thüre gestoßen. Sie rief zitternd herein; die Thüre ging leise auf — und da stand im blauen Mondlicht eine bleiche Gestalt mit dem gelben Sarge auf dem Rücken. „Jesus Maria!" rief Else entsetzt. „Kennst Du mich nicht mehr, Else?" sprach die Erscheinung; „ich komme, von Dir Abschied zu nehmen:

Wenn Du Dich erfreuest,
Wol ohne Schmerz und Noth,
Dann ist mein Sarg bestreuet
Mit jungem Rosenroth.

Wenn Du Dich betrübest
Im kummervollen Muth,
Dann ist mein Sarg da drinnen
Voll von geronnenem Blut.

Schon kräht der Hahn, der rothe,
Zum Grabe ruft er mich;
In's Grab gehört der Todte,
Drum muß ich lassen Dich!"

Mit diesen leisen Worten verschwand die Erscheinung wieder. Auf das heftige wiederholte Klingeln kam Karen und wollte ihre höchst aufgeregte Herrschaft mit der Versicherung beruhigen, daß sie geträumt habe, „Nein, nein!" rief Else, „verschone mich mit Deinem alltäglichen Trost. Ich weiß es zu gewiß. Laß gleich den Wagen vorspannnen! Ich will zum Tischler hinunterfahren. Da ist er gewiß. Warum haben wir nicht gleich daran gedacht?" — „In's Leichenhaus, Kind?" — „Ja, ja! in's Leichenhaus! dahin gehör' ich eben."

Sie fuhren nach der Waldhütte und hörten schon in der Ferne so großes Jauchzen und Frohlocken, daß Else sich getrost zu Karen wendete und rief: „Ach Gott, Du hast doch Recht; es ist ein nichtiger Traum gewesen. Er ist gerettet, sie freuen sich dessen."

„Ist Er gerettet?" rief sie der alten Tischlerin entgegen, die zur Thüre heraustrat. „Ja, ja!" rief die Alte, „Gott hat ihn erhalten, er lebt wieder, mein theurer, einziger Sohn!" — „Euer Sohn lebt wieder? Gott sei Dank! Wo ist aber der Ritter Aki? Habt Ihr ihn nicht verwichene Nacht gesehen?" — „Ja, er ist hier gewesen," antwortete die Alte kleinlaut; „aber wieder weggeritten. Dieses Pergament hat er uns gegeben, das ist auch für Euch!" Else nahm das Pergament und las folgen-

des Gedicht, sehr flüchtig, mit kaum leserlicher Hand geschrieben:

Mein Gold vermach' ich dem armen Mann,
Dem Todten, wiedergeboren.
Es brennt wie Blutgeld in der Hand,
Daran ist wenig verloren.
Für dreißig Silberlinge
Verkaufte Judas den Herrn;
Ich machte mich nicht so geringe,
Doch steh' ich von ihm nicht fern.
Für hundert Goldstück'! Warum nicht so gern
Für dreißig Silberlinge?

Mein Pferd, mein schnelles starkes Roß,
Du schaudertest nicht im Gewitter!
Du warst ein treuer Reisegenoß;
Doch dich vermach' ich dem Ritter.
Komm' ich auch nicht in den Himmel,
Ich reite nicht mehr nach dem Hain.
Herr Rane! nehmt den Schimmel,
Und laßt uns Freunde sein.
Und betet auf des Todten Gebein,
Erfleht mir Gnade vom Himmel!

Ade nun, Else! geliebte Maid!
Ich sehe Dich nimmer wieder.
Verschwunden ist die Herrlichkeit,
Verstummt der Liebe Lieder —
Verstummt im Grabesschoße.
O Glückes Unbestand!
Du gabst mir eine Rose,
Die werde Dir wieder gesandt.

Sie liegt in meiner linken Hand,
Gehüllt im welken Moose.

„Jetzt müssen wir nach der Kirche!" rief Else, als sie das Lied gelesen hatte; „mein Herz sagt mir: da treff' ich ihn." — Sie fuhren schnell zur Kirche, hielten aber erst bei dem Hause des Kirchenvoigts, um den Schlüssel zu bekommen; denn es war sehr früh, die Mönche schliefen noch Alle und die Frühmesse sollte erst nach zwei Stunden gesungen werden. Der aus seinem Schlafe gestörte Kirchenvoigt machte große Augen, als er die edle Jungfrau so früh sah; versicherte aber, er habe nichts vom Ritter erfahren; darum könne er aber doch wol in der Kirche sein, denn der Prior habe ihm den Schlüssel gegeben, und es wäre nichts Ungewöhnliches, daß dieser sonderbare Ritter eben bei Nacht ganz allein in der Kirche seinen Gottesdienst verrichte. — Else ließ ihn nicht ausreden; sie war schon der Kirche ganz nahe und rief freudig Karen zu: „Gott sei Lob! er ist da. Ich sehe den Schimmel bei der Kirchenthüre angebunden stehen; er wiehert im Morgenroth."

Sie sprang vom Wagen herab und lief in die Kirche. Da war alles öde und still, und sie entdeckte Niemanden. Nichts Ungewöhnliches war da, nur ein frischer Erdkreis umgab das neugemachte Grab, das für den jungen Steinmetz bestimmt war. Eine dunkle Ahnung trieb Else dazu, mit schnellen Schritten nach dem Grabe hinzueilen. Sie schaute hinunter, und Karen folgte ihr schnell genug, um die Schwankende zu halten, daß sie nicht zu Ritter Aki hinunterfiel, der im offenen Sarge dalag, mit

dem Dolch in der Brust. Die rechte Hand hielt noch fest an dem Griff des Dolchs, in der Linken hielt er eine welke Blume.

Es war beinahe ein Jahr nach dieser traurigen Begebenheit vergangen. Die Leidenschaft hatte ausgetobt, Herbst und Winter hatten wieder eine wenigstens scheinbare Ruhe in Elsens Herz gebracht; jetzt kam der Frühling. Ihre einzige Vertraute in der späteren Zeit war Sigrid, eine Schwester der jetzt glücklichen, mit dem jungen Steinmetzen verheiratheten Inger. Zu ihr sagte sie einmal, wie sie allein in der Halle zusammensaßen:

„Wie öde und traurig ist es doch hier in der Halle, obschon es meine Heimat ist und ein jeder andere Ort mir weit trauriger sein würde. Ich spielte hier als kleines Kind, meine Aeltern starben so früh, daß ich weder das Glück gefühlt habe, sie zu besitzen, noch das Unglück, sie zu verlieren. Ich wuchs empor, ohne Vater und Mutter, ohne Schwester und Bruder. Die gute Karen war mir eine zweite Mutter, sie konnte lesen, ich lernte die Kunst von ihr, und ich kann wol sagen, das war das größte Glück, das ich in meinem Leben genossen habe; denn es öffnete sich dadurch für mich eine große Welt, und das Ungewöhnliche und Seltsame begegnete mir, wann ich wollte. Ich lernte in dem großen Buche der Natur lesen, deren Frühlingsblätter ich sonst gewiß weit weniger verstanden hätte. Auch des Vogels Gesang verstand ich zu deuten, denn wenn ich traurig war, sang er: „„Schäme

Dich, Else! Ich kleines Thier habe nur ein einziges buntes Kleid und ein sehr kurzes Leben. Der Vogelfänger stellt mir nach, und doch hüpfe ich vergnügt und zuversichtlich auf meinem grünen Zweige, und singe dem Schöpfer mein Dank- und Loblied, derweil die Sonne steigt und untergeht."" So merkte ich gar nicht meine große Einsamkeit. Denn die gute Karen fühlte und verstand nur wenig von Dem, was sie las. Ach, sie war mir eine treue Freundin! Wie würde ich, ohne ihre Hülfe, die große Haushaltung so lange habe führen können? Meine größte Freude, nebst dem Lesen und der schönen Sommerblüte, waren meine Mädchen! Und Du weißt, Sigrid! wie viele frohe Stunden ich mit Euch verlebt habe. Von ältern Männern kannte ich nur den Prior, meinen Vormund, von jüngern — Rane! Ich meinte, so müßten alle Jünglinge sein, und bekam gar keine Lust, mehr solche Bekanntschaften zu machen. Zwar las ich in vielen Liedern von herrlichen schönen jungen Helden; ich dachte aber, das wären nur Gestalten der Einbildung, wie die Riesen und Zwerge, wie die Elfen und Meerfeien. — Da kam Aki — eine wahre Geistererscheinung! — Ja, Geist, Geist hatte er! Ich lernte männliche Schönheit, Tapferkeit, Höflichkeit kennen, und eine gefühlvolle Seele, nach der sich die meinige sehnte. Allein er war ein Verbrecher und mußte sterben, wie seine unschuldigen Kampfgenossen. Ich danke Gott, daß ich ihn nicht zum Manne bekommen habe, denn er wäre nie glücklich geworden, hätte mich nie glücklich gemacht. Eigentlich war er ja auch nicht einmal seines Priestereides entbunden. Aber ich lasse nie mehr Leinwand zu Hause glätten; ich kann auch

nicht mehr vertragen, eine Rolle knarren zu hören — denn das ist ein entsetzlicher Laut. Sie hat gar zu große Aehnlichkeit mit einer Folterbank; und es muß eine gräßliche Qual sein, nach einer schweren Krankheit gefoltert zu werden. Tausendmal lieber und leichter sein Leben im ehrlichen Kampfe verlieren. Davor zitterte Aki nicht, und Stolz und edles Gefühl blickte aus seinem schönen Auge. Jetzt sind ihm die Augen gebrochen, und mit gebrochenen Augen geht er oft noch herum, schwarz angethan, mit dem bleichen Gesicht und mit dem gelben schmalen Sarg auf dem Rücken. Hast Du ihn nicht gesehen?" — „Nein!" antwortete das zitternde Mädchen. „Es wäre auch Sünde, Dich zu erschrecken," versetzte Else, „aber der bleiche Ritter weiß, daß Rane wieder um meine Hand freit, daß ich ihm vielleicht mein Jawort geben werde, und das macht ihn eifersüchtig. Ich will mich aber nicht betrüben; das Aergste ist, ich darf selbst nicht betrübt sein. Er hat gesungen:

Wenn Du Dich erfreuest,
Wol ohne Schmerz und Noth,
Dann ist mein Sarg bestreuet
Mit jungen Rosen roth;

Wenn Du Dich betrübest,
Im kummervollen Muth —
Dann ist mein Sarg da drinnen
Voll von geronnenem Blut!

So muß er immer im geronnenen Blute schwimmen — und der Gedanke, Sigrid — der Gedanke bricht mir das Herz."

Mit diesen Worten stand sie weinend auf und verließ das Zimmer.

Um sie zu zerstreuen, überredete Karen sie einmal, Rane zu besuchen. Er that Alles, was in seiner Gewalt stand (es war freilich nicht viel), um sie zu unterhalten. Er zeigte ihr unter andern seine Rüstkammer, worin viele alte wunderliche Waffen hingen und lagen. Während er ihr die Armbrüste, Bogen, Dolche und Pfeile holte, warf sie oft die Augen hin auf einen bestimmten Ort und wurde immer unruhiger. Rane und Karen merkten ihre Unruhe, wußten aber lange nicht, woher sie käme. Endlich nach langem Kampfe rief Else mit wilder Freude: „Ich irre mich nicht! Da ist er, da hängt er! Der Dolch, der mein Ebenbild auf dem Türkenschiffe, der Aki in der Kirche getödtet hat.“ — Mit diesen Worten riß sie einen damascirten Dolch, mit Silbergriff und grünen Steinen von der Wand, und machte eine Bewegung, als wollte sie sich selbigen in die Brust stoßen. Karen war behend genug, ihr den Dolch aus der Hand zu reißen. „Du Närrin!“ sagte Else wunderlich und schaurig lächelnd, „es war ja nur Scherz. Kannst Du keinen Spaß verstehen?“ Mit diesen Worten fiel sie bewußtlos in der Alten Arme.

„Heilige Jungfrau!“ rief Karen zu Rane, „wie seid Ihr doch albern und ohne allen Verstand und Besonnenheit! Bringt sie selbst hier herauf, den Dolch zu sehen.“ — „Heiliger Kanut!“ rief Rane, wer kann gleich an Alles denken? Den Dolch habe ich dem Todten aus der Brust gezogen. Das ist

ein schöner Dolch! Ich habe dem Steinmetzen, dem Haupterben nach dem Testamente, den Dolch bezahlen wollen; er wollte aber Nichts haben. So habe ich den Dolch da hingehangen und wieder vergessen. Wer kann das Alles im Kopfe behalten?" — „Groß genug ist der Kopf!" sagte Karen, immer mit der Kranken beschäftigt, „wär' er nur auch so gescheidt. Ihr steht Euch selbst immer im Wege und hört nicht auf, bis Ihr mit Eurer Einfalt ihr das Leben geraubt habt. Weg mit dem verfluchten Dolche!"

Er verwahrte ihn, und mit Mühe brachten sie Elsen wieder zur Besinnung. Sie sprach nicht, ließ sich wie ein Kind von der Alten in den Wagen bringen, fuhr nach Hause, ohne ein Wort zu sagen, ging zu Bette, schlief, und sprach am nächsten Tage kein Wort von der Sache. Aber sie wurde immer blässer und ihre Kräfte schwanden mehr und mehr dahin.

Nach einigen Wochen schien ihr jedoch besser zu werden, sie war heiterer und fand sogar wieder Vergnügen am Lesen; nur las sie nicht selbst, Karen mußte vorlesen. Der Todestag des Ritters nahete wieder heran, und für diesen war Karen besonders bange. Es wurde kein Wort darüber gesprochen. Der Tag brach an, Else stand früh auf, war freundlich und still, und verlangte nicht nach der Kirche zu fahren, wofür Karen am meisten gefürchtet, und was sie auch gar nicht erlaubt hätte, wenn die Rede darauf gefallen wäre. Karen hoffte jetzt, daß Else den Tag vergessen habe, denn sie schien sich sogar auf die Mahlzeit zu freuen, die ihr

die Alte von einem Hechte lecker zubereiten wollte. Es war schon Befehl gegeben, einen solchen Fisch im Teiche zu fangen. — Sie lasen nun zur Zerstreuung einige kleine weltliche Geschichten (denn wegen der Legenden hegte Karen Besorgniß), unter andern auch die Begebenheiten von Polykrates, der so glücklich war, daß er zuletzt seines Glückes wegen angst und bange wurde, und um doch ein kleines Unglück zu haben, seinen köstlichen Ring ins Meer hinauswarf, den man ihm aber gleich in einem gefangenen Fische wiederbrachte.

„Einige sind zu glücklich und Andere zu unglücklich!" sagte Else. „Ich brauche dem Neide des Schicksals kein solches Opfer zu bringen; heute vor einem Jahre verlor ich ihn. Er hat mir lange keinen Besuch gemacht, keinen Wink gegeben."

In diesem Augenblicke trat ein Fischer froh herein und brachte der Jungfrau das in den Teich von Karen hinausgeworfene Bild; die goldene Kette hatte sich fest um den gefangenen Hecht geschlungen.

„Das trifft seltsam!" sagte Else bitter lächelnd. „So war ich doch glücklicher, als ich selbst dachte. Ob wol das Bild keinen Schaden bekommen hat?" — Sie öffnete die kleine Kapsel. „Nein, sie blutet frisch!" sagte sie mit heiserer Stimme; und mit dem lauten Geschrei: „Er ruft mich!" sank sie zurück und verschied.

Es war wieder ein Jahr nach diesem Todesfalle vergangen, als ein fremder Reisender in die Gegend kam und dem Besitzer der schönen Güter einen Besuch machte. Nane hatte Alles geerbt; er saß

in der Halle und spielte mit dem Hunde. Der alte Schweiger schwieg jetzt ganz und gar, denn er war gestorben; Karen spann Flachs im Fenstererker. Rane war in der letzten Zeit gastfreier geworden; zwar liebte er nicht Gesellschaften, aber er sah es gern, daß ein Reisender zu ihm auf einige Tage einkehrte. Er zeigte dem Fremden alle seine Merkwürdigkeiten, unter andern den Dolch, das Legendenbuch und das verhängnißvolle Bild.

„Das ist meine liebe Anverwandtin, nach deren Tode ich dieses Gut geerbt habe. Sehr ähnlich! Ich hätte sie gern geheirathet, aber Gott wollte es anders."

„Heiliger Sebald!" rief der Fremde, „hat sie sich selbst gemordet?" — Nein, keineswegs! Sie ist eines frommen christlichen Todes gestorben. Kummer und Sorge hat sie ins Grab gebracht. Das ist eine lange Geschichte; ich erzähle nur schlecht Geschichten, aber da sitzt Eine, die es vom Grund aus versteht, und die nichts lieber thut. Und ich höre auch sehr gern zu, obschon ich Alles an den Fingern weiß; es ist mir aber jedesmal, als lebte unsere liebe Else wieder auf und wäre noch hier bei uns in der Halle, wenn Karen erzählt."

Die Alte war gleich bereit und erzählte. Der Ritter spielte indeß mit dem Hunde, wischte sich aber häufig dabei die Augen mit dem Rockärmel.

Die Geschichte rührte auch den Fremden, und als sie geendigt war, ging er hin in die Kirche, das Grabmal der Liebenden zu sehen.

Es war ein schöner Sommerabend und die sinkende Sonne schien roth durch's buntgemalte Fenster. Ein junger Steinmetz lag auf den Knien und

hauete ein Bild in einen großen Sandstein. Ein hübsches junges Weib stand dabei mit einem kleinen lächelnden Kinde im Arm und sah ihm aufmerksam zu.

„Sieh, Inger!" rief der junge Steinmetz aufspringend mit froher Stimme, „jetzt bin ich fertig. Da stehen Jungfrau Else und der Ritter Herr Aki und reichen einander die Hände. Und der heilige Geist schwebt über ihnen, wie eine Taube, und segnet den Bund!"




Princeton University Library
32101 068577616



